Opp. 653 t/16

<36610703120019

<36610703120019

Bayer. Staatsbibliothek

№ 520.

Vermischte Schriften

K. A. Varnhagen von Ense.

Sechster Band:
Vermischte Schriften.
Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Sechster Band:

Vermischte Schriften.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Goethe.

	Seite
Im Sinne der Wanderer	3
Rameau	14
Werther's fünfzigjähriges Jubiläum	20
Goethe's natürliche Tochter. — Madame Guachet	24
Fräulein von Klettenberg	33
Gespräche mit Goethe. Von Eckermann	39
L'amour est un vrai recommenceur	63
Frauen in Mannskleidern	67

Erzählungen.

Die Sterner und die Psitticher. Novelle	71
Kriegsabentheuer. Novelle	123
Das warnende Gespenst. Erzählung	149
Die Strafe im voraus. Anekdote	155
Reiz und Liebe. Erzählung	171
Die Sylphide. Aus dem Russischen des Fürsten Wladimir Odojeffskii	237
Bela. Aus dem Russischen des Mich. Lermontoff	298

Gedichte.

Vorwort	359
Epigramme (30) des Platon	360
Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen	366
Die Brüder Warnawa in Hameln	—
An eine schöne Frau	367
Mädchenspiegel	368

Seite
Romanze 369
Betrachtung 370
Herbstgefühl 371
An den Uebersetzer Voß 372
Wesentliches 376
Verlorne Gegenwart 377
Auf der Reise 379
Der Edelknabe der Kaiserin Kunigunde 381
Johanna Stegen in Lüneburg 389
Der Fürstengarten 391
Stimme des Kranken 392
Die Russen in Holland 393
An der Nordsee 395
Sand 396
Karlsbad . . . . —
Wie es geht 397
Uebereinstimmung 398
Steigerung 399
Anna Milder . . . . —
Fiat applicatio 400
Falsche Götter 401
Goethe's Werke 402
Friedrich August Wolf's Marmorbüste von Friedrich Tieck —
Auf die Bildsäule der Königin von Preußen 403
Tieck's Gedichte aus Italien . . . . —
Versagt und gewährt 406
Nur weiter 407
Liebenstein . . . . —

Politisches.

Sendschreiben an einen Freund, oder höhere Betrachtungen über die französische Revolution. Von Saint=Martin. Aus dem Französischen 411
Die Rückkehr der Bourbons. Nach Schlabrendorf . . . 509
Das Königreich der Niederlande 548

Goethe.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

„Im Sinne der Wanderer."

Als vor beinahe dreißig Jahren, im Gedränge so vieler Urtheile, Betrachtungen, Studien und Deutungen, zu welchen Wilhelm Meisters Lehrjahre damals in der deutschen gebildeten Welt den unerschöpflichen Stoff boten, auch zuerst der Spruch verlautete: Das ganze Buch sei gleichsam eine Frucht, reich und schön um den Kern herumgewachsen, der in ihm durch Textstellen gebildet werde, von denen die eine bedeutungsvoll ausdrückt, wie die Erde in der alten Welt überall schon in Besitz genommen sei, und die andre schmerzlich beklagt, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt worden; — als dieser Spruch zuerst vernommen wurde, konnte er fast nur befremden: denn der leichte Sinn der meisten Leser wird im Genusse des Einzelnen durch jede Hindeutung auf ein inneres Ganze fast immer unangenehm gestört, und selbst der tiefere scheut gar oft vor dem Gedanken zurück, der ihm als ungewohnte Gestalt und auf noch unbetretenem Pfade erscheint. So wurde denn jene Aeußerung,

obwohl von einer Seite her kommend, der man sonst gern ursprüngliche und lichte Wahrheit, einfaches und geradedurchgehendes Erschauen anzuerkennen gewohnt war, von den Meisten als ein seltsames, nicht zu verstehendes Paradoxon mit bloßem Verwundern angehört, oder als ein willkürlicher, nicht begründbarer Einfall mit Kopfschütteln beseitigt.

Doch hätte schon damals ein weiteres Entfalten der hier zum Grunde liegenden Gedankenverbindung sehr gut geschehen und der Eingang zu allgemeinerem Verständnisse sich leicht eröffnen lassen, wenn jemand des Sinnes gewesen wäre, auf den *Gehalt* jenes Werkes eben so kritisch Augenmerk und Fleiß zu richten, als bis dahin vorzugsweise nur dem *Stoffe* und der *Gestalt* desselben zu Theil geworden war. In dem Buche selbst lagen noch Elemente und Beziehungen genug aufzufinden und zu vereinigen, welche jenen Gedanken tragen und haben mußten, und die beiden Textstellen konnten in mehr oder minder verhüllten Variationen dem leisen Aufmerken noch oft vernehmbar durchklingen. Wessen Sinn auf inneren Zusammenhang und tiefere Bedeutung gerichtet war, mußte wohl dunkel fühlen, daß es mit den merkwürdigen Bekenntnissen und Ausbrüchen, welchen die Alte bei Erzählung von Marianens Tod über deren und ihre eignen Verhältnisse sich überläßt, und worin der Zustand der Proletarier, der Verwahrlosten und Bedrückten, in erschütternder Nacktheit gezeigt wird, noch etwas ganz anderes auf sich hat, als durch ein groteskes Nachtstück die dichterische Wirkung wechselvoll zu erhöhen.

Auffallend und bedeutend mußte es auch erscheinen, als unvermuthet nachgewiesen wurde, was einer neuen

Entdeckung gleichkam, daß jene beiden Texte, auf welche ein so großer Werth gelegt werden sollte, von Goethe'n selbst im Stillen schon mit einem besondern Nachdruck versehen waren, indem er solche bei anderm Anlasse wiederholt, und beide an verschiedenem Orte nochmals der Betrachtung ausgestellt hatte, den einen nämlich in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, und den andern in den Beilagen zu Cellini's Lebensbeschreibung. Vieler nicht so unmittelbaren Hindeutungen oder Anklänge zu geschweigen, die sich in seinen Schriften auch sonst für dieses Thema zahlreich finden ließen.

Eine starke Sammlung würde es geben, wollte man alles vereinigen, was über Wilhelm Meisters Lehrjahre, seit der ersten Erscheinung dieses Romans, geschrieben und vorgetragen, mit einsichtiger Würdigung gedacht und belehrend ausgesprochen, oder auch mit unzugänglichem Vermögen gefabelt und vernünftelt worden. Der Dichter hat alles dieses, den Tadel wie das Lob, den guten wie den bösen Willen, schweigend vorübergehen lassen, und sich niemals über ein Urtheil, wiefern er ihm beistimme oder nicht, erklärt. Die richtige Deutung und das hellere Verständniß seines Werkes bereitete er auf die sicherste und bündigste Weise durch dessen Fortsetzung, die denn auch endlich, nach mehr denn zwanzigjährigem Zwischenraume, als Wilhelm Meisters Wanderjahre an das Licht trat.

Hier fand sich unvermuthet, zum Wunder und Staunen derer, welche jener Textstellen eingedenk waren, die eine derselben, die Betrachtung über den schon genommenen Besitz alles Bodens, in neuer Wendung wiederholt, und die Bestätigung, welche dadurch für die

Wichtigkeit jener Stelle ausgedrückt wurde, mußte um so größer sein, als Goethe'n nicht unbekannt geblieben war, zu welchem Werthe man sie hatte erheben wollen. Als nach abermaligem Verlauf einer Reihe von Jahren das ganze Werk in veränderter und vollerer Gestalt nochmals erschien, kam jene Wiederholung darin sogar doppelt vor.

Mehr aber, als dieses buchstäbliche Zeugniß, sprach nunmehr der gesammte Gang und Inhalt des Werkes, wie solche nun jedem Auge sichtbar werden konnten, für das Dasein eines tief eingreifenden, aus dem Zustande der Welt geschöpften und in das Leben zurückwirkenden Gedankens, wie er in jenen Textworten allerdings nach beiden Hauptseiten, nach der materialen und nach der idealen hin, ausgedrückt worden.

Und auch auf die Lehrjahre fiel jetzt eine neue Beleuchtung zurück; ein bisher wenig vortretender, ein oft ganz übersehener Inhalt erschien inmitten der zarten Herzens- und Geistesangelegenheiten wirksam, und zeigte sich in unmittelbarer, strenger Beziehung mit den deutlicher herausgearbeiteten derartigen Bestandtheilen der Wanderjahre. Wir haben dies schon vor längerer Zeit ausgesprochen und die Meinung aufgestellt: die zwei letzten Bücher der Lehrjahre sonderten sich bereits merklich von den früheren ab, und reiheten sich fast schon den Wanderjahren zu.

Bevor wir nun weiter schreiten, lassen wir einige allgemeine Betrachtungen, die sich aufdrängen, hier vorangehen, da sie unsern Weg auf diese Art nur erleichtern.

Was man von Shakespeare gesagt hat, daß er auf den Scheidewegen und Uebergängen zweier Zeitalter stehe,

gilt im Grunde von jedem Dichter, dem dieser Name im großen Sinne des Wortes zukommt, und diese Stellung gehört recht eigentlich zu den Bedingungen, welche sein Erscheinen tragen, seiner Ausbildung und Wirksamkeit die Mittel darbieten, und ihm die reife widerstrebende Welt, so wie die unreife harrende, gleichsam als die Stoffe seiner Kunst in die Hände liefern.

Goethe's Leben und Dichten gehört ohne Frage einem der Zeitabschnitte an, die im Gegensatze des Erbauens und Vereinens mit Recht vom Zerfallen und Zersetzen den Namen erhalten können, und die letzte Hälfte des achtzehnten nebst dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sind unstreitig als ein Gipfel solcher weither vorbereiteten Epoche anzusehen. Man glaubte die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts längst abgeschlossen, ihrem Weiterwirken feste Schranken gestellt, als dieses gerade mit Riesenschritten sich fort und fort ausbreitete. Dasselbe hatte den kirchlichen Boden, den es der früher allgemeinen Kirche glücklich abgekämpft, nur verlassen, um sich mit voller Kraft in alle weltlichen Gebiete zu ergießen, und dort gleicherweise aufzuräumen. Von dem in jener Bewegung empfangenen Anstoße lassen sich in strenger Folge alle fernere Bewegungen ableiten, welche die Mitte des europäischen Lebens seitdem ergriffen und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in einen allgemeinen Kampf gedrängt haben, der noch keineswegs geschlichtet ist, sondern seinen Zwiespalt nur stets in höhere Grundsätze und Interessen überleitet. Es darf uns nicht irren, daß der Gegensatz zweier Zeitalter, eines weichenden und eines andringenden, selber zu einer hohen Bildung gedient hat, indem der Geist der Wissenschaft und der

Dichtung sich des Kampfes bemeisterte und sich über ihn erhob; das wirkliche Leben mußte darum nicht weniger die tiefsten Leiden überstehen, mußte vom Sturm hart ergriffen und vielfältig zerschellt werden.

Das Bild dieses Lebens konnte deßhalb nur um so reicher ausfallen, die Poesie vor allem erfüllte den Auftrag, dasselbe zu erfassen und in ihren ewigen Gestalten veredelt aufzubewahren, so redlich als glänzend.

Goethe's ganze Dichtung ist fast nur das Bild der Zerrüttungen einer mit sich selber in Zwiespalt gerathenen Welt, und wenn er auf der einen Seite die Gestaltungen dieses Zwiespalts durch den Zauber und die Anmuth seines künstlerischen Genius mildert, jedes Vorhandene durch die ihm inwohnende Wahrheit in seiner Berechtigung zum Dasein darstellt, und somit gleichsam versöhnt und harmonisirt, so wird ihm von anderer Seite nicht erlassen, kraft eben derselben Kunst und Wahrheit auch manchen noch im Verborgenen ruhenden Widerstreit aus dem geheimen Dunkel hervorzuziehen und grell und scharf an das Tageslicht zu bringen. In dieser Stellung und Aufgabe des Dichters liegt vollständig der Schlüssel zu allen verkehrten Anforderungen und Vorwürfen, welche ein beschränkter und von allem Unverstandenen beunruhigter Sinn von jeher dem Dichter in Betreff der Sittlichkeit machen will, die doch seinen Werken im höchsten Grade inwohnt, auch wo er sie für blöde Augen zu verletzen scheint.

Denn gerade die Zerrüttung und Auflösung der alten Lebensformen, welche längst krank und schadhaft das frische Leben an ihren Tod fesseln möchten, und dieses neue Werdende, welches noch keine Sanktion hat, die

unerkennbar gewordene Verwicklung der ewigen Legitimität mit deren zeitlicher Usurpation, gerade dies ist ja der Stoff, den die Poesie einer solchen Epoche aufnehmen und verarbeiten muß, wenn sie selber nicht auf das Leben verzichten will. Die Masse der Zeitgenossen vermag daher den Dichter wohl zu bewundern, aber nicht vollständig zu verstehen; sie wird seine Berichte wie seine Intentionen tadeln; doch eine spätere Zeit stellt unfehlbar auch in dieser Hinsicht die Gerechtigkeit her, und erkennt an, wie in allen Wagnissen des Herzens und Freveln des Geistes der Künstler unschuldig und fromm, in aller Sinnlichkeit keusch und rein bleibt, gleich dem geistlichen Lehrer, der ohne Scheu jedem Uebertritt und Irrthum nachgeht, ihre Namen und Eigenschaften nennt, und selbst in die Abgründe der Nacht sich versenkt, um mit dem ihnen entrissenen Leben bereichert zu dem Lichte wieder aufzutauchen. Nicht anders thut der Dichter, insofern er es wahrhaft ist; er kann nur aufhören sittlich zu sein, wo er aufhört Dichter zu sein.

Frühzeitig empfand Goethe die Verwicklungen einer in sich selbst uneinigen Welt, in deren Mitte sein eignes Leben erwacht war und emporstieg. Die ersten Werke seines Genius, Werther, Götz, Faust, Stella, enthalten den Drang eines innern Lebens, das mit den ihm von der äußern Welt angebotenen Formen unruhig kämpft, sie nicht mehr erfüllen noch von ihnen umfaßt werden kann, und doch der neuen Formen noch durchaus entbehrt, in welchen es sich frei entfalten und befriedigen dürfte. Dieser Kampf, ein unaufhörlich wiederkehrendes Grundthema, setzt sich durch alle folgenden Goethe'schen Werke in den mannigfachsten und höchsten Gestalten fort;

Egmont, Tasso, Hermann und Dorothea, die natürliche Tochter, ja sogar Iphigenia — durch dasjenige, was in diesem schönen Aufruf antiker Welt doch als geheimer Lebensathem der Gegenwart weht und wirkt — die Wahlverwandtschaften, und besonders Wilhelm Meister, sind in solchem Betracht nur engverbundene Glieder einer und derselben Reihe.

Daß der Mensch unsers Zeitalters nicht in ein naturfreies Leben, sondern in eine künftige Welt hineingeboren wird, die, überall von Schranken durchschnitten und abgetheilt, zum voraus längst in Besitz genommen und durch Anhäufung todter Stoffe beengt, den Ansprüchen der Entwickelung und des Berufs taub oder gar feindlich ist, daß das neueintretende Dasein ohne Boden in künstlich schwebende vielfach verworrene Gewebe abgesetzt wird, worin dessen bester Theil nur allzu oft untergeht oder traurig dahin siecht, diese Einsicht war schon dem Verfasser des Werther eigen. Hier aber stehet die Verzweiflung noch ohne andern Ausweg, als den die gewaltsame Selbstzerstörung ihr bietet. In spätern Werken gesellt sich ihr schon eine Beigabe von Trost und Heil. In Faust und Wilhelm Meister arbeitet sich diese Richtung vollständig zu Tage. Dort wird im Geistigen der Sieg bis zur Rückführung und Versöhnung des zuerst Abtrünnigen gesteigert; hier werden dem Irdischen neue Formeln eines nach innen und nach außen gleichmäßig befriedigten Daseins angedeutet.

Der Dichter, in dessen mittlere Lebenshöhe das ungeheure Ereigniß der französischen Revolution fällt, die mit ihm in gleichem Stoffe, jedoch mit den gewaltsamsten und furchtbarsten Werkzeugen, arbeitet und wühlt,

nimmt im steten Gegensatze derselben nur die Bildung, die Einsicht und das Wohlwollen in Anspruch, um die große Aufgabe zu lösen, welche der Welt vorliegt, und wenn er Waffen führt, so ist es nur gegen die revolutionairen Gewalten selbst, die ihm unter jeder Form verhaßt sind, weil sie die eigne Sache nur zerstörend fördern. Aber das Fortschreiten in lebendiger Entwickelung, die Veredlung und Erhebung alles dessen, was besteht, die Reinigung und Harmonisirung der Welt beseelen seinen Eifer unausgesetzt, und das Vorwärtsschauen in eine reiche Zukunft trennt ihn für immer von den Wahnvollen, welche einer verschwindenden Vergangenheit als einem wiederzugewinnenden Heile nachstarren. Die Lichtstrahlen, welche schon in den Lehrjahren auf den Unterschied der Stände, auf die Verhältnisse des Grundbesitzes und auf die Uebereinstimmung der Fähigkeiten und Berufswahlen hingeworfen sind, haben selten gehörige Beachtung, oft völlige Mißdeutung erfahren. Der Dichter will nicht das Veraltete dem Gange der Natur zum Trotz festhalten, nicht die Forderungen eines neuen Aufstrebens abweisen, aber er will das Vorhandene ergreifen, das Neue ihm sicher verknüpfen und beides auf sein wahres Ziel richten. Er schätzt und preist das Dauernde, und gönnt ihm Ausdehnung, nur weiß er dasselbe auch im Wechsel zu finden, und erkennt als das eigentliche Element der Menschheit das Bewegliche, worin ihre höchsten Güter schweben, wie das ganze Weltsystem ja selber nur auf ununterbrochenes allgemeines Umschwingen und Kreisen gegründet ist.

In den Wanderjahren wird dies klar ausgesprochen, und überhaupt ein umfassendes Gebild neuer Lebens-

ordnungen in festen, doch nicht ängstlichen Umrissen mit dichterischer Freiheit aufgezeigt. Hier liegen fruchtbare Keime für eine Zukunft ausgestreut, welche den Dichter, nach Maßgabe, daß jene aufgehen, noch weithinaus eben so für den ihrigen halten wird, als er uns durch die schon entfalteten Blüthen der Gegenwart angehört. Die eindringliche und erläuternde Uebersicht, welche Hotho in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik von dem Inhalt und der Gestalt dieses Werkes so glücklich gegeben hat, überhebt uns des Versuchs einer neuen Analyse, da wir auf jene als auf eine durchaus gelungene und genügende zurückweisen können.

Wir wollen nur erinnern, wie das Buch nun nicht mehr als ein Spiel heitrer Willkür, die Einbildungskraft zu vergnügen, dasteht, sondern den ganzen Ernst und die volle Schwere der Wirklichkeit in seine Dichtung hinübergezogen hat, ein im größten Sinne didaktisches Werk geworden ist. Die Nothwendigkeiten des irdischen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchsten Vergeistigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Christenthum; die Erziehung breitet ihre Anstalten auf eignem Boden mächtig und allumfassend aus; die Bildung zur Kunst, reich ausgestattet im Besondern, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerstörendem Wetteifer in weise Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunst heran, seiner Berechtigung und Ehre neben dieser gewiß; Beruf und Fähigkeit bestimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündnissen, hier vorzugsweise die ungleichen Stände zusammenfügend, schwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erscheinung sogar zum freien, priesterlichen Segenswirken gesteigert ist; eine

neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebensloose, ein neuer Sinn des Schönen und Guten, eröffnen, — vermittelst einer großen, über den Erdboden hin sich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchsten Gegenstände und die geringsten beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, frei beweglichen und dabei hierarchisch geordneten Association, — die reiche Aussicht einer in Arbeit und Bildung fortschreitenden Menschheit, deren höchsten Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen mögen: Im Irdischen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Besitze und Genusse der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geistes- und Gemüthsleben aber, bei so vielem Unmöglichen, welches ewig versagt bleiben muß, das versagte Mögliche aus den zerbrechbaren Fesseln zu befreien.

Wir gedenken schließlich auch der wunderbaren Erscheinung, daß mit diesen Bildern gleichzeitig, doch völlig unabhängig von ihnen und einander gegenseitig völlig unbekannt, aus ganz andern Kräften und Regionen, unter demselben Nachthimmel der Weltereignisse fortschreitend verhüllt, nachbarliche Gedankenreihen verwandten Geistes aufstiegen, als Lehre sich gestalteten, und sogar den Versuch wagten, in ausübender Verwirklichung die Welt unmittelbar anzusprechen.

Hier aber halten wir inne. Für Betrachtungen aller Art erweitert sich der Raum unabsehbar; die Urtheile und Einsichten jedoch, welche hier zu gewinnen sind, werden nur demjenigen fruchtbar sein, welcher diesen Raum mit eignen Schritten zu durchmessen keine Mühe scheut. —

1832.

Rameau.

Das geistvolle Buch Diderot's hat uns unter diesem Namen in sinnreicher Schärfe einen Karakter dargestellt, dessen sittliche Verkehrtheit, Konsequenz und Durchführung fast mit der politischen des Fürsten Machiavelli wetteifern kann. Die meisten eigenthümlichen Züge scheint Diderot wirklich von jenem Rameau, dem Neffen des Musikers, entlehnt zu haben, aber nur, daß ihre Zusammenstellung hier eine Nichtswürdigkeit und Verworfenheit hervorbringt, die jener sonderbare Mensch keineswegs trug, dem vielmehr eine gewisse Unbefangenheit eigen war, die dem Bösen entgegen ist, und das Gute nur in der allgemeinen Verderbniß nicht finden kann. Wenn schon an sich ein solcher Karakter zur Untersuchung reizt und jede genauere Kenntniß desselben willkommen ist, so müssen bei dem Aufsehen und Vergnügen, das bei uns Goethe's reich ausgestattete Uebersetzung des Diderot'schen Buchs erregt hat, folgende Nachrichten, die von dem wirklichen Rameau sich bei zweien wackern Franzosen finden, einen doppelten Reiz haben. Der erste ist der fromme und liebenswürdige Cazotte, der in dem zweiten Bändchen seiner Oeuvres choisies et badines so von ihm spricht:

„Rameau war unter allen Menschen, die ich gekannt habe, derjenige, der von Natur der ergötzlichste war. Er war Neffe des berühmten Musikers, und auf der Schule mein Kammerad gewesen; er hatte zu mir eine

Freundschaft gefaßt, die sich nie, weder von seiner Seite noch von der meinigen, erkaltet hat. Dies Menschenkind, der sonderbarste Mann, den ich gekannt habe, war mit einem natürlichen Talent zu mehr als einem Fache geboren, was ihm aber der Mangel von Haltung und Ruhe in seinem Geiste nie erlaubte auszubilden. Ich kann seine Art des Scherzens nur der vergleichen, die der Doktor Sterne in seiner empfindsamen Reise aufthut. Die Einfälle Rameau's waren Einfälle aus Instinkt von einer so pikanten Art, daß es nöthig wäre, sie zu mahlen, um sie wiedergeben zu können. Es waren keine Witzworte, es waren treffende Strahlen, die aus der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens hervorzubrechen schienen. Seine Gesichtszüge, die in der That possirlich waren, gaben diesen Einfällen, die von ihm desto unerwarteter kamen, als er gewöhnlich nur albernes Zeug schwatzte, ein außerordentliches Salz. Er, der ein eben so großer und vielleicht größerer Musiker als sein Oheim geboren war, konnte sich nie in die Tiefen der Kunst versenken; aber er war geboren reich an Gesang, und hatte die wunderbarste Leichtigkeit, für welche Worte man immer wollte, aus dem Stegreif angenehmen und ausdruckvollen Gesang zu finden: nur hätte ein wahrer Künstler seine Phrasen ordnen und verbessern, und seine Partitionen setzen müssen. Er war von Gesicht eben so gräulich als lustiglich häßlich, sehr oft langweilig, weil sein Genie ihn selten begeisterte; aber wenn seine Gluth ihm zu Gebote stand, machte er lachen bis zu Thränen. Er lebte arm, da er keinen Erwerb verfolgen konnte. Seine vollkommene Armuth machte ihm in meinem Sinn Ehre. Er war nicht ganz ohne Vermögen geboren, aber

er hätte seinen Vater des Vermögens seiner Mutter berauben müssen, und er floh den Gedanken, den Urheber seines Lebens, der wieder geheirathet und Kinder hatte, in's Elend zu versetzen. Er hat bei mehreren andern Gelegenheiten Proben von der Güte seines Herzens gegeben. Dieser seltsame Mensch lebte leidenschaftlich für den Ruhm, den er doch in keinem Fache erlangen konnte. Eines Tages dachte er Dichter zu werden, um zu versuchen, auf diese Weise von sich sprechen zu machen. Er verfertigte ein Gedicht auf sich selber, das er die Rameïde nannte, und das er in allen Kaffeehäusern herumbrachte: aber kein Mensch ging, es beim Drucker zu holen. Ich machte mir den Scherz, eine zweite Rameïde abzufassen. Der Buchhändler verkaufte sie zu seinem Besten, und Rameau nahm nicht übel, daß ich über ihn gescherzt hatte, weil er sich ziemlich gut getroffen fand. Dieser Mensch, geliebt von einigen unter denen, die ihn gekannt hatten, starb in einer geistlichen Anstalt, wo ihn seine Familie untergebracht hatte, nach vierjähriger Zurückgezogenheit, die ihm lieb geworden war, und nachdem er das Herz aller derer gewonnen hatte, die anfangs nur seine Aufseher gewesen waren. Ich halte hier mit Vergnügen seine kleine Leichenrede, weil ich noch an dem Bilde hänge, das er mir von sich gelassen hat." — So spricht Cazotte, und welcher Leser dieser Schilderung sieht nicht mit gerührter Theilnahme den grausamen Scherz, den sich die Natur in dieser sonderbaren Mischung von einander widersprechenden Gaben gemacht zu haben scheint? Dieser Rameau mit seinem einzigen Talent für Musik und mit seiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit muß sich mit seinem häßlichen Gesicht, seiner Lächerlichkeit und

Unbehülflichkeit in einem widrigen Leben verbrauchen, und niemand hat gehört, wenn sein Inneres aufgeseufzt hat! Hören wir nun auch den wohlmeinenden Mercier, der weniger innig ist als Cazotte, aber doch auch freier sieht, als die meisten seiner Landsleute. Die Stelle ist aus dem zwölften Bande des Tableau de Paris und lautet wie folgt:

„Ich habe Rameau's Neffen gekannt, der halb Abbé war, halb Laie, in den Kaffeehäusern lebte, und alle Wunder der Tapferkeit, alle Werke des Genie's, alle Hingebungen des Heldenmuths, kurz, alles, was man Großes in der Welt thut, auf das Kauen zurückführte. Ihm zufolge hatte alles dieses keinen andern Endzweck, noch anderes Ergebniß, als etwas unter die Zähne zu schaffen. Er predigte diese Lehre mit einem ausdrucksvollen Gestus, und mit einer sehr mahlerischen Bewegung der Kinnlade; und wenn man von einem schönen Gedicht, von einer großen That, von einer Verordnung sprach, alles das, sagte er, von dem Marschall von Frankreich an, bis zum Schuhflicker, und von Voltaire bis zu Chabanes oder Chebanon, geschieht unbezweifelbar, um etwas in den Mund zu stecken zu haben, und die Gesetze des Kauens zu erfüllen. Eines Tages, im Gespräch, sagte er, mein Oheim, der Musiker, ist ein großer Mann, aber mein Vater, der Geiger, war ein noch viel größerer Mann als er; ihr mögt urtheilen! Der wußte unter die Zähne zu bringen! Ich lebte in dem väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit, denn ich war immer sehr wenig neugierig, die Zukunft auszulauern; ich war über volle zweiundzwanzig Jahr alt, als mein Vater zu mir in's Zimmer trat, und so redete: Wie

lange willst du noch so leben, in Faulheit und Nichtsthun? es sind zwei Jahre, daß ich auf deine Arbeiten warte; weißt du, daß ich zu zwanzig Jahren gehangen war, und einen Stand hatte? — Da ich sehr muntrer Laune war, so antwortete ich meinem Vater: Gehangen zu sein, das ist schon ein Stand; aber wie wurdet Ihr gehangen, und noch, mein Vater? — Hör zu, sagte er; ich war Soldat und Maraudeur; der Großprofoß erwischte mich, und ließ mich an einen Baum knüpfen; ein kleiner Regen hinderte den Strick, so zuzuglitschen, wie er sollte, oder vielmehr, wie er nicht sollte; der Henker hatte mir das Hemd gelassen, weil es zerrissen war; Husaren kamen vorbei, die mir auch noch nicht das Hemd nahmen, weil es nichts taugte, aber mit einem Säbelhieb den Strick abschnitten, daß ich auf die Erde fiel. Die Kühle machte, daß ich zu mir selbst kam; ich lief im Hemde nach einem benachbarten Flecken, ich ging in eine Schenke, und sagte zu der Frau: Erschreckt nicht, mich im Hemde zu sehen, ich habe mein Gepäck zurück; Ihr werdet hören.... Ich verlange von Euch nur eine Feder, Tinte, vier Blätter Papier, ein Solsbrod und einen Schoppen Wein. Mein durchlöchertes Hemd ohne Zweifel bewegte die Frau der Schenke zur Erbarmung; ich schrieb auf die vier Blätter Papier: Heute großes Schauspiel, gegeben von dem berühmten Italiener; die ersten Plätze zu sechs Sols, die zweiten zu drei; jedermann kommt herein gegen Bezahlung. Ich verschanzte mich hinter einer Tapete, ich borgte eine Geige; ich schnitt mein Hemd in Stücken; daraus machte ich fünf Puppen, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemahlt hatte, und da lass' ich nun wechselsweise meine Puppen

reden, singe, und spiele auf der Geige hinter meiner Tapete. Ich hatte präludirt, indem ich meiner Geige einen ganz außerordentlichen Ton gab. Der Zuschauer kam, der Saal war voll; der Geruch aus der Küche, die nicht weit entfernt war, gab mir neue Kräfte; der Hunger, der ehemals den Horaz begeisterte, wußte auch deinen Vater zu begeistern. Während einer ganzen Woche gab ich jeden Tag zwei Vorstellungen. Ich ging aus der Schenke mit einem Rock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen, und genug Geld, um über die Gränze zu kommen. Eine kleine Heiserkeit, die von dem Hängen gekommen war, war völlig vergangen, so daß man in der Fremde meine wohltönende Stimme bewunderte. Du siehst, ich war berühmt zu zwanzig Jahren, und hatte einen Stand; du bist zwei und zwanzig Jahr alt, du hast ein neues Hemd auf dem Leibe; hier sind zwölf Franken, jetzt kannst du gehen. — So entließ mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es mehr hieß, da heraus zu kommen, als Dardanus zu machen, oder Castor und Pollux. Seit der Zeit sah ich alle Leute ihre Hemden nach ihrer Weise zerschneiden, und vor dem Publikum mit Puppen spielen, alles, um ihren Mund zu stopfen. Das Kauen, nach mir, ist das wahre Resultat der erlesensten Dinge dieser Welt. Rameau's Neffe, von seiner Lehre erfüllt, beging Thorheiten, und schrieb dem Minister, um etwas zu kauen zu bekommen, als Sohn und Neffe zweier großen Männer. Der Graf von Saint-Florentin, der als Minister, wie bekannt, eine ganz absonderliche Art hatte, sich die Leute vom Halse zu schaffen, ließ ihn einsperren, als einen unbequemen Narren, und seit der Zeit hab' ich nicht mehr von ihm reden

gehört. Dieser Neffe Rameau's hatte an seinem Hochzeittage alle Leiermädchen von Paris, jede für einen Thaler, gedungen, und so trat er mitten unter ihnen einher, seine Neuvermählte am Arm, zu der er sagte: Ihr seid die Tugend, aber ich habe gewollt, daß sie noch gehoben würde durch die Schatten, die Euch umgeben. — Rameau war einst bei einer schönen Dame zum Besuch, stand plötzlich von seinem Stuhl auf, ergriff von dem Schooße der Dame einen kleinen Hund, und wirft ihn schleunigst zum Fenster hinaus vom dritten Stock. Die Dame fragt erschrocken: Nun, was machen Sie denn? — Er bellt falsch! sagt Rameau, und geht auf und ab mit dem Unwillen eines Mannes, dessen Ohr verletzt worden ist." —

1811.

Werther's fünfzigjähriges Jubiläum.

1825.

Fünfzig Jahre sind es, daß Werther's Leiden in der deutschen Litteratur hervortraten, die ganze Empfindungsweise der Nation aufregten, und schnell durch ganz Europa eine Wirkung verbreiteten, deren wenige Bücher in der Welt sich rühmen können. Die Macht des Inhalts war so groß, daß sie das Leben selbst ergriff und eine praktische Gewalt ausübte, gegen welche jeder bloß

litterarische Antheil in Schatten stehen mußte. England insbesondere bewies innigste Theilnahme für die neue Lebensfülle dieses Buchs, dessen Stimmung allem entsprach, was die moderne Zeit den Landsleuten Shakespeare's in einem ausländischen Geistesverwandten desselben darbieten konnte.

Die Zeit jener Empfindsamkeit, deren Mittelpunkt Werther wurde, war eine nothwendige Epoche unserer Kulturgeschichte. In den bewegten Fluthen des entfesselten Gefühls mußten die starren Formen eines in allen Bezügen pedantisch verengten Lebens sich auflösen, ehe daraus neue Gestalten zu freier Bildung sich entwickeln konnten. Wir Jetztlebenden alle haben unsern Antheil an diesen Ergebnissen, wir Alle genießen der Frucht jener Bemühungen, auch wo wir es nicht wissen, noch ahnden. Jene Zeit ist vorüber als Epoche der Nation, aber dem Einzelnen wiederholt sie sich als Uebergang noch stets in eigner Lebenserfahrung. Den Eindruck, welchen Werther einst auf die ganze Generation machte, bewirkt er noch heutiges Tages auf die einzelne Bildungsstufe des liebenden Mädchens, des beseelten Jünglings.

Wir sind hinweg, wie über jenen ersten allzu heftigen Eindruck des Buches, auch über jene ersten Vorwürfe, welche denselben begleiteten, und in Gegenschriften, Verdammungsurtheilen und Warnungen überschwänglich an den Tag kamen. Wir sind hinweg über die erträumten Gefahren, welche die Schwäche auch hier zu finden glaubte, wie überall, wo ihr Großes und Starkes begegnet, das sie dafür zur Vergeltung zu allen Zeiten so gern als Unsittliches bezeichnen wollte; die traurige Schwäche, welche da meint, die Tugend sei zaghafte

Furcht, und nicht muthige Tapferkeit! Denn welches ächte Buch, von nur irgend wahrem Gehalt und Kunstwerth, wäre nicht zuerst immer von dieser Seite angetastet worden? Wir sind bei dem Werther gottlob über Aeußerlichkeiten aller Art hinweg; wir sehen und leben ein Inneres in ihm, das uns niemand mehr verkümmern darf.

In der That ist es nicht sowohl die vorgetragene Geschichte, nicht das tragische Loos, zu welchem die Verirrung des Besten im Menschen hier geführt wird, nicht die Kraft und Schönheit einzelner Schilderungen, wie sehr sie uns auch hinreißen, was uns jetzt mit dem Buche zumeist verbindet; sondern es ist vielmehr der Geist und Sinn, in welchem das Ganze erfaßt und gegeben worden; und dieser Geist ist der der Natur und Wahrheit, dieser Sinn der der Schönheit und Liebe. Unschuldig und hehr, in reiner Kunstgestalt, tritt die edle Erscheinung vor uns hin.

Aber sie tritt wirklich vor uns hin, eben jetzt, in eigenster Gestalt; in einer neuen, stattlichen, handrechten Ausgabe, von der ersten Verlagshandlung nach fünfzig Jahren in fast unverändertem Abdruck neu an's Licht gefördert! Es war ein schöner Gedanke, dieses Büchlein, das bisher nur immer in der Sammlung der Goethischen Werke für das litterarische Bedürfniß wiederholt wurde, zur Feier seines fünfzigjährigen Lebens und Wirkens auch wieder abgesondert hervortreten, und, gleisam auf seine eignen Füße gestellt, aus eignen Kräften seine besondere Bahn abermals durchlaufen zu lassen. Und wahrlich nicht unausgestattet erscheint es vor der Welt! Der hohe Dichter hat die Gluth der Jugend mit der Weisheit des Alters gekrönt. Wie einst

vier unerreichbar schöne Stanzen den Faust bei ähnlicher Gelegenheit dem Publikum erneuert vorführten, so leitet hier den Werther ein wundervoller Prolog auf seine neue Bahn, ein Gedicht, vor dem man staunend weilt, und fragt, in welcher Dichterbrust noch solche Kraft des Gefühls und solche Reife der Lebenseinsicht zusammenwohne? Mit aller Frische des Jünglingslebens redet der Dichter den „vielbeweinten" Schatten an:

Es ist als ob du lebtest in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingst du voran, und hast nicht viel verloren.

Und am Schlusse heißt es:

Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verstrickt in solche Qualen, halbverschuldet,
Geb' ihm ein Gott, zu sagen was er duldet!

Die Verlagshandlung hat ein wohl getroffenes schönes Bild von Goethe dem Büchlein vorangesetzt, das sich durch diese Mitgabe noch besonders empfiehlt. In Weihnachts- und Neujahrsgeschenken wird noch immer gern der Empfindsamkeit gehuldigt; die schlummernde zu wecken und die geweckte zu befriedigen mag denn auch Werther wieder einmal versuchen! Möge ihm Heil widerfahren auf seinen Wegen, möge ihm in würdigen Kreisen reich erneuerte Blüthe und Frucht gedeihen!

1825.

Goethe's natürliche Tochter. Madame Guachet.

Mit lebhaftem Antheil ersehen wir, daß die Memoiren der Stephanie Louise von Bourbon-Conti, welche den Stoff zu Goethe's Eugenie geliefert haben, jetzt eben in einer neuen deutschen Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung erschienen sind. Eines der wunderbarsten tragischen Geschicke breitet sich hier vor unsern Augen aus, und gewährt die anregendsten Betrachtungen. Der Stoff war es werth, von Goethe'n ergriffen zu werden, und es bleibt ewig zu bedauern, daß er ihn nicht bis zum Schlusse verarbeitet hat. Einem mächtigen und glänzenden Königsgeschlechte blutsverwandt zu sein, jedoch von allen Vortheilen dieses Verhältnisses ausgeschlossen zu bleiben, dann ihretwegen verfolgt und in niedres Unglück verstoßen zu werden, aus diesem aber nur aufzutauchen und den Königlichen Verwandten sich wieder anzuschließen in dem Augenblicke, da diese selber schrecklich zu Grunde gehen: diese Verwicklung hegt in sich selber einen Reiz, der durch die begleitenden Umstände, durch den allgemeinen Sturm der Begebenheiten, worin das Ganze sich verliert, und für uns auch noch durch die Nähe der Zeiten, denen wir noch kaum entwachsen sind, erhöht wird.

Bei dieser Gelegenheit hat sich aber auch der Zweifel erneuert, ob nicht der Verlauf dieser Geschichten eine Erdichtung sei, die Person selbst, welche sich als Verfasserin des Buches angiebt, gar nicht existirt habe?

Von mehreren Seiten ist diese Meinung aufgestellt und mit mancherlei Gründen unterstützt worden. Man beruft sich auf die Unwahrscheinlichkeit, daß diese Person und ihr Schicksal nicht größeres Aufsehen erregt habe, daß sie spurlos habe verschwinden können, und weder von den Freunden des Königthums noch von dessen Feinden eifriger und genauer besprochen worden sei. Uns dünkt indeß, daß diese Unterlassung nichts gegen die Aechtheit dieser Geschichte zu beweisen braucht. Wenn man bedenkt, welch ungeheurer und allgemeiner Zusammensturz der war, in welchen diese einzelne, damals noch dunkle Existenz mitfortgerissen wurde, wie viel größere und folgenreichere Schicksale und unmittelbare Thätigkeiten und Leiden sich den Mitlebenden aufdrängten, und doch bald in schnellem Wechsel ebenfalls verschwanden und vergessen wurden, so kann man sich nicht wundern, daß der Klageschrei eines unglücklichen hülflosen Weibes fast ungehört verhallte. Die anerkannten, thronberechtigten Mitglieder der Familie Bourbon erregten kaum noch Aufmerksamkeit, suchten von Land zu Land eine Zuflucht, die ihnen zuletzt nur England noch gewährte, und als die wunderbarste Wandlung der Dinge sie unverhofft wieder zu Glanz und Macht berief, mußte man erst wieder ihre verwandtschaftlichen Stellungen und Namen lernen! Wie sollte der um seine Anerkennung noch kämpfende, ausgestoßene, rechtlose Sprößling eines Nebenzweiges jener Familie unter solchen Umständen sich behauptet haben? Nur der Dichter hatte Sinn und Achtsamkeit für ein seltnes Mißgeschick, in welchem für ihn eine ganze Weltkatastrophe sich deutlich abbildete! Daß dieses Ohr ihren Schmerz vernahm,

dieses Gemüth ihr Verhängniß auffaßte und dieser Genius es darstellte, hat der unbeachteten und verkommenen Frau im Gebiete des Geistes glänzenderes Dasein gesichert, als das größte Gelingen in der wirklichen Welt ihr je hätte geben können!

Daß aber eine solche Person, wie diese Memoiren voraussetzen und als ihre Verfasserin angeben, wirklich existirt habe, darüber können wir aus zuverlässigen Nachrichten die bestimmteste Versicherung ertheilen.

Unter den vielen französischen Ausgewanderten, welche während der Revolution sich in Deutschland umhertrieben, und gegen Noth und Elend eine Zuflucht erstrebten, kam auch eine Dame nach Berlin, welche sich Madame Guachet nannte, und auch in ihrem Reisepaß mit diesem Namen bezeichnet war. Sie theilte mit ihren Unglücksgefährten das allgemeine Loos, kein anderes Interesse mehr zu erregen, als das in den persönlichen Eigenschaften oder Leistungen unmittelbar dargebotene; der höchste Rang, die größten Verhältnisse, die edelste Geburt, verschafften keine bessere Aufnahme, als auch der geringe Abentheurer erwarten durfte; das Vergangene kam wenig in Betracht, wo die Hülfsmittel der Gegenwart es nicht mehr unterstützten. Man war es schon gewohnt, daß jeder Franzose sich für vornehm ausgab, es wäre nutzlos und thöricht gewesen, der Herkunft eifrig nachzuforschen, wo das Dasein ihr so gar nicht mehr entsprach; man hielt sich an die Bildung, an die Talente, an das nächste Betragen der Fremdlinge, so wie an ihre etwanige Brauchbarkeit, und ließ das Uebrige gern dahingestellt. Mad. Guachet war an einige Personen in Berlin empfohlen, die zur höheren Gesellschaft gehörten, der Major

von Gualtieri machte sie mit Fräulein von Schuckmann bekannt, und diese brachte sie zu einigen ihrer Freundinnen, besonders auch zu Rahel, aus deren Erinnerungen und Briefschaften die folgenden Nachrichten entlehnt sind.

Hier fand sich die freundlich aufgenommene Fremde bald zu näherem Vertrauen hingezogen. Zwar nahm sie auf den ersten Blick durch ausgezeichnete Schönheit für sich ein, ihr Betragen verrieth vornehme Bildung, sie besaß die mannigfachsten Talente und Kenntnisse, welche einen sorgfältigen und reichen Unterricht voraussetzten. Sie mußte schon weit über dreißig Jahre alt sein, hatte jedoch eine jugendliche Zartheit beibehalten, die ihr im Gegensatze mit einer fast männlichen Stärke und Gewandtheit, die sich bisweilen nicht verhehlten, einen ungemeinen Reiz gab. Sie machte die feinsten Handarbeiten, künstliche Bildwerke von Thon oder Teig, die schönsten Blumen, zeichnete und mahlte, übte Musik, und wußte ihre Dichter mit bewundernswürdigem Ausdruck vorzulesen. Aber sie verstand auch mit Pferden rüstig umzugehen, zu reiten, zu fahren, ja sogar zum Hufbeschlag und Wagenschmieren bekannte sie ihre zarten Hände nicht ungeübt! Im Stichfechten und im Pistolenschießen war sie bereit, es mit jedem Mann aufzunehmen! Als ihr über diese ungewöhnliche Ausbildung männlicher Fähigkeiten einiges Befremden bezeigt, und die Erklärung so seltsamen Vereins von Eigenschaften gewünscht wurde, glaubte sie den Zweifeln, welche sie erregt sah, nicht besser begegnen zu können, als durch Erzählung ihrer Lebensgeschichte. Sie sei aus dem Hause Bourbon, vertraute sie der Freundin, dem

2 *

Makel unehelicher Geburt sei sie durch Königlichen Machtspruch enthoben worden, aber ein feindliches Familienverhältniß habe diesen Vortheil ihr zu vereiteln gewußt, bis die Revolution gekommen und Allen zum Verderben geworden sei; ihr Vater, dessen Liebling sie gewesen, habe ihr diese sonderbare Erziehung geben lassen, sie habe alles lernen müssen, was ein Mädchen, und alles, was ein Knabe wissen solle, die besten Lehrer in allen Fächern seien ihr gehalten worden, unter andern rühmte sie sich, Jean Jacques Rousseau's Unterricht genossen zu haben. Diese Erzählung erklärte das Ungewöhnliche durch nur noch größere Sonderbarkeit, und konnte wenig Glauben finden. In den Gesichtszügen allerdings war eine große Aehnlichkeit mit den Bourbons auffallend, allein diese Aehnlichkeit konnte auch nur Anlaß geworden sein, ein Mährchen zu erfinden, dem darin einige Beglaubigung gegeben schien. In der Fremde sich durch erdichtete Bedeutung und Schicksale günstig vorzustellen, einzuschmeicheln, durchzuhelfen, lag den armen Flüchtlingen so nah, wurde von ihnen so leichtsinnig und anmuthig geübt, daß ein solcher Versuch schon wenig mehr auffiel, noch für besonders strafbar gehalten wurde. Rahel mußte die Möglichkeit zugeben, daß die Sache sich so verhielte, wie Mad. Guachet sie erzählte; allein der Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit behielt die Oberhand, und anstatt höherer Theilnahme trat vielmehr einige Erkaltung ein. Das Geschick, über welches die Arme klagte, erwies wenigstens in diesem Zuge seine Tücke ächt, daß das ausgesprochne Unglück keinen Glauben, und sich dadurch nur verschlimmert fand!

Den Zusammenhang dieser Verhältnisse zu erforschen,

wäre damals in Berlin so schwierig als nutzlos gewesen. Das Leben des Tages war von näheren Bezügen erfüllt; ein Mährchen oder eine Geschichte mehr zu den vielen, die man schon vernommen hatte, konnte die Aufmerksamkeit nicht lange festhalten. Mad. Guachet verließ auch Berlin bald wieder, und wollte nach Rußland reisen, wo sie sich günstige Aussichten eröffnet glaubte.

Wir verlieren hier den Faden ihrer Geschichte; ob sie schon damals nach Rußland gekommen und mit gescheiterten Hoffnungen dorther zurückgekehrt sei, können wir nicht angeben. Wir finden sie aber in den Jahren 1800 und 1801 wieder bei ihrer Freundin Fräulein von Schuckmann, mit der sie in Mecklenburg und Holstein längere Zeit engverbunden lebte. Auf diese Freundin wirkte sie mit großer Anziehungskraft, sie hatte sich deren Herz und Sinn völlig angeeignet. Die Ungleichheit selbst, in welcher sie bald als herrische Gebieterin befahl, bald als liebendes Kind sich anschmiegte, erhöhte den Reiz ihres Wesens, das in allem Abentheuerlichen und Geringern, wozu ihre Lage sie nöthigen konnte, immer etwas von ursprünglicher Hoheit behielt.

Unter Bonaparte's Konsulat schienen in Frankreich für die Ausgewanderten neue Hoffnungen aufzugehen, und auch Mad. Guachet verlangte heftig, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihre Ansprüche dort zu verfolgen. Fräulein von Schuckmann begleitete sie, fand aber die Reise und das ganze Verhältniß je länger je mehr bedenklich und unbefriedigend. Als in Frankfurt am Main noch ein andres Frauenzimmer von guter Herkunft und einigen Mitteln, aber nicht erfreulichen

Karakters sich angeschlossen hatte, und kleine Ränke und Widrigkeiten das Zusammensein noch mehr verbitterten, erklärte Fräulein von Schuckmann, die Reise nach Paris nicht fortsetzen zu wollen, und kehrte von Mainz allein zurück. Sie behielt aber zeitlebens eine liebevolle Anhänglichkeit für die räthselhafte Freundin, deren unglückliches Loos sie noch in später Zeit mit schmerzlicher Theilnahme beklagte.

Mad. Guachet kam nach Paris, wo sie jedoch die Umstände ihren Absichten nicht günstig fand. Bonaparte wünschte die alten adligen Familien für seine Herrschaft zu gewinnen, aber die ehemals regierende Familie mußte er um so feindlicher ausschließen. Ein zweideutiges, geheimnißvolles Mitglied des Hauses Bourbon konnte nur sein Mißtrauen, seinen Widerwillen aufregen. Da Mad. Guachet in Paris mit einigen Leuten umging, die sich in dem Kriege der Vendee thätig erwiesen hatten, so vermehrte dies nur den Argwohn des damaligen Machthabers. Sie war in Paris, durch die frühern Verhältnisse von Berlin her, mit Friedrich Schlegel bekannt geworden, und lebte einige Zeit in großer Vertrautheit mit ihm. Er hat uns das obige Bild ihrer Erscheinung und ihrer Eigenschaften, wie sie zuerst von dem Berliner Aufenthalt her uns überliefert worden, durchaus bestätigt. Doch wagte auch er über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Angaben hinsichtlich ihrer Abstammung und Schicksale nicht abzusprechen. Sie hatte ihm ihre Begebnisse umständlich vertraut, und wiewohl er sie als leichtsinnige Frau kannte, die sehr in das Wesen einer Abentheurerin verfallen war, so mochte er sie doch nie für eine Betrügerin halten.

Sie hatte ihm unter andern erzählt, daß sie auf ihren früheren Irrfahrten auch nach Weimar gekommen sei, und dort ihre Kenntniß der technischen Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen, das aber ohne Genehmigung und Unterstützung des Herzogs nicht zu Stande kommen konnte. Dessen Günstling und Rathgeber habe jedoch die Sache für eine Schwindelei gehalten, das Gesuch sei abgewiesen, und ihr selber der längere Aufenthalt in Weimar nicht gestattet worden. Goethe ahndete nicht, daß er die Person, welche als Eugenie sein Innres mit ihren Schicksalen erfüllen und befruchten sollte, aus seiner Nähe verstieß, und ein Unglück, dessen geistige Betrachtung ihm Mitleid und Antheil einflößte, in der Wirklichkeit noch vermehrte! Als ihm dieser Umstand lange nachher zufällig eröffnet wurde, schien er von dem unerwarteten Zusammenhange tief ergriffen, sagte aber kein Wort, sondern ging erst schweigend mehrmals im Zimmer auf und nieder, bis er mit einer Art gewaltsamen Entschlusses plötzlich einen andern Gegenstand zu besprechen anfing.

Mad. Guachet durfte nicht in Paris bleiben; sie wurde genöthigt, einen andern Aufenthalt zu wählen. Nach mancherlei Verhandlungen wurde ihr gestattet, unter Aufsicht der Polizei in Mainz, oder vielmehr in Laubenheim, anderthalb Stunden von der Stadt, zu wohnen. Hier galt sie für eine Emigrantin, welche im Vendeekriege eine bedeutende Rolle gespielt habe, und der Präfekt, Jean Bon-Saint-André, hatte auf die mysteriöse Person, wie er sie selbst nannte, ein besonderes

Augenmerk; auch ließ ihr die Regierung eine Art Pension auszahlen.

Ein häßlicher Prozeß, in welchen sie mit einem Emigranten Hubert Saint-Désiré gerieth, für dessen Gattin sie seit einiger Zeit galt, gab ihrer Stellung vor der Welt den letzten Stoß. Einiges Vermögen, welches bisher den angeblichen Eheleuten gemeinsam zu gehören schien, war der Gegenstand des Zwistes. Der Mann ließ eine Denkschrift drucken und austheilen, worin er seine nunmehrige Gegnerin mit schonungslosen Schmähungen behandelte, und aus ihrem früheren Leben allerlei Züge anführte, die ihr zum Nachtheil gereichen sollten. Die Untersuchung ihrer Papiere brachte jedoch kein Ergebniß gegen sie; ihre Herkunft und früheren Verhältnisse blieben zweifelhaft. Indeß urtheilte das Gericht in der Vermögenssache zu Gunsten des Hubert Saint-Désiré, und Mad. Guachet, um sich den weitern Ansprüchen und Verfolgungen ihres Gegners zu entziehen, verließ Mainz und begab sich nach Frankfurt am Main, von wo sie bald nachher in Gesellschaft einer Schweizerin, mit der sie schon in Mainz befreundet gewesen, eine abermalige Reise nach Rußland unternahm. Dort soll sie mit dieser Gehülfin vereint eine Erziehungsanstalt gegründet haben. Alle weitern Nachrichten aber fehlen seitdem; wahrscheinlich hat sie ihren Namen verändert, und ist in der entlegenen Fremde unbekannt und unbeachtet gestorben. Wenigstens ist zu vermuthen, daß sie die Wiederherstellung der Bourbons, wenn dieses Ereigniß noch in ihre Lebenszeit gefallen wäre, eifrigst benutzt haben würde, um neue Hoffnungen und Versuche für ihre Ansprüche damit zu verknüpfen.

War diese Frau von so merkwürdigen Eigenschaften und Schicksalen nun wirklich ein Tochter des Prinzen von Bourbon-Conti, oder hatte sie nur eine Täuschung gespielt, die jedenfalls eine traurige und unfruchtbare war, und aus der, bei den waltenden Umständen ihre wirklichen persönlichen Vorzüge kaum eine Nachhülfe hoffen konnten: so viel bleibt gewiß, daß die Memoiren der Stephanie Louise von Bourbon-Conti auf dem Grunde eines wirklichen Lebenslaufs, einer damit zusammenhängenden weiblichen Persönlichkeit beruhen, und wenigstens insofern keine litterarische Erdichtung sind.

Fräulein von Klettenberg.

In der Reihe der schönen und lieblichen Menschenbilder, die gleich Sternen auf dem tiefblauen Grunde des Goethe'schen Lebens hervorstrahlen, haben wir uns immer von zweien besonders angezogen gefühlt, die wohl mit guten Recht aus äußerer Getrenntheit zu gemeinsamer inneren Wirkung sich freundlich vereinigen! Diese beiden sind: Fräulein von Klettenberg und Corona Schröter! Ueber beide wünschten wir wohl besondere Denkblätter gesammelt, Umrisse ihrer Erscheinung, ihrer Gemüthsart, ihrer Begabung, ihrer Schicksale. Von der Hand eines geschickten Zeichners würden hier zwei köst-

liche Bilder zu erwarten sein, besonders auch durch die Zusammenstellung bedeutend und lehrreich, wie alles wahrhaft aus dem Leben Geschöpfte und dem Leben Wiedergegebene. Wie schön würde z. B. Theodor Mundt diese Aufgabe lösen, der in zarter, sinniger Auffassung der Frauenkaraktere schon so Ausgezeichnetes geleistet hat!

Zu dieser Betrachtung veranlaßt uns der Anblick einiger Blätter von und über Fräulein von Klettenberg, die uns zufällig in die Hände kommen, und durch deren Mittheilung wir viele Leser zu verpflichten hoffen.

Fräulein von Klettenberg, welche als Stiftsdame in Frankfurt am Main lebte und mit dem Goethe'schen Hause innig befreundet war, ist bekanntlich das Vorbild zu der „schönen Seele" im Wilhelm Meister; deren dort eingeschaltete Bekenntnisse eine der wunderbarsten Leistungen des dichtenden Genius sind, indem derselbe auch in den Gebieten, die ihm fremd scheinen, sich vollkommen heimisch und sogar herrschend erweist. Die reinste Frömmigkeit, mit ihren zartesten Wandlungen und Ausdrücken, ist in jenen Bekenntnissen nicht nur Schilderung, sondern wirkliches Leben, so daß dieses Buch als wahrhafte Erbauung dienen kann, und schon oft mit dieser Wirkung gelesen worden ist. Der Graf Leopold Stolberg sonderte die Blätter, welche diese Bekenntnisse enthalten, von dem übrigen Roman sorgsam aus, ließ sie einbinden, und hielt sie wie ein Kleinod, dessen Zusammenhang mit den sonstigen, für ihn abstoßenden Inhalt des Wilhelm Meister er nicht anerkennen wollte! So viel ist gewiß, ein schöneres, edleres, beruhigenderes Bild, als das dieser von ächter Frömmigkeit durch die Wogen der Welt glücklich durchgeführten

Seele, vermag kein Dichter innerhalb der gegebenen Bedingnisse aufzustellen. Es war nämlich nicht die Aufgabe, eine religiöse Heldin, eine begeisterte Prophetin oder Märtyrerin zu schildern, sondern nur ein stilles Leben, ein Leben, das auf der gewöhnlichsten Weltlichkeit ruht, aber dennoch in der Frömmigkeit den Mittelpunkt findet, der es den höchsten Lebensentwicklungen gleichstellt; Wilhelm von Humboldt hat Unrecht, die Schranken, in welche der Dichter seine Schilderung zusammenfaßt, als eine Beschränktheit der geschilderten Person anzusehen, wie er dies in einem Briefe an Schiller thut. Ueber Fräulein von Klettenberg hat sich eine mündliche Erzählung erhalten, die merkwürdig ist. Was in den Bekenntnissen einer schönen Seele von einem ausgezeichneten Manne, der dort mit dem Namen Narciß bezeichnet ist, und von seinem Verhältnisse zu der schönen Seele gesagt wird, beruht auf thatsächlichen Erlebnissen, die durch dichterische Einkleidung nur wenig ausgeführt worden. Der Mann, welcher Fräulein von Klettenberg heirathen wollte, und mehrere Jahre als ihr Bräutigam in ihrer Nähe lebte, war ein Herr von Olenschlager, ein geborner Frankfurter. Fräulein von Klettenberg hatte seinen Karakter früh durchschaut, und wußte es lange vorher, daß er sich von ihr ganz zurückziehen werde. Sie sprach dies auch mehrmals unbefangen gegen ihn aus, und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, daß er es ihr nicht verhehlen möchte, wenn er einem andern Frauenzimmer gewogen würde, sie wünsche dies zuerst von ihm zu hören, und würde ungern durch Andre damit überrascht werden. Er war bestürzt, verlegen, und konnte und mochte doch den Ausspruch, der ihn freigab und

jene Möglichkeit setzte, nicht ablehnen. Er versprach, den billigen Wunsch genau zu erfüllen, betheuerte, daß er jetzt noch keineswegs in dem vorausgesetzten Falle sei, und fügte unaufgefordert, durch sein böses Gewissen gereizt, die Verwünschung hinzu, wenn er falsch rede, solle sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen! Fräulein von Klettenberg schauderte, und verwies ihm den Frevel, den sie nicht hören wollte: zweifelte aber nun nicht an seiner Falschheit. Sie sah ihn nicht wieder. Nach einiger Zeit verheirathete sich Herr von Olenschlager, und traf eine seinem Sinn und seinen Verhältnissen sehr entsprechende Parthei. Weitere Umstände in Betreff seines Versprechens gegen Fräulein von Klettenberg sind nicht bekannt. Nur ergab sich die schreckliche Thatsache, daß Frau von Olenschlager in ihrem ersten Wochenbette mit einem Sohne niederkam, der taub und blind war!

Fräulein von Klettenberg hat sich in Gedichten versucht. Man muß die Zeit, in welche ihre Jugendbildung und ihre Lebensblüthe fällt, in Anschlag bringen, die Zeit Gottsched's, und darauf Gellert's! In einer unreifen, abgeschwächten Sprache, und in beschränkten Versarten, wußte sie Zartheit ihres Sinnes und die Kraft ihres Gemüths eigenthümlich auszudrücken. Man wird nicht ohne Rührung die nachstehenden Zeilen lesen, die sich von ihr erhalten haben, werthe Reliquien eines schönen Daseins, so viel uns bekannt die einzigen von ihrer eignen Hand noch übrigen, denn vergebens haben wir nach mehreren Gedichten oder Briefen von ihr an manchen Orten geforscht. Die drei ersten dieser Gedichte gehörten zu einer größeren Sammlung, die sie „Anfangslieder" genannt hatte. Das vierte, eines mehr weltlichen

Inhaltes, schließt sich doch ebenfalls der frommen Betrachtungsweise an, die in den erstern herrscht, und von welcher selbst ihre heitern Launen und Scherze, denen sie auch in Krankheitsleiden ernster Art nicht entsagte, stets beseelt gewesen sein sollen. Diese Gedichte haben sich in den Papieren Rahel's vorgefunden, welche sie in Frankfurt am Main bekommen zu haben scheint.

1.

Jesus.

Lieber arm, als ohne Jesus reich an Pracht und Herrlichkeit;
Lieber krank, als fern vom Heiland frisch die ganze Lebenzeit,
Ja, viel lieber nie geboren, als von diesem Freund getrennt,
Eine Welt bei Ihm verloren, ist Gewinn, wenn man ihn kennt.

2.

In meine Bibel.

Zuschrift aus der Ewigkeit,
Brief von sehr gelehrten Händen,
Du kannst alle Noth der Zeit,
Alle bangen Klagen enden.
Der, der meinen Geist entzückt,
Den ich itzo noch nicht sehe,
Hat aus der gestirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeschickt.

3.

An Ihn.

Wie kindlich darf ich mit ihm sprechen!
Er gönnt mir stets ein offnes Ohr.
Ich trag' ihm alle mein' Gebrechen,
Und alle meine Klagen vor.
Wie leicht wird dann es an meinem Herzen,

Denn Er, Er nimmt am meinen Schmerzen
Den zärtlichsten und treusten Theil.
Umschließt er mich mit seinen Armen
Und tröstet mich durch sein Erbarmen
So werden meine Wunden heil!

4.

An die Spindel.

Komm, Spindel, komm, ich laß den Pinsel liegen,
Der mir so viele Lust gemacht.
Du, Spindel du, sollst mich anjetzt vergnügen,
Geliebter Pinsel, gute Nacht.

Wer Schimmer, Reiz und Schönheit nicht mehr schätzet,
Wem selbst die Rose nicht mehr lacht,
Weß Auge kein Original ergötzet,
Der sagt der Schild'rung gute Nacht.

Komm, Spindel, komm, die Feder soll dir weichen,
Mach, Schreibtisch, mir nicht ferner Müh;
Was sollen mir noch der Gedanken Zeichen?
Geschwinder denk' ich ohne sie.

Komm, Spindel, komm, ich kann nicht müßig sitzen,
Das Nichtsthun ist mir Qual und Tod,
Sollt ich mit feiner Arbeit mich erhitzen,
Das machte mir die Augen roth.

Doch Bücher! ja, die hätt' ich bald vergessen,
Sehr wichtig dem, der sie für nöthig hält,
Die Mäuse wollten meine fressen,
Da hab' ich sie in' Schrank gestellt.

Komm, Spindel, komm, froh soll die Hand dich lenken;
Du läßt mir Kopf und Herze frei;
Empfindungsvoll kann ich da fühlend denken;
Das andre ist doch Narrenthei.

Fräulein von Klettenberg.

Ueber die von Goethe gefeierte Corona Schröter, deren Leben antik Heitres mit modern Tragischem verbindet, und die als eine Muse in dem höchsten und geistreichsten Lebenskreise doch nur als eine Fremde erschien, dieses einsah, und sich mit Fassung und Anstand zurückzog — erst aus dem Weltverkehr, dann aus dem Leben — theilen wir vielleicht in der Folge einige nähere Betrachtungen mit.

1837.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Wir empfangen hier Goethe's Konversationen — ein herrliches Geschenk, für das wir Herrn Eckermann höchlich verpflichtet sind, — anstatt aber den Inhalt kritisch zu erörtern, und in dem Wolkenspiel und Wetterstande der Unterhaltungen bestimmte Formationen aufzusuchen und gesetzliche Folgerichtigkeiten darin nachzuweisen, wollen wir lieber die Gelegenheit benutzen und hie und da ein Wort mitsprechen, also wirklichen Antheil an der Konversation nehmen, sie erweitern, fortsetzen, ergänzen,

zustimmend, erläuternd, bestreitend, wie es der Anlaß und der Stoff uns gerade gestatten mögen. Das Buch selber zu lesen, und nach individuellem Maß in sich aufzunehmen, und sich davon anregen und befruchten zu lassen, wird ohnehin kein Freund deutscher Bildung und Goethe's verabsäumen. —

1.

Merkwürdig ist vor allem das Verhältniß Goethe's zu der sogenannten neuen Schule, den beiden Schlegel, Tieck, Novalis und ihren Freunden. Er wird von ihnen gepriesen und vergöttert, so viel sie nur können; sie suchen alle andern gerühmten Namen um ihn her auszulöschen, um den seinen allein übrig zn lassen, dem hinfort ausschließlich aller Weihrauch duften soll. Besonders gehen sie darauf aus, den nächsten nach ihm, den ihnen Gefährlichsten und Ungünstigsten unter allen Namhaften, seinen Freund Schiller zu untergraben. Dies gelingt ihnen auch zum Theil, zwar nicht bei dem großen Publikum, wohl aber bei den ästhetisch Gebildeten, wo Schiller's Ansehn noch jetzt an jenen Herabsetzungen leidet, deren Ziel er so lange Zeit gewesen. Und wie trieben sie es? Greifen sie ihn wissenschaftlich an? durch gründliche Untersuchungen, tief eingehende Prüfung seiner Erzeugnisse? durch Beweisführungen, denen nicht zu widersprechen ist? schreiben sie Bücher, Abhandlungen, Kritiken gegen ihn? Nichts von allem diesen. Sie setzen mit lächelnder Selbstgefälligkeit fest, Schiller tauge nichts, sie bemitleiden die Schwachen, die das nicht einsehn, sie wiederholen ihren Satz unermüdet, in Versen, in Prosa, in Vorlesungen, im Gespräch, sie rufen ihn

besonders der Jugend zu, die leichtsinnig und prüfungslos das Vernommene tausendfach wiederholt. Erst mit Schiller's Tode, da seine Nebenbuhlerschaft nicht mehr zu fürchten ist, bequemen sie sich zu einiger Anerkennung, zu der auch schon die öffentliche Meinung sie zwingt, denn es verlautet von vielen Seiten allzu herbe, daß Neid und Ohnmacht ihr absprechendes Urtheil einflößen. Die Anerkennung Schiller's steigt darauf mit jedem Jahr, je nachdem die neue Schule seiner mehr und mehr bedarf, um ihn Goethe'n entgegenzusetzen, mit dem sie unzufrieden ist, den sie auch gern wieder herabbringen und einschränken möchte, gegen den sie allerlei Winkelzüge versucht, den aber geradezu anzugreifen sie weder den Muth noch die Fähigkeit hat! Man sehe nur die Vorlesungen nach, in denen bald Wilhelm Schlegel, bald Friedrich ihre frühern Lobsprüche für Goethe bedingen, mit Tadel verknüpfen, ohne mittelbar zurücknehmen! Die Ursache hiervon ist kein Geheimniß. Goethe hat die Vergötterung hingenommen, ohne dafür zu danken; er hat die Talente der Schlegel gelten lassen, er hat ihre besseren Bestrebungen unterstützt, aber die Lobsprüche, die ihm gegeben wurden, durch ähnliche zu erwiedern ließ er sich nicht bewegen; ja er scheint früh erkannt zu haben, daß die beiden Brüder weit mehr sich selber meinten, als ihn, daß sie den Raum zu gewinnen dachten, den sie um Goethe herum säubern wollten, und es war gar nicht ihre Rechnung, daß er sie nicht hereinrief, und als seinesgleichen aufnehmen wollte. Goethe hat nie seine Lober angereizt, nie sie zur Fortsetzung aufgemuntert, nie durch Ungerechtigkeit oder Einstimmung in bloße Partheisache sich die Gunst der Kritiker zu er-

halten gesucht. Im Gegentheil, er zeigte es unverhohlen, daß nur Wahrheit und Aechtheit ihn bestimmen könne, daß unreines Lob ihn eben so wenig angehe, als unreiner Tadel. Er behielt seinen geliebten Schiller in treuem Andenken, er wußte seinen Wieland zu schätzen und zu ehren, und sonderte sich schon dadurch von der Schlegel'schen Parthei streng ab, die ihn vergebens als ihr Haupt und als ihren Führer vorstellen wollte, er nahm die aufgedrungene Feldherrnschaft niemals an, und blieb in seiner abgesonderten, selbstständigen, freien Stellung. Erst nachdem die Schlegel selber theils in den Hintergrund gewichen, theils zu andern Richtungen übergegangen waren, traten Goethe's unbefangene Urtheile über sie hervor, z. B. in den Briefen an Schiller, an Zelter, in den Jahres- und Tagesheften, wo er sie nach Verdienst würdigt, sie in einigen Stücken rühmt und sich ihnen zu Dank verpflichtet bekennt, sie in andern tadelt, und an ihren Ort stellt. Zu bemerken ist hierbei, daß Goethe nach dem Verstummen des Schlegel'schen Beifalls in den ihm gebrachten Huldigungen keinen Abgang wahrnehmen konnte; die Zeitgenossen seiner früheren Jahre blieben seine treuen Verehrer, und unter den jüngern Mitlebenden wandte ein zweites und drittes Geschlecht sich ihm nur stets enthusiastischer zu. Die Schlegel erschienen ganz überflüssig für ihn, und konnten bleiben oder gehen, für den Glanz seiner Stellung war beides unerheblich.

In diesen Gesprächen mit Eckermann wird dieses Verhältniß auch mehrmals berührt, und bei allem Tadel, der mitunter ausgesprochen wird, ist eine große Anerkennung, und selbst eine wirksame Vorliebe nicht zu ver-

kennen. Ueberhaupt lobt Goethe lieber, als daß er tadelt, und wo letzteres vorkommt, ist er gewiß dazu gezwungen. Die bedeutendste Stelle in diesem Betreff ist unstreitig die, wo von Tieck die Rede ist. Goethe sagt hier ganz unbefangen: „Als die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten sie sich nach einem Talent umsehen, das sie mir entgegenstellten. Ein solches fanden sie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugsam bedeutend erschiene, so mußten sie mehr aus ihm machen, als er war. Dies schadete unserm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es sich eigentlich bewußt zu werden, in eine schiefe Stellung. Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen, als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum." Hier werden die Gegner aufschreien und ihn des Selbstlobes beschuldigen, des Hochmuths, der Anmaßung! Aber hören wir ihn weiter! Er setzt sogleich hinzu: „Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." Wo ist wohl noch ein solches Wort gesprochen worden, in welchem Hoheit und Demuth so herrlich und fromm verbunden sind? —

2.

Einem harten schroffen Satz über Uhland, in Goethe's Briefen an Zelter, stellen sich hier mildere, anerkennende und hochschätzende Aeußerungen zur Seite. Wir sehen, daß Goethe den edlen schwäbischen Dichter vollkommen gelten läßt, aber auch die Seite nicht verschweigt, von der seinem Talente Gefahr drohte, und seit einiger Zeit wirklich eingetreten ist. Auffallend ist in Uhland die seit sechzen Jahren stockende Produktivität, und zu diesem Stocken findet sich der Grund theils in seinem eignen Naturell, theils in den Lebensumständen, denen er sich unterwerfen wollte. Doch scheint auch in Goethe selber ein Hinderniß zu walten, das seiner Anerkennung Uhland's immer noch einigen Eintrag thut. Er, der Meister lyrischer Poesie, der zu zwanzig und zu achtzig Jahren in seinen Liedern — wie Friedrich Schlegel sagt — gleich vortrefflich ist, scheint für fremde lyrische Poesie nicht den freien und erregbaren Sinn gehabt zu haben, den er für andere Dichtungsarten so herrlich bewährt. Ein Urtheil über Paul Flemming, welches Eckermann mittheilt, bestätigt uns in dieser Meinung. Dieser große, jugendfrische Lyriker, dessen Gefühl und Ausdruck über zwei Jahrhunderte hinaus noch heute dem höchsten poetischen Bedürfnisse genügen kann, befriedigt Goethe'n keineswegs, und fast findet er ihn ungenießbar! Hierin können wir ihm durchaus nicht beistimmen, obwohl wir es ihm sonst nicht verargen, sondern im Gegentheil hoch anrechnen, daß er einer philologischen Bewunderung und Begeisterung, mit der so viele Leute sich behelfen, gar nicht fähig war. Uebrigens verhehlen wir

nicht, daß Flemmig's Talent uns dem Uhland'schen wohl zu vergleichen scheint, in sofern beide einer Lebensjahrszeit angehören, welche den Liederblüthen günstig ist, und nach deren Ablauf sich diese verlieren. Denn, wiewohl Flemming diesen Ablauf nicht erlebt hat, sondern nach der Rückkehr von seiner Reise in den Orient inmitten der schönsten Jugend und reichsten Poesie frühzeitig starb so macht uns doch alles den Eindruck, daß er in seiner Poesie nicht so hätte fortfahren können, sondern daheim in eingerichteten Verhältnissen und ruhigen Geschäften sich mehr und mehr dem Dichten entzogen haben würde, bis dieses zuletzt versiegt wäre. Dies deutet allerdings darauf hin, daß der bloß lyrische Dichter in unsrer modernen Zeit nicht mehr der Dichter par excellence sein kann, sondern nur eine einseitige, untergeordnete Stellung in der Poesie und eine kurze Blüthezeit hat, der wahre Dichter aber in universeller Aufnahme und Schilderung des Lebens nie des Stoffes noch der Formen entbehren wird, sondern in stetem Wechsel immer neue Blüthen und Früchte bringt!

3.

Einigemal sind in Eckermann's Buche Sternchen angebracht, wo wir gerne den Namen sähen. Zum Beispiel, wenn es heißt: „Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von *** gelesen, und sein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht

wie er das Talent haben.“ Hier ist der prosaische Kommentar zu dem vortrefflichen Xenienspruch:

„Ich läugne die Talente nicht,
Wenn sie mir auch mißfallen.“

Dieser Spruch sei alle Kritikern und Urtheilern, denen das Objekt in ihrer Subjektivität zu verschwinden droht, zur Beherzigung empfohlen! Heine, der doch mit obigen Sternchen ohne Zweifel gemeint ist, kann mit der Anerkennung seines Talents wohl zufrieden sein; denn, daß ihm Goethe die Liebe abspricht, damit ist die Sache noch nicht ausgemacht, man kann auch von Goethe'n appelliren; und eine folgende Zeit und mit mehreren Akten versehene Gerichtsbehörde, der inzwischen mit dem Gegenstande dieser Liebe auch diese selber klar geworden, dürfte einen ganz andern Ausspruch geben. (Nach zuverlässiger Auskunft ist jedoch nicht Heine, sondern Graf Platen gemeint.)

4.

Als eine Merkwürdigkeit, die uns durch Eckermann's Buch neu bestätigt wird, ist es vorlängst gerügt worden, daß Goethe nirgend in seinen vielfachen Schriften und Briefen, wo doch Tausende seiner Zeitgenossen genannt und wiedergenannt werden, den Prediger Schleiermacher erwähnt, und auch in den mündlichen Memorabilien kommt er nirgends vor. Dies Schweigen ist aber gegenseitig, und auch Schleiermacher gedenkt Goethe's nirgends — soviel uns bekannt — noch erwähnte er dessen gern im mündlichen Gespräch. Wer bloß die Schriften hätte, und aus diesen folgerte, könnte in der Zukunft leicht auf

die Behauptung kommen, beide hätten gar nicht gleichzeitig gelebt, oder wenigstens nicht von einander gewußt. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, so möchten wir den Schlüssel dieser Seltsamkeit in dem Verhältnisse voraussetzen, das Goethe mit Herder hatte. Dieses hatte sich bekanntlich sehr unglücklich gestellt. Herder konnte den steigenden Ruhm und den Geniusflug Goethe's nicht ertragen, und wo er etwa noch hätte glauben können es ihm gleichzuthun, da hinderte ihn der geistliche Stand, der überhaupt Herder's Unglück war. Diese Hemmung wollte er sich nun aber zur Tugend auslegen, und machte daraus eine Würde und Heiligkeit, mit denen er seinen Freunden und Nächsten sehr zur Last fiel, und sich selber gegen die zunehmende Grämlichkeit und Vertrocknung nicht rettete. Auch Schleiermacher war durch seinen Stand in seiner freien Entwicklung gehemmt, und der Gang der theologischen und kirchlichen Sachen zwang ihn, immer mehr in jene Hemmung sich zu fügen. Von solchem Mißverhältniß wollte Goethe ein- für allemal unberührt bleiben, und wiewohl er Schleiermacher's Geist, Scharfsinn, Gelehrsamkeit und andre Gaben höchlich anerkannte, so schauderte ihn doch, mit solchen Gaben sich einzulassen, die er gegen die Welt und gegen ihn selbst unwiderruflich schiefgestellt wußte. Ein anderer Grund mag in der äußeren Persönlichkeit gelegen haben, welche für Goethe nothwendig Kraft oder Schönheit haben mußte, wenn er sich mit ihr befreunden sollte. Jung, Klinger, Knebel, Meyer, Zelter, Wolf — alle waren von großer würdiger Gestalt, von tüchtigen Gliedern, kräftigem Auftreten. —

5.

Wir können gar nicht zweifeln, daß in dieser Stelle „*** hätte bei seinem großen Talent, bei seiner weltumfassenden Gelehrsamkeit der Nation viel sein können. Aber so hat seine Karakterlosigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn selbst um die Achtung der Nation gebracht", wir können gar nicht zweifeln, wer durch diese Stelle bezeichnet ist, wollen aber diesmal nicht indiskreter sein, als der Weimarische Herausgeber.

Uns aber fällt dabei eine Antwort ein, worin Goethe einen andern Mann, dessen Karakter ebenfalls in Mißverhältniß mit seinem Talent und Wissen stand, einen unlängst verstorbenen Gelehrten, der auch wohl als Freund Ubique wegen seiner Polypragmosyne bezeichnet worden ist, mit guter Laune zwischen Anklage und Entschuldigung klemmt. Eine Freundin Goethe's, Frau von Grotthuß, stellte ihm einmal sehr beweglich vor, daß man dem armen Manne doch eigentlich Unrecht thue, wie er doch außerordentliche Kenntnisse aller Art besitze, und alles so leicht und nutzbar zu behandeln wisse. Lange ließ Goethe auf sich einreden, und hörte die zum Theil triftigen Gründe ruhig an; endlich aber brach er ungeduldig aus: „Sie haben gar nicht Unrecht, liebes Kind, es ist ganz wahr, er brauchte auch gar kein Lump zu sein, wenn er nicht durchaus wollte!"

6.

Wir finden unter andern einige merkwürdige Aeußerungen über Voltaire, über die Größe und Bedeutung seines Wirkens, die Macht seines Dastehens, die Eigenheit seiner Natur und die Vollkommenheit seines Talents.

Die Anekdote, wie Voltaire vor dem Einsteigen in den Wagen auf Verlangen von Kloster-Pensionairinnen noch schnell in allerliebsten Versen einen Prolog zur beabsichtigten Aufführung eines seiner Trauerspiele zu Papier gebracht, giebt den schönsten Beweis seiner Fertigkeit, seiner Geistesfülle und Gegenwart. Wenn jedoch Goethe von ihm rühmt, er habe in seinem unaufhörlichen Schriftverkehr mit hohen und höchsten Personen nie das rechte Maß verletzt und die zarteste Schicklichkeit stets beobachtet, so müssen wir einigen Widerspruch erheben. Voltaire'n sind manche starke Uebertretungen vorzuwerfen, besonders in seinem Briefwechsel mit Friedrich dem Großen, worüber im Allgemeinen das treffliche Werk von Preuß nachzusehen ist. Freilich gehen Voltaire's Uebertretungen nicht aus Plumpheit oder Unwissenheit hervor, er fehlt nicht gerade aus Mangel an Takt, oder weil er sich aus Irrthum vergreift: es ist vielmehr mit Bewußtsein und Absicht, daß er seine freien Schalkheiten und verwegenen Neckereien übt, es ist der Uebermuth des Talents und seiner Stellung, der ihn antreibt, wie dies heutigen Tages von Heine gesagt werden kann, dessen Grobheiten niemals unwillkürliche, sondern mit Wissen und Willen ausgeübte sind. Daß aber Voltaire in dieser Art sich Arges zu Schulden kommen ließ, davon wollen wir nur das eine Beispiel anführen, wo er im Mai des Jahres 1759 an den König von Preußen so ungebührliche Scherze gerichtet hatte, daß dieser am 10. Junius aus seinem Hauptquartiere zu Reich-Hennersdorf ihm ernst und scharf antwortete, und schließlich in einer Nachschrift diesen Verweis ausdrückte: „Mais êtes-vous sage à soixante et dix ans? Apprenez à

votre âge de quel style il vous convient de m'écrire. Comprenez qu'il y a des libertés permises et des impertinences intolérables aux gens de lettres et aux beaux esprits. Devenez enfin philosophe, c'est-à-dire raisonnable. Puisse le ciel, qui vous a donné tant d'esprit, vous donner du jugement à proportion! Si cela pouvait arriver, vous seriez le premier homme du siècle, et peut-être le premier que le monde ait porté: c'est ce que je vous souhaiti. Ainsi soit-il." Die Zurechtweisung war in der That wohlverdient, und Voltaire fühlte ihr Gewicht, doch ohne aus der Fassung zu kommen. Was aber kann er darauf erwiedern, wie soll er sich nun benehmen? Hier zeigt er sich in der That bewunderungswürdig und in seiner Natur und Rolle so fest als anmuthig! Er schreibt, nachdem er alles Andere ruhig besprochen, am Schlusse seines nächsten Briefes: „Je tombe des nues quand vous m'écrivez qui je vous ai dit des durétes; vous avez été mon idole pendant vingt années de suite, *je l'ai dit à la terre, au ciel, à Gusman même;* mais votre métier de héros et votre place de roi ne rendent pas le coeur bien sensible; c'est dommage, car ce coeur était fait pour être humain, et sans l'héroisme et le trône, vous auriez été le plus aimable des hommes dans la société. En voilà trop, si vous êtes en présence de l'ennemi, et trop peu, si vous étiez avec vous-même dans le sein de la philosophie qui vaut encore mieux que la gloire. Comptez que je suis toujours assez sot pour vous aimer, autant que je suis assez juste pour vous admirer: reconnaissez la franchise, et recevez avec bonté le profond respect du

suisse *Voltaire.*“ Alles in dieser Erwiederung ist geschickt, einlenkend, schmeichlerisch, wahr, geistreich und in der ächtesten Manier des Schreibers, sogar noch ein wenig dreist, weil dies in seine Art gehört, und weil er nicht allzu hart getroffen scheinen darf; die Hinweisungen auf das Königthum und die Feldherrnstellung des Empfängers sind meisterhaft, und auch im tiefsten Grunde wahr, so daß der König davon ergriffen und durch die Höhe seines Standpunktes recht zur Nachsicht wieder gestimmt werden muß. Auch verzieh der König sogleich und schrieb gleich im nächsten Briefe: „Vous me dites deux mots, et le reproche expire au bout de ma plume.“ Solche Macht und Gewandtheit des Geistes wirkt unwiderstehlich, und bezeugt sich selber durch ihre Wirkung. Goethe's Ausspruch wird so zuletzt auch hier doch eigentlich bestätigt. —

In Bezug auf Voltaire haben wir noch die nachstehende Rechtfertigung dieses Schriftstellers beifügen wollen, gegen eine Anklage, die auch Goethe mit Unwillen verwarf, und deren authentische Widerlegung ihn freute. Die Worte sind einem Aufsatz entlehnt, der eine reiche Blüthen- und Fruchtlese aus Voltaire's Briefen enthält, und künftig vielleicht vollständig mitzutheilen sein wird. —

Voltaire, eine der Machtgewalten des achtzehnten Jahrhunderts wird im neunzehnten abermals zu einer solchen emporgesteigert, und zwar diesmal mehr durch die Gegner, als durch die Anhänger, welche eigentlich von jenen erst hervorgerufen werden. Dieser einzig begabte und vielseitig regsame Geist hatte Schwächen und Fehler genug, an welchen seine Feinde auch nicht unter-

ließen zu zerren und zu quälen nach besten Kräften. Allein der Partheigeist der Fanatiker, die er im Interesse der Menschlichkeit zu bekämpfen nicht müde ward, suchte ihm neben dem Tadel, den er verdiente, anderen, größeren anzuhängen, den er niemals verschuldet. Dies erneut sich in unseren Tagen mit verdoppelter Heftigkeit. Seine Aeußerungen werden entstellt, vergiftet, verläumderischen Voraussetzungen Preis gegeben, wo die geringste litterarische Kritik, falls sie angewendet würde, sogleich den Ungrund der Beschuldigungen darthun müßte. Ein merkwürdiges Beispiel dieses Verfahrens sei hier angeführt!

Es ist bekannt, daß Voltaire eine lange Zeit hindurch seine Briefe an die vertrautesten Freunde gern mit der abgekürzten Formel écr. l'inf. schließen mochte; dieses écrasez l'infâme war die seinem Geiste stets gegenwärtige unabläßige Mahnung zur Bekämpfung des Fanatismus und Aberglaubens, der zu Voltaire's Zeit eine noch furchtbarere, blutigere Gestalt hatte, als ihm in späterer Zeit wieder zu erlangen bisher noch möglich war. Im achtzehnten Jahrhundert hat niemand die Sache anders genommen. Was aber geschieht im neunzehnten? Französische Schriftsteller und deutsche sogar — welche dadurch den Vorwurf der leichtsinnigsten Ungründlichkeit, den sie gegen Voltaire so schnell bereit haben, im vollsten Maße auf sich selbst laden — erdreisten sich zu der widerwärtigen Behauptung, daß durch jene Formel die christliche Religion selbst gemeint sei, ja was noch mehr ist, einer jener Schriftsteller wagt mit Zuversicht die abscheuliche Anklage, Voltaire meine durch jene Formel mehr noch, als die christliche Religion; den zweideutigen

apostrophirten Artikel auf ein nachfolgendes Hauptwort männlichen Geschlechts beziehend! Und was wird zur Unterstützung dieser schändlichen Auslegung angeführt? Nichts, gar nichts, als nur die wiederholte, eifrige Behauptung. Der frevelhafte Gedanke gehört ganz dem deutschen Schriftsteller an, der ihn Voltaire'n andichtet. Ein fleißiger Leser von Voltaire's Schriften, der erst neuerlich in dessen Briefwechsel eine in solchem Maße kaum vermuthete Quelle der belehrendsten Unterhaltung gefunden, hat nirgends eine Spur entdecken können, daß jener Formel ein solcher Sinn beizulegen wäre; im Gegentheil, die meisten Stellen erfordern geradezu jenen ersten, zu allen Zeiten und auch noch in unsern Tagen zu rechtfertigenden Sinn, daß der Fanatismus, der Aberglaube, zerstört werden sollen; und jede andere Auslegung wird zu einer aufgezwungenen. Hierzu kommt noch die offenbare, unumwundene Erklärung des Autors selbst, die allein hinreicht, um jene verläumderische Unterschiebung in ihrer Nichtigkeit bloßzustellen. In einem vertrauten Briefe Voltaire's an d'Alembert (vom Jahre 1760), dessen Inhalt jeden Gedanken an gleißnerische Beschönigung oder heuchlerische Milderung völlig ausschließt, heißt es zuletzt im Ergusse innigst verbundenen Vertrauens: „Je voudrais que vous écrasassiez l'inf..., c'est-là le grand point. Il faut la réduire à l'état où elle est en Angleterre, et vous en viendrez à bout, si vous voulez: c'est le plus grand service qu'on puisse rendre au genre-humain. Vous pensez bien que je ne parle que de la *superstition:* car pour la *religion*, je l'aime et la respecte comme vous." Wo bleibt hier die böswillige Anklage? Die

Anführung von Englands Beispiel ist schlagend; das Christenthum steht in Englands Verfassung und Sitten im höchsten, begründetsten Ansehn, aber jede fanatische Wirkung auf den Staat und die bürgerliche Gesellschaft ist ihm abgeschnitten; wer schwärmen will, mag es dort auf eigne Hand und Gefahr thun, aber auch frei zu denken ist ihm gesichert, und niemand hat von des Nachbars Fanatismus und Aberglauben einen Zwang für sich zu befürchten. Diesen Zustand wünschte Voltaire auch in Frankreich, ja in der ganzen Welt zu sehen; ist ihm dies zu verdenken? Wir, hierin glücklicher, als er, sehen diesen Zustand über einen großen Theil der Welt verbreitet, wahrlich zum größten Gewinn der Religion und Moral, und sollten nicht vergessen, welchen Bemühungen wir dieses auch schon wieder hier und da bedrohte Bessergewordene großentheils mit verdanken! —

7.

Goethe schrieb im Februar 1814 an Frau von Grotthuß in Dresden folgende Worte über das Werk von Frau von Stael „de l'Allemagne“, das er eine wohlbereitete geistige Speise nannte: „Sie haben das Buch selbst gelesen, und es bedarf also meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuskript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals in Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist. Alles was sie von der Pariser Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke sagen. Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches wohl auch unter

die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizei, einsichtig genug, daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deutschen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen; gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen, und sich, ohne solch eine geistige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderbaren Effekt. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spätentdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuern Schrittes, den sie gethan haben. Möchten sie, bei diesem Anlaß, ihre Selbsterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den innern Partheisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren in wiefern dieses möglich sei, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten."
Goethe urtheilte zu allen Zeiten sehr billig über Frau von Stael, und war von ihren großen Gaben leicht eingenommen; in ihren Schriften sah er mehr das Weltwirkende, Konversatorische, als das Kunstgebild oder Wissenschaftliche, und gewiß kann man alles, was sie dichtend oder untersuchend und lehrend geschrieben, als

eine Fortsetzung und Erweiterung ihres Gesprächs und ihres persönlichen Gesellschaft-Einflusses betrachten.

8.

Auf einem uns zufällig vor Augen gekommenen Denkblatt fanden wir folgende wehmüthig-unwillige Klage von Ludwig Robert niedergeschrieben: „Hast du nie etwas von deinen Arbeiten Goethe'n geschickt?" fragte mich ein Freund. „Niemals" antwortete ich; „denn, als ich einst, ich glaube im Jahre 1804, bei ihm zu Tische war, kamen Almanache, der Chamisso-Varnhagen'sche war auch darunter, und Goethe nahm einen nach dem andern, hielt sie an seine und seiner Frau Ohren, und fragte: „Hörst Du was? ich höre nichts. Nun! wir wollen die Kupfer betrachten, das ist doch das Beste"; und so legte man die Almanache bei Seite. Da nahm ich mir vor, nie ihm etwas zu schicken, und hab's auch gehalten, diese Art von Verachtung that mir zu weh." Ist nur die Frage, ob der empfindliche Autor, der eine muthwillige Laune so übel nimmt, sich nie einer schlimmern Verhöhnung und Mißhandlung von Schriften schuldig gemacht, deren Inhalt er aus Vorurtheil ungeprüft verworfen, oder gar nicht in seinen Gesichtskreis fallen konnte? —

9.

Im Jahre 1810 war Alexander von der Marwitz mit Goethe zusammen in Töplitz, und merkte aus dessen Gesprächen einiges zur Erinnerung an. Es war eben von Oken und Andern die Rede gewesen; da sagte Goethe zu uns (Marwitz, Ernst von Pfuel 2c.): „Ihr

Kinder, der Jugend Weisheit ist mit Lumpen gefuttert. Wo will es auch herkommen?" Wir lachten sehr, er mit.

„Die Natur, sagte er weiterhin, ist wie ein Beil. Gerad und einfach geht sie hindurch, und nur die unendliche Modifikation des Einzelnen macht es so schwer, sie zu verstehen."

„Man muß doch auch seine Heiligen haben", sagte er gegen den Herzog gewendet, „und da der heilige Johannes von Nepomuk (der sonst ein braver und würdiger Mann war) doch für unsre Zeiten nicht recht mehr zu gebrauchen ist, so habe ich mir so meine eignen gewählt, und vor allen andern den Keppler. Der hat in meinem Vorsaal eine eigne Nische, in der sein Brustbild aufgestellt ist." Nun lobte er ihn. —

Er lobte die Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Gespräch über Friedrich Wilhelm den Ersten, seine Zeit, über den großen Kurfürsten. Ueber Beireis. Ueber den Kampf mit den Elementen (als Pfuel die Feuersbrunst in Eger geschildert hatte). Ueber die Propyläen und die Kunstausstellungen in Weimar; verweilte darauf mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit.

Viele Gespräche über das Theater, über die Aufführung des Tasso in Weimar. Ich erinnerte ihn an die Corona; er sprach über sie, ihr Talent, ihre ausdrucksvolle Schönheit, lange, aber ganz still, mit tiefer zurückgedrängter Rührung.

Er lobte das dreizehnte Jahrhundert wegen seiner Poesie und Kunst, wegen seines frischen und kräftigen Bildungstriebes. Damals sei Geistlichkeit und Ritterschaft etwas gewesen, was sie nie wieder werden könnten.

Thörichte Nachahmerei, dergleichen wiederholen zu wollen. Aber die Don Quixote's kehren immer wieder, und nicht nur edle und sinnreiche, wie der des Cervantes, sondern leider auch niedrige, dumme, und wohl gar schuftige. Gegen die möchte man jetzo zum Ritter werden! —

10.

Im Jahre 1828 schrieb Goethe an Zelter: „Ich freue mich, daß du meiner Anmahnung ein Ohr geliehen und dich zu Molière gewendet hast. Die lieben Deutschen glauben nur Geist zu haben, wenn sie paradox, das heißt ungerecht, sind. Was Schlegel in seinen Vorlesungen über Molière sagte, hat mich tief gekränkt; ich schwieg viele Jahre, will aber doch nun eins und das andere nachbringen, um zum Trost mancher vor- und rückwärts denkenden Menschen, jetziger und künftiger Zeit, dergleichen Irrsale aufzudecken." Aus derselben Zeit sind ein paar Aufsätze in den nachgelassenen Schriften Goethe's (W. Thl. 46. S. 151 ff.), wo von Molière mit großem und wohlbegründetem Lobe gesprochen, und unter andern gesagt wird: „Wenn einmal Komödie sein soll, ist unter denen, welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Klasse und an einen vorzüglichen Ort zu setzen. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten. Dies Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun."

Und vom Misanthropen desselben Autors wird bemerkt: „Man beschaue ihn, und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns selbst oft zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte. Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch unnatürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit Andern, nur gar zu gern wahr und gründlich sein möchte; wir sehn ihn aber im Konflikt mit der sozialen Welt, in der man ohne Verstellung und Falschheit nicht umhergehen kann." In Eckermann's Gesprächen (Thl. I. S. 241) findet sich dieses Urtheil über Molière und die Bewunderung seiner Großheit und Macht schon zu Anfang des Jahres 1826 ausgesprochen, und wir sehen aus allen diesen verschiedenen Stellen, daß Goethe's Anerkennung so großer Verdienste von keinen Tageseinflüssen abhängig, sondern immer auf's neue aus wahrer Würdigung hervorging. Gegen die Schlegel'schen tadelnden Urtheile hatten auch andre tüchtige Gesinnungen sich unerschüttert behauptet, in die Tagesmeinung nicht eingestimmt. So lesen wir bei Rahel, die 1808 an Varnhagen schreibt: „Und Molière, — diese Sprache! — die hatte ich wieder vergessen — die sprudelnde Bewegung, dieser Witz, der gar keiner mehr ist; sondern Leben, die Sache! O! ich bitte dich, goutire den! oder vielmehr, höre ihn von Franzosen, und du mußt es." Das Weitere ist im Buch selbst nachzulesen. Wir aber, indem wir diese Urtheile, für Molière von Goethe und Rahel, wider ihn

von Schlegel, vergleichend erwägen, glauben uns berechtigt das Ergebniß festzustellen: für Molière sprechen helle Kraft und Einsicht, wider ihn blinde Eigensucht und dünkelhafte Schwäche. —

11.

Im Jahre 1825 sprach ein Reisender bei Goethe'n ein, der folgende Aeußerungen von ihm in sein Tagebuch niederschrieb, und zu Hause den Freunden mittheilte. Es war von Ségur's Geschichte des Feldzuges nach Rußland die Rede, und daß man ihm manche Unrichtigkeiten vorwerfe; Goethe vertheidigte das Buch, das in Lebhaftigkeit der Schilderung und in Glanz des Ausdrucks kaum seinesgleichen habe, und sagte: „Wie soll es bei den Geschichtschreibern immer richtig sein, die Welt selber ist es ja oft nicht.“ Auch bemerkte er, daß aus einer Menge von Zügen, die im Einzelnen nicht immer genau richtig seien, doch ein im Ganzen richtiges Bild entstehen könne. — Seine Schwiegertochter erinnerte ihn, er habe ihr etwas versprochen. — „Ja, das ist bei mir sehr leicht“, fiel er mit liebenswürdiger Laune ein, „ich kann sehr gut versprechen, da ich nicht Wort halte“ — als ob dies so eine zufällige Eigenschaft wäre, für die er nicht könne! — Von Achim von Arnim's Schriften und Dichtungen sagte er: „Er ist leider wie ein Faß, wo der Böttcher vergessen hat die Reifen fest zu schlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus!“

12.

Im Sommer 1823 machte die Geheimräthin Kohlrausch aus Berlin in den böhmischen Bädern die Be-

kanntschaft Goethe's, wozu die Fürstin von Hohenzollern ihr die ersehnte Gelegenheit bot. Sie fand Goethe'n schöner von Gesicht, als alle seine Abbildungen, sein herrliches braunes Auge nur am Rande der Iris durch einen bläulichen schmalen Streif geschwächt; übrigens erschien er ganz rüstig, gesund, heiter, wie ein jüngerer Mann. Sein Lieblingswort, das bei vielen Gelegenheiten vorkam, war in dieser Zeit: „Wunderlich genug!" und die Abwechslungen im Tone und in der Anwendung sollen von ungemeiner Laune und anmuthigstem Reize gewesen sein. Die Fürstin fragte ihn, ob er denn noch nicht in Berlin gewesen sei? Er verneinte es. Nachher war aber von Wilhelm von Humboldt die Rede und von seiner jetzt sehr verschönerten Besitzung in Tegel; „Ach ja", meinte Goethe, „da haben wir einst einen frohen Tag verlebt." Die Fürstin rief aus: „So? da waren Sie denn doch wohl auch in Berlin?" worauf Goethe ganz gelassen und lächelnd erwiederte: „Da sehen Sie, wie man sich doch zuweilen verschnappt!" Er wurde dann aber sehr ernst, und brach das Gespräch ab; man sah wohl, daß er an jene Anwesenheit nicht erinnert sein wollte. — Er war allerdings in früherer Zeit in Berlin, wohin er den Herzog begleitet hatte. Nähere Angabe der Zeit findet sich in den Briefen an Merck, so wie auch Einiges von der Stimmung, die er dort gehabt. Friedrich der Große jedoch wollte von ihm nichts wissen, und sprach auch gar nicht mit ihm, weil er ihn als Verfasser des Werther und des Götz von Berlichingen nur für einen Förderer des Ungeschmacks hielt. Die Gelehrten aber zu besuchen, fiel Goethe'n gar nicht ein; was hätte er mit den Nicolai, Ramler,

Engel, Zöllner, Gedike, Erman, Castilhon, und so weiter, für Gespräch und Ausbeute haben können? Humboldt besuchte er in Tegel, aber dieser war noch ein junger Mann, und zählte noch nicht unter die Notabilitäten. Diese jedoch, in ihrem Stolze gekränkt, daß der geniale Dichter sie vorüberging, spürten ihm nun eifersüchtig seine andren Wege nach, und verbitterten ihm durch üble Nachrede den kurzen Aufenthalt in Berlin vollends. Daher seine Abneigung, dies Andenken hervorzurufen und zu besprechen.

13.

Wie sehr Goethe sein ganzes Leben hindurch beflissen war, im schönsten Sinne dankbar zu sein, das heißt wahrhaft erkenntlich und liebevoll gesinnt für empfangenes Gute, für jede Freude, Förderung, Einsicht, deren er theilhaft geworden; wie sehr er selbst mit Vorsatz und Eifer dieses Zurückgehen auf die Quelle des Empfangenen geübt und gelehrt: davon zeugen hundert und hundert Stellen seiner Schriften. Aber neben dieser großartigen Dankbarkeit, deren er stets erfüllt und beflissen war, ging in den weichlichen Tugendlehren früherer Zeit noch eine andere Art im Schwange, eine feige, heuchlerische, treulose Dankbarkeit, die da rechnet und wägt und sich nur immer äußerlich abfindet, besonders aber ein Anspruch an Andre sein will und ein Schmuck und Glanz für den Inhaber. Diese niedrigen Scheintugenden, wozu auch das übelverstandene, schlechte Mitleid gehört, machten in der Moral, in der Poesie und im Leben eine so häßliche Figur, daß die tüchtigen Leute sie überall hinauszuwerfen bemüht waren, und auf die

Gefahr, selber verkannt und gescholten zu werden, ihnen laut absagten. So wollte Schleiermacher in seiner Ethik von Mitleid und Dankbarkeit als Tugenden nichts wissen, so sprach Friedrich Schlegel der eitlen Bescheidenheit Hohn, so verspotteten Andre die Philisterei der Wohlthätigkeit, der Humanität, mit denen der erbärmlichste Plunderwucher getrieben wurde. Dies alles müssen wir in's Auge fassen, um die folgende Aeußerung Goethe's zu verstehen, die auch ihm von schwachen Seelen arg mißdeutet worden ist, jetzt aber wohl nur als ein neues Zeugniß seines großartigen tapfren Geistes gelten wird. Er warf einmal in einer kleinen Gesellschaft mit guter Laune die Frage auf — wie er wohl öfters zu thun pflegte — was doch wohl am Menschen eigentlich das Beste sei? Manche gaben mancherlei an. Endlich nannte Einer die Dankbarkeit, und unterstützte seine Meinung mit ziemlich platten Gründen. Da hielt sich Goethe nicht länger, „O Philisterpack!" rief er aus, und langsam und mit Nachdruck und Wegwerfung setzte er hinzu: „Die Dankbarkeit ist ein Laster, das man ertragen muß!" —

1837.

„L'amour est un vrai recommenceur."

„L'amour est un vrai recommenceur." Diesen Spruch liest man in Goethe's Maximen und Reflexionen, und die fremde Sprache, so wie die Anführungszeichen,

lassen keinen Zweifel, daß hier nicht Eigenes, sondern, wie Goethe es nennt, „Angeeignetes" von ihm mitgetheilt worden. Aber woher ist der Spruch? Goethe liebt es, sich mit mancherlei Geheimniß, Räthsel und Verhüllung zu umgeben, seine klaren Gedanken oft nur in Dämmerlicht zu stellen, seine hellen Bilder zuweilen in völliges Dunkel ausgehen zu lassen. Die Scheu, Bescheidenheit, Vorsicht, oder wie man es nennen will, welche diesem Verfahren zum Grunde liegt, und ein wesentliches Element in Goethe's künstlerischer Sittlichkeit ist, übt einen großen Reiz auf den Leser, dem bei allem Reichthume der Andeutung noch immer ein größerer des Angedeuteten eröffnet wird, und der sich bald gewöhnt, in jedem einfachen Ausdrucke eine große Mannigfaltigkeit des Lebens vorauszusetzen, die nur entwickelt zu werden braucht. Man sieht dies am vollständigsten, wenn man z. B. vergleicht, wie Goethe seine Bekanntschaft in Straßburg mit Jung-Stilling erzählt, und welche Schilderung dieser selbst von jenen Vorgängen giebt. Nicht selten erscheint dies Geheimnißvolle oder Unerklärte auch bloß im Aeußerlichen und Oberflächlichen, ohne Bezug auf die innere Bedeutung. Aber dem Behagen, sich hinter eine Maske zu verstecken, oder im Halbdunkel zu wandeln, geht das andere zur Seite, das Verhüllte zu erkennen, das Zweifelhafte hell zu beleuchten. Wie hat man sich gequält, wie verschieden und immer unrichtig gerathen, um herauszubringen, warum die beiden ihrem Inhalte nach ganz verständlichen Lieder „kophtische" überschrieben sind! bis sich endlich aus Goethe's eigener Mittheilung ganz gelegentlich ergab, er habe ihnen diesen Namen gegeben, weil sie anfangs zu

einer Oper: „Der Groß-Kophta" bestimmt gewesen! Diesen Reiz hat auch der obige Spruch erweckt, und in einer Gesellschaft wurde viel darüber hin und her gestritten, welchem Autor er wohl angehören könne? Scharfsinn, Belesenheit, Witz und Scherz aller Art kamen an den Tag, man genoß der geistreichsten Unterhaltung, die Sache selbst aber blieb im Dunkel. Man glaubte, jene Worte in jedem Falle bei einem neuern Autor suchen zu müssen, vielleicht bei einem der tiefern, weniger gelesenen, bei Saint-Martin, Maistre, Ballanche, aber sie aufzufinden wollte nicht gelingen. Endlich kam ein Zufall zu Hülfe, und ein fleißiger Leser, der aus dem wirren Feuerwerke der Tageslitteratur zu dem stillen Glanze der alten probehaltigen Schriften, zu dem ewig Werthvollen, Leben- und Geist-Erfüllten, zurückgekehrt war, brachte den freudigen Aufschluß, daß jener Spruch in der Briefsammlung der Frau von Sevigné vorkomme, und zwar von dem Grafen von Bussy-Rabutin zuerst angeregt (Brief vom 3. Julius 1655), von ihr aber dann aufgenommen und fortgeführt. Wir sehen aus dieser unerwarteten Entdekkung auch ein Streiflicht auf Goethe's Lektüre fallen, und was für edle, fruchtbare und anmuthvolle Schriften er zur Erheiterung seiner alten Tage wählen und ausbeuten mochte!

Aehnliche Schwierigkeit verursachten zwei französische Zeilen, welche gegen Ende des Buches Rahel angeführt sind, und dort in hohen, eigenthümlichen Werth gestellt werden. Es sind die beiden Alexandriner:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux."

Die gewiegtesten Kenner französischer Litteratur, fran-

zösische Schriftsteller in Paris selbst, welche die Frage vernahmen und sie zu beantworten nun die eigensinnigste Beharrlichkeit aufboten, konnten die ursprüngliche Stelle jener Verse nicht nachweisen; sie waren in Racine, Corneille, Voltaire, Crebillon nicht zu finden, und schienen doch einem älteren und tragischen Autor angehören zu müssen. Dieser ist nun endlich gefunden! Allerdings eines ältern und gewiß edlen Dichters, aber keines tragischen, sondern eines heiter-anmuthigen, bei dem man sie wohl am wenigsten gesucht hätte! Die beiden Zeilen sind von Jean de La Fontaine, dem liebenswürdigen Fabeldichter; aber freilich aus einem Gedichte, das weniger gelesen wird als seine Fabeln, obwohl es ihn als Menschen höchlich ehrt und seines Dichterruhms keineswegs unwürdig ist. Er war ein treuer Anhänger des von Ludwigs des Vierzehnten Ungnade hart getroffenen und grausam verfolgten Finanzministers Fouquet, zu dessen Gunsten er ein schönes elegisches Gedicht herauszugeben wagte, und auf das harte Geschick des Gefallenen jene beiden Verse anwandte, die allerdings die reinste menschliche Gesinnung athmen und die schönste sittliche Milde gleichsam in einer Naturbetrachtung schöpfen.

1835.

Frauen in Mannskleidern.

Einem Leser der Lehrjahre Wilhelm Meisters fiel es neulich als eine Sonderbarkeit auf, daß die interessanten

Frauen dieses Romans großentheils in Mannsklei-dern erscheinen. In der That, die liebliche Mariane, gleich im ersten Kapitel, zeigt sich uns als junger Offi-zier, den sie eben auf der Bühne dargestellt, und bleibt den übrigen Abend in diesem Kostüm. Mignon wird sogar für einen Knaben gehalten, ihrer Kleidung wegen, und wehrt sich lange, diese mit weiblicher zu vertauschen. Die schöne Baronin auf dem Schlosse erscheint als Jäger-bursche, späterhin Natalie als Amazone zu Pferd, doch auch halbmännlich, und die wirthschaftliche Therese kann auf ihren Wanderungen durch Feld und Wald der Män-nertracht gar nicht entbehren. Diese Sonderbarkeit, die allerdings eine ist, und bisher noch nicht angemerkt worden, auch sich anderwärts unsers Wissens nicht wieder-holt, kommt jedoch weniger auf Rechnung des Dichters, als man etwa glauben möchte. Sie ist vielmehr eine Wirkung des Zeiteinflusses, unter dem die Anfänge jenes Romans entstanden sind, und der bei Herausgabe des-selben noch nicht so fern und fremd geworden war, um eine Abänderung dieses Kostüms zu bewirken. Die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte nämlich den entschiedenen Hang, sich anders anzuziehen, als die vor-hergegangene Zeit. Alles wurde versucht, armenische, türkische Tracht, für Kinder die mannigfachste Ausstaf-firung, zuletzt überwog in Frankreich die Männerkleidung der Engländer, der einfache, für Herren und Diener gleichförmige Frack, und diese Mode, welche von den Vornehmsten des Hofes ausging, half nicht wenig den Unterschied der Stände aufheben, der sonst durch die Ver-schiedenheit der Kleidung bezeichnet war. In diese Be-wegung fiel auch die Sucht der Frauen, sich der nun so

bequemen, jeder Freiheit günstigen Kleidung zu bedienen; ja es fehlte nicht an der Behauptung, die Männerkleidung sei weit anständiger, für die Sitten günstiger und bewahrender als die bisherige Tracht der Frauen. (Bei uns hat Friedrich Schlegel in dieser Hinsicht eine pikante Bemerkung in seinem verrufenen Roman angebracht!) In Frankreich war es bald allgemein guter Ton, daß vornehme Damen in Männertracht ausgingen, unbegleitet und recht eigentlich emanzipirt, lange vorher, ehe dieses Wort gebraucht wurde! Die Königin Marie Antoinette machte große Promenaden auf diese Weise, besuchte sogar, was sonst nicht möglich gewesen wäre, in solcher Verkleidung den Opernball. Die Kaiserin Katharine und andere Fürstinnen erschienen vor den Truppen in männlichem Kriegsrocke. Natürlich wurde die Mode in Deutschland nachgeahmt, und sie dauerte noch tief in die Zeiten der Revolution hinein. In Berlin sah man eine angesehene Dame, die für eine Freundin der Königin galt, sehr oft in Männertracht spaziren reiten. So finden wir in dem Buche: „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" eine Gräfin von Schlabrendorf, die als Mann gekleidet reiste. Sehr natürlich, daß mit anderem Kostüm der Zeit auch dieses in den Roman überging, der vor so vielen andern ein treues Bild der Zustände, der Sitten und der Denkart seines Zeitalters ist, aus dem er hervorwuchs.

1835.

Erzählungen.

Die Sterner und die Psitticher.

Novelle.

Große lebenvolle Zeit, da Deutschland im Gemeinwesen freier Städte eine herrliche Stufe seiner Entwickelung bestieg, und edler Bürgergeist aus deren Mitte herrschend emporblühte! Wenig andere Bilder unsrer Vorzeit dürfen an Kraft und Fülle diesem gleich stehen, wenige in Dauer der Nachwirkung es übertreffen. Aus rauhen Wildnissen und einsamen Felsburgen zog sich das Leben in das mildere Thal, an reiche Ströme, zum starken Verein innerhalb gemeinsamer Mauern, wo alsbald der Fleiß der Gewerbe, der Geist des Handels und der Erfindung, die Kunst und Uebung jeder Thätigkeit ihr glückliches Gedeihen fanden. Gesetz und Sitte ordneten hier für Alle die Freiheit, die sonst nur das Schwert der Eigenmacht dem Einzelnen erhielt. Der Ritter fand Genossen des Kriegs und der Ehre in streithaften Bürgern, oft in ihrer Sache neuen Zweck des edlern Kampfes. Weise Einrichtungen, Wohlfahrt und Glanz des Lebens, die sich hier in Sicherheit ausbildeten, schufen Macht und Ansehen, deren Wirkung weithin vordrang. Nicht

nur im Norden die Hansa ragte als Städtebund erstaunenswürdig neben Königreichen, auch im Süden von Deutschland bewiesen ähnliche Erscheinungen, mit wechselndem Geschicke, den Stolz und die Macht der freien Städte. Doch nichts Großes wird unter den Menschen ohne Kampf erreicht, und die Bewegung, welche hervorbringt, ist immer auch zerstörend. So sehen wir denn das Bild der freien Städte Deutschlands nicht bloß verherrlicht durch Glück und Ruhm, sondern auch entstellt durch innere Zwietracht, zerrüttet durch Leidenschaften, verfinstert durch Mißverstand der Freiheit. Die Bürger, gegen gemeinsamen Feind stark auf den selbstvertheidigten Mauern, geübt in Waffen und freudig in deren Gebrauche, wandten auch dorthin, wo nur Gesetz und Recht herrschen sollten, die rohe Gewalt; und im Gefühle der Kraft, die sie zur Tapferkeit beseelte, führten sie auch ihre inneren Angelegenheiten nur allzu oft zu blutiger Entscheidung. Die Vornehmen und Reichen strebten bald nach alleiniger Herrschaft, die Geringeren widersetzten sich der Unterdrückung, und in mannigfachen Schwankungen wechselte die Oberhand. Partheiungen erhoben sich, auswärtige Verhältnisse verwebten sich in den Streit, Haß und Rachsucht gährten auch im friedlichen Stillstand, und jeder leichte Vorgang erneuerte den Ausbruch von Kämpfen, deren erster Anlaß oft nicht mehr aufzufinden war. Die lange Dauer solcher Unruhen, die in den meisten Städten Italiens und Deutschlands oft mehrere Jahrhunderte gewüthet haben, beweist nur, wie kraftvoll der Wohlstand und die Freiheit gewesen, die trotz dieser Zerrüttungen sich erhalten konnten.

Von den zahlreichen Geschichten, in welchen dergleichen

Ereignisse sich abspiegeln, sei uns eine auszuheben vergönnt, die von besonderen Umständen zu einer eigenthümlichen Wendung geführt worden, und deren Erzählung ohne Nachtheil sich einer geschichtlichen Treue anschließen darf, die sonst gern dem Reize des Eindrucks geopfert zu werden pflegt. Sie fiel gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in der löblichen Stadt Basel vor, die wir früh durch Gewerbe und Handel in volkreicher Blüthe finden.

Schon seit vielen Jahren hatte ein großer Theil des umwohnenden Adels das Bürgerrecht in Basel erworben, seine Schlösser mit Burghäusern in der Stadt vertauscht und im Handelsverkehr große Reichthümer gewonnen; ärmere Edelleute folgten dem Beispiel jener Ritter, allein die erwachte Eifersucht der Bürger erschwerte bald den Zuwachs solcher Ansiedler, und diese fanden oft kein anderes Heil, als bei dem bereits ansässigen Adel in Dienst zu treten. Durch solche Hausgenossen verstärkt, bildeten die vornehmen Ritter eine mächtige Körperschaft, die sich bald gegen die andern Bürger mancherlei herausnahm, und ihnen, bei doch meist gleichen Beschäftigungen und Pflichten, eine niedere Stufe anweisen wollte. Vergebens hatte Bischof Heinrich, ein Graf von Neuenburg am See, fromm und wohlgesinnt den Frieden zu erhalten gesucht, den Adel gewarnt, die Bürger in ihrem Unmuth besänftigt und Alle zur brüderlichen Eintracht ermahnt; der Partheihaß war in den Gemüthern entzündet, und nichts konnte seinen Ausbruch mehr abwehren. Das Volk trat bei jedem Anlaß zusammen, bot durch seine Menge den Rittern Trotz und trug in manchem ernstlichen Hader den Vortheil davon. Hierauf

schloß der Adel einen noch festeren Verein, ordnete seine Glieder in streitfertige Schaaren, und hielt, um das Volk zu schrecken und zu höhnen, bewaffnete Aufzüge durch die Straßen der Stadt; von der Fahne mit weißem Stern im rothen Felde, die dabei herumgetragen wurde, entstand für die Genossen der Name der Sterner, denen sich, nebst andern auswärtigen Rittern, auch der Graf Rudolph von Habsburg als Verbündeter zugesellte. Aber die Volkspartei blieb in trotzigen Anstalten nicht zurück, sie bildete ebenfalls bewaffnete Schaaren, und erhob als Zeichen ihrer Verbündung eine Fahne mit einem grünen Papagei oder Psittich, woher für ihre Anhänger der Name Papageien oder Psitticher kam, an welche sich der Bischof und einige Geschlechter des Adels anschlossen, denen die gerechte Sache auf Seiten des Volkes erscheinen mochte. So gegen einander gestellt, und durch tägliche Anreizungen erbittert, waren die beiden Partheien schon oft in den Straßen an einander gerathen, ohne daß der Sieg sich entscheiden wollte, bis endlich ein bedeutender Vortheil den Psittichern die Oberhand und den Besitz der Bürgermeisterstelle gab, wodurch die Fehde auf eine Zeit lang gestillt wurde.

Die Bürgerschaft veranstaltete zur Feier der wiederhergestellten Ruhe ein großes Pfingstfest, zu welchem, außer den Einheimischen, auch eine große Anzahl von Fremden, besonders aber die befreundeten Neuenburger, eingeladen und mehrere Tage bewirthet und unterhalten wurden. Die Psitticher führten bei diesem Feste überall den Vorsitz, wobei durch Pracht und Ansehen vorzüglich das alte Geschlecht der Mönchen glänzte, welches in zehn verschiedenen Zweigen zahlreich blühte, und, an

der Spitze der Volkspartei stehend, jetzt auf die Angelegenheiten der Stadt den meisten Einfluß hatte. Unter ihrer Anführung wurden die prächtigsten Ritterspiele gehalten, für welche Heinrich Mönch von Landskron, ein angesehener und vielvermögender Mann, die reichsten Preise ausgesetzt hatte, die von der Hand seiner Tochter, Gertrudens von Landskron, an die gewandtesten und tapfersten Kämpfer vertheilt werden sollten. Die Sterner, obwohl im Nachtheil und gedemüthigt, entzogen sich doch dieserhalb dem Feste nicht, sondern wetteiferten um jede Ehre und Auszeichnung, besonders bei den Fremden, deren sie sich mehrere zu Freunden machten, worüber die Psitticher ihren Verdruß nicht bergen mochten, der endlich auf's höchste stieg, als die besten Ehrenpreise am Schlusse des Festes einem Jüngling zuerkannt werden mußten, dem die Sterner, als einem der Ihrigen, lauten Jubel bezeigten. Als der letzte Tanz geendigt war und man sich anschickte, den Saal zu verlassen, trat Heinrich von Landskron hervor, und redete, noch den Groll im Herzen, die Versammlung also an: „Werthgeschätzte Gäste und Freunde! Wenn Ihr diese Tage in rechter Fröhlichkeit verlebt, und an unserer Bewirthung, so wie an unsern Spielen, einiges Wohlgefallen gefunden habt, so ist uns der beste Lohn für unsern guten Willen zu Theil geworden, und der Glanz und Schmuck dieser Tage hat für uns so lange nicht aufgehört, als Eure Zufriedenheit ein freundliches Andenken davon bewahren will. Möget Ihr unsere Stadt und Bürgerschaft lieb und werth behalten, und die Ihr gekommen seid als Fremde, nun als Freunde heimziehen, die wir Euch um so lieber als Bundesgenossen rechnen, als Feinde

ja nicht bloß außerhalb lauern, sondern leider auch im Innern unserer Stadt verderbliche Rotten bilden, deren freches Gezücht mit vereinten Kräften zu vernichten ist! Euch aber geleite Gott nun in Frieden und Freundschaft nach Haus!" — Die Versammlung antwortete mit freudigem Zuruf und trennte sich unter Frohlocken und Glückwünschen; die Fremden zogen bei Fackelschein nach ihren Herbergen, von wo sie am folgenden Tage, jeder seines Weges, die Heimreise antraten. Die Sterner aber fühlten tief die Beleidigung, die ihnen im Angesicht der Fremden angethan worden; sie zogen sich in stiller Wuth zurück, fest entschlossen, die Worte des stolzen Psittichers durch blutige That zu rächen, und verabredeten sogleich einen Anschlag, um das verlorne Uebergewicht wiederzuerlangen.

Dietrich von Ramstein, ein edler Jüngling von schöner Gestalt und ritterlicher Bildung, tapfer und kühn, durch manches Kriegsabentheuer geprüft, war eben aus Italien zurückgekehrt, um, nach dem Wunsche seines Vaters, fortan unter seinen Mitbürgern zu bleiben. Seine Rückkunft fiel gerade in die Tage des Festes, dessen belebter Glanz ihm den Boden der Heimath in freudiger Anmuth erscheinen ließ, und an welchem er sogleich einen erhöhteren Antheil gewann, indem er in den Ritterspielen unübertroffen die besten Preise davon trug. Die Sterner freuten sich, in ihm einen kühnen und feurigen Genossen mehr zu besitzen, dessen Muth und Gewandtheit, wie schon im Scherz, so auch bald im Ernst, ihrer Parthei zur wichtigen Verstärkung werden mußte. Sie priesen seine Ritterlichkeit, lobten seine Gesinnung und setzten ihn vorläufig von allem in Kenntniß, was

ihm als einem Mitanführer ihrer bevorstehenden Unternehmung zu wissen taugte. Allein Dietrich vermochte nicht in gleicher Art die Empfindungen zu theilen, von welchen er die Andern im Tiefsten erregt sah. Seit vielen Jahren aus der Heimath abwesend, kannte er den inneren Zwist seiner Mitbürger nur dem Namen nach, und er wußte nur, daß er ein Sterner sei, ohne es in seinem Inneren zu fühlen; und wenn auch sonst das Feuer der Jugend kaum der Gründe, sondern nur der Gelegenheit bedürfen mochte, um heiß für eine dargebotene Sache zu entbrennen, so vermißte er doch solchen Antrieb diesmal ganz, und fand in seiner Brust einen Widerspruch, der ihm unmöglich machte, gleich den Andern in den Psittichern unbedingt nur Feinde zu erblicken. Das Bild der schönen Gertrud schwebte seit dem ersten Anblick mit sanftem Reize vor seinen Augen, und schlug mit zunehmendem Zauber die feindliche Flamme nieder, die seinen Herzen eine entgegengesetzte Richtung aufdringen wollte.

Indeß betrieb der alte Ramstein mit Nachdruck die Anstalten, um den Sternern Rache an den Psittichern zu verschaffen. Durch seine hohen Jahre für die meisten Verhältnisse des Lebens abgestumpft, fühlte er die Heftigkeit früherer Zeiten einzig in den Augenblicken wiederkehren, wo die Bürgerpartheiung ihn aufreizte. Ehemals einer der Anführer des Sterns, mit ihm an Bedeutung gestiegen und in die Waffenfreundschaft des Grafen Rudolph von Habsburg gekommen, glaubte er die gerechte Sache der Ritter mit höchster Anstrengung verfechten zu müssen; vor allem schmeichelte ihm der Gedanke, in seinem Sohne ersetzt zu werden, und diesen

ausführen zu sehen, was ihm selbst nicht mehr gestattet war. Dietrich liebte seinen Vater mit inniger Verehrung, er hatte ihn immer als hohes Vorblid betrachtet; an strenger Gesinnung, an Tapferkeit und besonders an beharrlicher Treue hatte er seines Gleichen nicht gefunden; in die Fußstapfen dieses Mannes zu treten, seiner Leitung sich hinzugeben, war ihm so wünschenswerth als pflichtgemäß erschienen. Mit bestürztem Unmuthe fand er sich nunmehr in dieser Fassung gestört, jeden Eindruck verändert, jeden Wunsch verirrt. Er vernahm nicht ohne Peinlichkeit die heftigen Aeußerungen, die, täglich wiederkehrend, ihn selbst nicht weniger als die Psitticher zu verletzen schienen; denn am Ende stand hinter diesem verhaßten Namen auch immer die schöne Gertrud, die von solch harten Schmähungen mitgetroffen wurde; er wußte die Stellung, in welche die Verhältnisse ihn gebracht hatten, sich nicht recht mehr anzueignen, und durfte doch keine andere hoffen, die ihm befriedigender gewesen wäre. Alles, was von dem Hasse der Psitticher, von ihrem Uebermuthe, von ihrer Arglist und Unversöhnlichkeit erzählt wurde, mußte ihn auf doppelte Weise verletzen, indem sein Stolz und mehr noch Gertrudens sanfte Liebenswürdigkeit sich dagegen in ganz verschiedenem Sinne auflehnten. Er versuchte wohl, den innern Drang seines Gefühls dem väterlichen Sinne anzuschmiegen. Er gab seiner tieferen Neigung, die er mit Worten sich selbst allmählig eingestehen mußte, das Gemeinwohl der Stadt zum Anhalt, und deutete auf die glücklichere Zeit hin, wo die Bürger durch keine Zwietracht mehr geschieden sein, wo Frieden und Einigkeit, sagte er, alle Kräfte für gleichen Zweck verbinden, und

diesen Zweck in der Blüthe und dem Ansehen des Ganzen besitzen würden. Warum, fügte er hinzu, soll diese Zeit entfernt, warum nicht nahe zu hoffen sein, da jede gute Gesinnung, jede wahre Vaterlandsliebe sie plötzlich herbeiführen, sie wenigstens beschleunigen kann? — Der Alte stutzte über die unerwartete Rede des Sohnes; doch bald, ihre ungewisse Deutung nach dem eigenen Sinn entscheidend, entgegnete er mit Stärke: „Ja wohl ist die Zwietracht das größte Unheil! Unsere Stadt geht darin unter, ihre Neider und Feinde frohlocken; aber nur ein einziges Mittel giebt es, die Einigkeit herzustellen: der Sieg des Sterns und des Psittichs Untergang; dazu helfe jeder, der es gut meint, und verflucht sei jeder, der es anders will!"

Solchen Aeußerungen des starren Hasses entzog Dietrich sein verwundetes Herz, und zugleich dem väterlichen Kreise mehr und mehr sein Vertrauen. Desto freier und mächtiger entfaltete sich in geheimer Stille das Gefühl, welches in raschen Pulsen zur Leidenschaft aufstieg. Er sah Gertruden unverhofft wieder, er konnte auf der Straße einige Worte mit ihr wechseln, indem er als Empfänger der von ihrer Hand ertheilten Preise sich in fortwährender Verpflichtung zu ihr darstellte; er fand in ihren Augen die lieblichste Wahrheit, in ihren Worten die edleste Zuversicht eines schönen Herzens, dessen Neigung ungewonnen nur dem Rechten sich gewinnbar fühlt. Er traf und sprach sie hierauf öfter, der Zufall schien beflissen sie ihm allenthalben entgegen zu führen, in Kirchen und Gärten, bei Festlichkeiten und Wasserfahrten. Schon mochte er sich nicht mehr läugnen, daß ihn die heißeste Liebe erfülle, und daß er ohne Gertrud allem

Lebensglück entsagen müsse. Schwelgend überließ er sich allen Wogen der inneren Leidenschaft; Muth und Angst, Hoffnung und Zweifel bestürmten abwechselnd sein aufgeregtes Herz, und wenn ihm endlich im errungenen Wähnen, daß er wiedergeliebt sei, ein heiterer Trost gekommen schien, so war er dann plötzlich mit seinem vollen Glücke erst wieder gränzenloser Noth und Irre preisgegeben. Konnte er hoffen, daß sein Glück den wüthenden Geist der Zweitracht überwältigen würde, daß ihn die Psitticher, daß Gertruden die Sterner willig aufnehmen würden? Und welche Kette von Leiden und Drangsalen zog sich über jeden Weg hin, den seine Liebe sonst noch möglich glauben wollte? — In dieser Lage wurde ihm Mittheilung äußerstes Bedürfniß. Er näherte sich einem Freunde, mit dem aus früher Jugend, nach langen Zwischenräumen, in denen sie sich nicht gesehen, ein angewöhntes Vertrauen ihm offen geblieben war. Reinhard Schenk, ein wenig jünger als Dietrich, aber in seinem Wesen sehr zusammengenommen, besaß unter der Hülle eines überlegten Benehmens eine Reizbarkeit des Sinnes, welche Dietrichen besonders angezogen hatte; er schien eine nachsichtige Beurtheilung und eine sorgsame Behandlung von den Eigenschaften des Freundes erwarten zu können. Dieser vernahm zwar die unvermuthete Mittheilung anfangs mit Kälte, ja mit einigem Ausdruck von Verdruß; allein dieser Anschein verlor sich gleich wieder, und der Vertraute suchte alsbald mit freundlicher Fassung und sichtbarem Eifer den Liebenden zu frischer Hoffnung zu ermuntern, und diese durch kräftige Zusage seiner eigenen Beihülfe in Rath und That bestens zu bestärken. Er läugnete nicht, daß die Verhältnisse

schwierig, daß die Feindschaft der Sterner und Psitticher mehr als je in Gährung sei, und daß an eine Verbindung auf gewöhnlichem Wege nicht gedacht werden könne; aber er glaubte, daß sich schon Hülfsmittel darbieten würden, wenn man sie nur benutzen wollte; dabei erklärte er, daß er in dieser Sache schon als Sterner dem Sterner beistehen müsse, aber noch mehr als Freund dem Freunde, dessen Empfindungen er vollkommen zu würdigen wisse.

Reinhard war erfindungsreich für Dietrichs Herzensbedürfniß; er schmeichelte seiner Einbildungskraft auf die wohlthuendste Weise, wußte manchen Vorfall des täglichen Lebens nach Wunsch zu behandeln, das Widerwärtige abzulenken, das Angenehme hervorzuheben, und wurde seinem Freunde bald unentbehrlich. Das Mitwissen um ein geliebtes Geheimniß und dabei muntere Thätigkeit — diesem Verein von Macht unterwirft sich immer ein bedrängtes Herz! Auf nahen und fernen Spazirgängen, bald zu Schiffe den Rhein befahrend, bald zu Pferde die benachbarten Burgen besuchend, unterhielten die Freunde sich eifrig von Hoffnungen und Aussichten, zu deren Erfüllung hundert Träume ersonnen, Entwürfe ausgebildet und Vorsätze gehegt wurden. Mit dem geliebte Gegenstande aus der unseligen Stadt zu einem andern Orte hin zu fliehen, wo der trennende Zwist unbekannt und wirkungslos wäre; das ganze Haus der Landskron aus den Reihen der Feinde zu den Sternern herüberzuziehen, oder die Ramstein den Psittichern zu gesellen; im Vertrauen auf höhere Kraft heiliger Liebeseingebung beide Partheïen durch öffentliche Rede zur Versöhnung und Bruderliebe hinzureißen: alle diese

Vorstellungen stiegen auf und ab in der unendlichen Prüfung ihrer vielartigen Möglichkeiten! Was auf entlegenen Wanderungen in Waldesfrische und Felseneinsamkeit glücklich ausgedacht und unfehlbar schien, verlor sich nur immer wieder bei Annäherung zur Stadt meist in Wahn und Traum, und ließ bei dem Eintritt in das Thor leider die entgegengesetzte Wirklichkeit erkennen! In der That war der Zustand der Bürgerschaft mit jedem Tage gährender geworden; die Partheien hatten sich durch Hohn und Drohungen auf's äußerste erbittert, unaufhörlich fielen gefährliche Neckereien vor, und nicht selten wurden die Schwerter gezogen. Die Psitticher, im Vortheil, machten ihre Obergewalt geltend, bestraften die unruhigen Sterner, und versicherten sich der wichtigsten Posten durch bewaffnete Schaaren; aber eben deßhalb war ein allgemeiner Aufstand der Sterner nur um so näher zu befürchten, und wirklich deutete manches Zeichen darauf hin. Die beiden Partheien hatten allen Umgang unter einander abgebrochen, und nur noch im nothwendigsten Lebensverkehr berührte man sich mit Schroffheit und Kälte. Dietrich erschien vor seinem Vater jetzt meist finster und schweigend, und dieser glaubte in den heftigen Reden, die Reinhard zu Zeiten gegen die Feinde ausstieß, zugleich den Inhalt jenes Schweigens zu vernehmen; er munterte zu muthiger Stärke auf: die Stunde sei nicht weit, wo Vergeltung geübt werden solle; übrigens bedauerte er, seinen Sohn den Erwartungen nicht entsprechen zu sehen, die er durch sein erstes Erscheinen geweckt hatte; er habe nicht jenes gestählte Herz, dünkte ihn, das durch Selbstgefühl und inneren Trotz alles Mißgeschick ungebeugt erträgt. Dietrich, von allem, was

er sah und hörte, nur beklommen, und seit langer Zeit schon ohne den Anblick Gertrudens, den früher der Zufall bei öfteren Gelegenheiten ihm gegönnt, suchte im Freien seiner Stimmung nachzugehen; die beiden Freunde setzten emsig ihre Ausflüge fort, Reinhard von nun an bewaffnet, gewarnt gegen Ueberfall und Nachstellung.

Eines Tages gingen sie aufwärts am Ufer des Flusses von Hügel zu Hügel, bis sie plötzlich durch ein umbüschtes Gemäuer den Weg versperrt fanden. Sie stiegen ohne Mühe hinauf. Eine grüne Laubwand breitete sich über dem Rande der Mauer hin, und ein hoher Garten schloß sich an; reizende Aussicht zwischen gewaltigen Bäumen eröffnete sich vorwärts in dem gesenkten Grunde auf den Rhein. Die beiden Freunde betrachteten die Gegend, als sie in ihrer Nähe Stimmen und fröhliches Lachen vernahmen; dazwischen ertönten Liederklänge und munterer Lärm, wie von einem Platze jugendlicher Spiele. Zwei schöne Mädchen traten aus der Laubwand auf den freien Mauerrand hervor, ihre Tritte schallten hell von den festen glatten Steinen; sie riefen unter Scherz und Lachen eine dritte Gespielin, die aus dem innern Garten antwortete. „Willst Du denn immer träumen" — rief es ihr entgegen, als sie nach einer Weile hervortrat — „willst Du gar nicht mehr spieleu und fröhlich sein? Bist Du verliebt, so sag' es uns zu Deinem eignen Besten, daß wir uns nicht auch an Deinem Auserwählten versehen, und unbewußt Deine Nebenbuhlerinnen werden!" — Die Freunde standen hinter einem Hollunderbusche, der sie den Blicken der Mädchen einigermaßen verdeckte; doch als keine Antwort auf die neckende Rede erfolgte, und Reinhard sich vor-

beugte, um besser zu sehen, wurde er selbst erblickt, und mit schreiendem Lachen rief die Entdeckerin plötzlich: „Da ist er, da ist er schon, Gertrud, Dein Liebhaber, Dein Herzensbändiger! hieherbestellt oder durch Zufall?" — Und jetzt, wo die Mädchen ihre Blicke auf Reinhard hefteten, fielen Gertruds Augen, die sich unwillkürlich dahin wandten, auf Dietrich, und was ihr selbst noch Geheimniß hatte sein sollen, wurde plötzlich ihr selbst und den Andern in einem Schrei offenbar, der ihre ganze Verwirrung ausdrückte. Die Freunde traten nun zugleich hervor, die Mädchen wollten fliehen, allein Gertrud vermochte kaum sich aufrecht zu halten, ein Strom von Thränen benetzte ihr Antlitz. Dietrich ergriff ihre Hand, er konnte an seinem Glücke nicht zweifeln: er sprach mit Leidenschaft einige Worte, er wollte beruhigen, bitten, aussprechen, vernehmen; ein sanfter Blick schien ihm Vertrauen geben zu wollen, aber Angst und Unruhe erwachten zugleich. Sie sah auf die goldene Kette nieder, die er am Halse trug, einen der Ehrenpreise, die er von ihrer Hand empfangen hatte. „Ihr habt sie mir gegeben", sagte Dietrich, „und sie wäre mir das Theuerste auf der Welt, wenn sie ganz Eure Gabe wäre; aber nun kann ich ihrer nicht recht froh werden, wenn ich bedenke, daß Ihr sie vielleicht mir weniger von Herzen gegeben habt, als wenn ich einer der Eurigen wäre!" — „Wie redet Ihr!" flüsterte Gertrud bewegt; „ich bin Euch nicht feind, wie sehr es auch leider unsre Väter einander sind! Ihr kommt, sagt man, von weiten Reisen zurück, kaum kenne ich Euch, aber eine innere Ueberzeugung sagt mir, daß Ihr Eure Vaterstadt mit allgemeiner Liebe wieder gesehen, Eure Mitbürger in der Ferne

nicht in Freunde und Feinde geschieden habt! O vermöchten meine Empfindungen in die Andern überzuströmen, schon längst wäre dieser unselige Zwist versöhnt." — „Eure Worte, Gertrud, gehen mir zu Herzen!" erwiederte er; „Ihr verkennt mich nicht, nein, ich nehme keinen Theil an der traurigen Feindschaft, ich liebe in Euch die Eurigen mit. Könnte mein Vater solchen Engel des Friedens hören, auch sein Herz würde sich wenden! Gertrud, Ihr seid die herrlichste Jungfrau der Stadt, an Macht und Ansehen überwiegt Euer Haus alle andern; ich darf mich den Besten der Meinigen gleichstellen; der finstere Streit kann enden, die Zerrüttung der Vaterstadt redet der Liebe, die ich für Euch empfinde, das Wort: o wendet Euren Blick nicht ab, laßt mich wenigstens hoffen, was Ihr noch nicht zusagen mögt!" — Sie sah ihn an, sie bebte, und konnte kein Wort hervorbringen; Dietrich sah mit Entzücken in das schöne Anlitz, und schien in die beseligendste Zukunft zu schauen.

Reinhard hatte unterdessen den beiden Mädchen die zufällige Weise erklärt, wie sie hierher gekommen, und so schönen Kindern einen Schreck verursacht, von dem diese doch wohl sich bald erholen würden. Die Mädchen sahen den jungen Mann spöttisch an; was den Schreck beträfe, erwiederte die Eine, so müsse er wohl meinen, recht furchtbar mit seinem Schwerte auszusehen; allein es komme nicht auf die Waffe an, sondern auf den Mann, der sie führe. — „Und daß müßt Ihr gestehen", entgegnete die Andere, „das Ihr, wenn Ihr freilich keine Vögel locken könnt, Euch darum doch noch immer zu viel einbilden möchtet, wenn Ihr als Scheuche etwas

zu sein meintet." — Reinhard erwiederte: daß er in keinem Falle hier so lose Vögel habe erwarten dürfen, indessen gebe es noch wohl schlimmere. — „Schlimmere?" fiel das Mädchen ein; „o ja, das wißt Ihr am besten! Ihr kennt die Papageien — unsre Vettern, wie Ihr wißt — mit denen Ihr nicht so dreist zu reden wagt." — Diese Worte, schon im Zorneseifer ausgesprochen, zogen Dietrichs Aufmerksamkeit herbei; er sah Gertrud zittern bei Erwähnung des Partheistreites, er eilte an Reinhards Seite, um ihn zu verhindern, mit neuer Bitterkeit zu antworten; Gertrud nahte mit besorgten Blicken ihren Gespielinnen, aber vergebens! Die Mädchen, ein geheimes Einverständniß vermuthend und wegen des ganzen Auftrittes mißvergnügt, überließen sich ganz ihrer Aufregung, häuften Schmähungen auf Schmähungen, beschuldigten die Sterner ehrloser Absichten, warfen ihnen Feigheit und Verrätherei vor, und hießen sie ihres Lohnes gewärtig sein. Reinhard, auf's äußerste gebracht, versagte jede Mäßigung, anwortete mit höhnischer Verachtung gegen die Psitticher, und zuletzt in so schneidenden Worten, daß die Mädchen eilig davongingen, indem sie Gertruden mit fortrissen; sie blickte schmerzlich auf den Geliebten, der sein Auge mit dem ihrigen inbrünstig gen Himmel hob, während Worte des Hasses und der Rache zum Scheiden erklangen. „Was hast Du gethan!" rief Dietrich seinem Freunde zu, als sie allein standen; „Du hast den grausamen Streit, den wir zu vernichten sannen, nur heftiger entzündet!"

Reinhard vertheidigte sich nicht, er suchte nur den Freund zu beruhigen; der unangenehme Vorfall hatte die Gewißheit von Gertrudens Gegenliebe enthüllt, und

dieser unschätzbare Gewinn wurde eifrig hervorgehoben; Dietrich schien in dieser Betrachtung schon getröstet und von schmeichelnden Bildern umgeben, als sie nach weiten Umwegen Abends das Stadtthor erreichten. Kaum waren sie hineingetreten, als sie eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt bemerkten; unter verwirrtem Geschrei rannten die Menschen hin und her, Weiber flüchteten in die Häuser, die Kaufleute schlossen ihre Gewölbe, bewaffnete Bürger eilten in verschiedenen Richtungen. Es hieß, die Sterner versuchten neue Anschläge, ihre Verruchtheit schone selbst der edlen Jungfrauen nicht; erst jetzt hätten sie vor der Stadt drei Mädchen aus den Geschlechtern der Psitticher unvermuthet angefallen und beschimpft, die Rache werde die Schuldigen aber aufsuchen und zu treffen wissen. — Reinhard vermuthete sogleich den Zusammenhang, und sagte zu Dietrich: „Hier gilt kein Säumen; eilen wir, uns bewaffnet bei den Unsrigen einzustellen! Die Dirnen haben unsre Erscheinung im Garten als eine Gewaltthat geschildert, und wer weiß was alles erzählt; die schändlichen Papageien haben längst auf einen Vorwand gewartet, uns ihre Uebermacht fühlen zu lassen. Nun desto besser! Fangen sie heute an, so brauchen wir's morgen nicht zu thun!" — und damit nahm er Dietrichen am Arm und riß ihn fort, nicht ohne Widerstreben; denn dieser wollte durchaus in die Straße, wo Gertrud wohnte: er fühlte die größten Entschlüsse in seiner Brust; er wollte vor Heinrich von Landskron treten, und dessen Gesinnung beugen oder sich ihr zum Sühnopfer bieten. Reinhard erklärte diesen Gedanken für thöricht; nichts könne hier helfen als das Schwert; hätten sie erst gesiegt, dann ließe sich nachher

das Beste thun. Allein Dietrich beharrte auf seinem Sinne und schritt muthig voran: sein Freund, um ihn nicht ganz ohne Hülfe zu lassen, folgte ihm unwillig nach. Schon ritt der Bischof mit einer Anzahl Reisigen durch die Straße und vereinigte sich mit den bewaffneten Bürgern vor dem Rathhause, wo das Panier der Psitticher aufgesteckt war. Ein Trupp nach dem andern rückte zur Besetzung der wichtigsten Posten vorüber; wer sich auf der Straße zeigte, wurde als Psitticher zu seiner Schaar eingewiesen, oder als Gegner verhaftet. Dietrich befand sich mit seinem Freunde schon mitten unter den Feinden, und unter Gertruds Fenstern — bis wohin er durch alle Bewaffnete vorgedrungen — eben in größter Gefahr, als plötzlich das Geschrei erscholl, ein feindlicher Heerhaufen ziehe von dem Lande heran gegen das Thor, die Sterner hätten dem Grafen von Habsburg die Stadt verrathen, man müsse sie niedermachen, ehe sie Hülfe erhielten. Heinrich von Landskron stürzte zornenflammt hervor, hieß alle Schaaren ihm nachfolgen und flog an ihrer Spitze gegen das andere Stadtviertel, wo die Sterner sich versammelt hatten. Dietrich und Reinhard, von den Ihrigen abgeschnitten, durch wechselnde Empfindungen bestürmt, fanden sich in der verzweiflungsvollsten Lage; Reinhard wollte in das Haus der Landskron einbrechen, Getrude als Geisel festnehmen, und dann Feuer anzünden, um in dem Getümmel mit ihr und Dietrich zu entkommen; dieser aber setzte sich dem schrecklichen Vorhaben entgegen, weniger schaudernd, die Geliebte zu verlieren, als so sie zu besitzen. Unterdessen hatten die Psitticher mit großer Ueberzahl den auf dem Münsterplatz aufgestellten Streithaufen der Sterner im ersten Anlauf

geworfen, Viele zusammengestochen und Mehrere gefangen; lautes Freudengeschrei verkündete den Sieg des Psittichs und das Weichen des Sterns. „Retten wir uns von hier!“ rief Reinhard in äußerster Bestürzung dem Freunde zu, indem er einen Trupp Psitticher zurück und gerade auf sie los kommen sah; „vielleicht gewinnen wir das Freie und kommen so zu den Unsrigen!“ — Der Trupp war schon ganz nahe, er führte gefangene Sterner zur Gewahrsam in Landskrons Haus. Unwillkürlich zögernd folgte Dietrich dem Freunde, indeß sein Auge scharf auf die Kommenden geheftet blieb; plötzlich aber hielt er an, sein Blick entflammte sich, mit Entsetzen erkannte er unter den Gefangenen seinen alten Vater, blutend am Kopfe und gleichwohl noch ringend gegen seine Führer. „Heiliger Gott!“ schrie Dietrich, „jetzt steh' mir bei, jetzt macht selbst dein Gebot mich zum Sterner! Auf, theurer Reinhard, hier sind die Unsrigen, zu denen wir wollen!“ Und damit riß er dem Freunde das Schwert aus der Hand und drang wie ein Wüthender auf die Feinde ein; Reinhard ergriff eine Lanze und stürmte ihm nach; gefangene Sterner rissen ihren Führern die Wehren von der Seite, und in einem Augenblicke entstand ein völliges Gefecht, das durch Ueberraschung, Muth und Verzweiflung sich gleich zum Vortheil der Sterner neigte. Nach kurzer Anstrengung war das ganze Häuflein befreit, die Schaar der Psitticher zurückgeschlagen und schnell das Thor erreicht, dessen Wache, bald überwältigt, den Auszug nicht hindern konnte.

Mit der Dämmerung gelangten die Entronnenen über Feld zu dem jenseitigen Thore, wo sie mit der Hauptschaar der Sterner zusammentrafen, die fechtend

aus der Stadt hatten weichen müssen. Der Anblick der Geretteten, gegen dreißig der angesehensten Ritter und Bürger, die man sämmtlich verloren geglaubt, belebte wieder den Muth; Dietrichs Heldenthat wurde mit Begierde vernommen, und ihm und Reinhard mit hohem Lob und Preise die Führung der nächsten Angelegenheiten übertragen. Seufzend blickte Dietrich auf die im Abendrothe glühende Stadt zurück, rief seinem Glücke Lebewohl und ergab sich der Schickung, in die er gestellt war. Mit Thränen der Freude umarmte ihn der alte Ramstein, nannte ihn seinen Retter und den Retter des Sterns, und beschwor den Himmel, seinem Sohne in Vertilgung der Feinde beizustehen, und durch dessen Hand besonders das Geschlecht der Mönchen zu treffen. So wurde Dietrich in seinen theuersten Empfindungen zugleich erhöht und gebeugt! Doch die Sorge für die Sicherheit drängte bald jede andere Vorstellung zurück; man konnte die bedenkliche Lage nicht verkennen: die Psitticher hatten den vollständigsten Sieg errungen, sie waren im alleinigen Besitz der Stadt; die Sterner, welche noch kurz vorher die Unterwerfung von jenen geträumt, waren selbst Vertriebene, die fremden Schutz suchen mußten. Ihr Unglück wurde vorzüglich der Ueberraschung beigemessen, die ihren Anschlägen um wenige Tage zuvorgekommen war. In der Nacht fanden sich nach und nach mehrere Genossen ein, die gar nicht an dem Kampfe hatten Theil nehmen können, und jetzt der Verfolgung der Sieger entfliehen mußten; sie brachten die Nachricht, daß die Psitticher in der Frühe aus der Stadt hervorbrechen und einen neuen Angriff machen würden. Die Sterner konnten kein Gefecht mehr wagen, sie beschlos-

sen, sich auf die Burgen ihrer Freunde zu zerstreuen, um überall Hülfe aufzubieten; Dietrich aber sollte die Verwundeten nach Breisach geleiten, und dann den Grafen von Habsburg aufsuchen, um mit ihm weitere Maßregeln zu verabreden.

Die Leidenschaft vermag in jugendlichen Gemüthern nicht zu ruhen, sie bedarf der Thätigkeit, und wäre es auch in einem Sinne, der dem Herzen fremd, ja wohl gar entgegen ist; denn vor allem andern steht dem innerlich Aufgeregten die große Nothwendigkeit der äußeren Gegenwart vor der Seele, die sich jedes Augenblickes desto dringender bemächtigt, als sie einen höheren Inhalt schon dafür in Besitz hat. So warf sich Dietrich, nachdem die Dinge einmal dahin gewendet waren, mit allen Gedanken und Kräften auf den Krieg, dessen Führung sogleich ernstlich betrieben wurde. Die Psitticher hatten, im Einverständniß mit dem Bischof, einen Rathsbeschluß erlassen, kraft dessen die vertriebenen Sterner für immer aus der Stadt verbannt, und im Fall der Wiederkehr ihrer Güter verlustig erklärt wurden; die Sterner verdoppelten dagegen ihre Bemühungen, um mit hinlänglicher Macht gegen Basel wieder anrücken zu können. Dietrich fand den Grafen von Habsburg im oberen Elsaß mit ansehnlichem Kriegsvolke, wie er von Straßburg zurückkehrte, wo er den Bürgern Beistand geleistet hatte. Rudolph zählte damals fünf und fünfzig Jahre, sein hoher Wuchs und der edle Ausdruck seines Wesens gaben ihm ein älteres Ansehen, während das Feuer seines Blicks und die Tapferkeit seines Arms ihn zu verjüngen schienen; Großmuth und Frömmigkeit hatten nicht weniger seinen Ruhm begründet, als Waffenthaten und

Kriegszüge, in denen er vor allen Rittern hervorragte. Ehrfurcht erfüllte Dietrichs Herz, als er dem Helden gegenüber stand, der mit Antheil ihn das Trauergeschick seiner Freunde erzählen hieß, denen seine Hülfe schon im Anzuge war und jetzt auf's neue mit ernster Betheuerung zugesagt wurde. Der alte Feldherr erkannte bald in dem Jünglinge den höheren Geist, der ihn beseelte, und die kriegerische Entschlossenheit, die er so ausgezeichnet bewiesen hatte; er hieß ihn an seiner Seite bleiben, und ertheilte ihm mit Vorliebe Belehrungen und Aufträge. Dietrich entsprach jeder Erwartung; er sammelte die zerstreuten Sterner mit Schnelligkeit unter Rudolphs Fahnen, und brachte eine große Anzahl Fußknechte zusammen. In wenigen Wochen stand die vereinigte Macht vor Basel, und war stark genug, um die Stadt von allen Seiten zu berennen. Die Psitticher hatten des Grafen von Habsburg bis jetzt nur gespottet, und keinesweges so schnell ihn vor ihren Mauern zu sehen erwartet, sie mußten daher in Eile die Vertheidigung der Stadt anordnen, ohne daran denken zu können, wie sonst am rathsamsten gewesen wäre, in's Freie zu einem Treffen auszurücken; die plötzliche Einschließung schnitt ihnen auch manchen Beistand und manche Hülfsmittel ab, so daß sie lediglich auf sich selbst rechnen mußten, um den Feind abzuwehren, dessen Ueberzahl sie durch Vortheil der Stellung und durch Muth und Tapferkeit aufzuwiegen hofften. Die ersten Angriffe Rudolphs wurden in der That nachdrücklich zurückgeschlagen, und da es ihm an Belagerungszeug fehlte, so konnte nichts Ernstliches unternommen werden; auch die Anschläge der List mißglückten, da die Wachsamkeit der Bürger ihrer Tapfer-

keit gleich kam. Nach und nach wagten die Psitticher ihrerseits kleine Ausfälle, mit abwechselndem Glück, aber ohne bedeutenden Erfolg; beide Theile konnten einander wenig anhaben, und die Fehde zog sich in die Länge. Die Sterner fürchteten, Rudolph möchte der Sache überdrüssig werden, und abziehen wollen; sie versuchten daher alles, um einen Sturm zu bewirken, allein vergebens; denn Rudolph kannte die Stärke der Stadt, und wollte sein Volk nicht auf ein ungewisses Spiel setzen. Inzwischen ersann Dietrich einen andern Rath, der ungetheilten Beifall erhielt. Nach seiner Anordnung zogen die Belagerer sich eine ziemliche Strecke von der Stadt zurück, und ließen den Eingeschlossenen größere Freiheit; dann aber brachen sie unversehens mit allem Ungestüm hervor, und nahmen Menschen, Vieh, Zufuhren und selbst einzelne Posten weg, wodurch die Stadt großen Schaden empfand; noch größer wurde dieser, als Rudolph die zur Stadt gehörigen Dörfer und endlich sogar die Vorstadt vor der Kreuzpforte, wohin er bei einem solchen Ueberfall vorgedrungen war, in Brand stecken ließ, und selbst die Stadt in Gefahr brachte. Reinhard wußte auch von des Bischofs Knechten eine Anzahl durch Gold und Verheißungen zu gewinnen, daß sie in der Stadt Feuer anlegten, und dann zu den Sternern übergingen. Die Bürger waren hierüber sehr im Schrecken, besonders da nun das Innere der Stadt und ihre Vertheidiger gleiche Sorge und Mißtrauen erweckten, wie der äußere Feind, und alle Anordnungen und Kräfte dadurch wie gelähmt wurden; selbst von der Rheinseite war man nicht sicher, denn Dietrich hatte Schiffe einrichten lassen,

in denen man Nachts das Ufer beunruhigte, heimlich landete und Ueberläufer abholte.

Um dieser Gefahr zu begegnen, vermehrten die Bürger ihre Vorsicht und Wachsamkeit; zugleich aber ließ der Rath einen Beschluß verkünden, wodurch gegen jeden, der bei Brandstiftung ergriffen würde, unerbittliche Todesstrafe bestimmt war. Zwei Knechte Rudolphs mußten zuerst diese Strenge büßen, und wurden aufgeknüpft. Die Erbitterung sowohl in der Stadt als im Lager nahm täglich zu, und auf keiner Seite fehlte es an gewaltsamen Wagnissen und grausamen Behandlungen. In dieser Zeit wurde Hug Marschalk, der erste Bügermeister, bei einem Ausfall, den er zu weit geführt hatte, von einem Hinterhalt der Sterner umringt und erschlagen; an seine Stelle kam durch Wahl der Bürgerschaft Heinrich von Landskron, ein Mann, ganz wie ihn die Noth der Umstände zu fordern schien, streng, ernst, tapfer und unerschütterlich. Auf Dietrichs Gemüth machte diese Nachricht einen beunruhigenden Eindruck; unter demselben Namen stand nun alle Feindschaft des Krieges und das theuerste Bild seines Herzens vereinigt! Er mußte seinen Empfindungen, die der Waffenlärm eine kurze Zeit übertäuben gekonnt, mit neuer Hingebung folgen; sein Verlangen, von Gertrud zu hören, vermehrte sich mit jedem Tage, sie zu sehen und zu sprechen ersann und verwarf er hundert Anschläge. Sein Freund nahm an seiner Bewegung mehr unwilligen als liebreichen Antheil, tadelte ihn, daß er sich einer Sache nicht entschlage, die doch nun ganz unmöglich geworden; selbst die Sterner, wenn sie als Herren wieder in Basel einzögen, dürften in keine Aussöhnung willigen, die dem

Hause der Mönchen neuen Einfluß gewähren würde; er solle den Ruhm betrachten, den er in dieser Fehde erworben, die Freundschaft Rudolphs von Habsburg, die ihn auszeichne: ob nicht dies alles seinem Leben Aussichten gebe, die über jede andere Beziehung hinausführten, ja die größten und gländzendsten, wenn Rudolph, wie vorauszusehen, die Herzogswürde von Schwaben an sich bringen werde? Doch Reinhard fühlte bald, wie wenig solche Vorstellungen bei dem Freunde vermochten, und ging darauf aus, ihm durch andere Mittel einen Dienst zu leisten, den er ihm künftig, wie er meinte, bestens danken sollte.

In dieser Zeit mußte Rudolph einen Theil seiner Kriegsvölker nach dem Breisgau senden, um eines seiner Schlösser, das die feindlichen Nachbarn belagert hielten, zu entsetzen; da seine übrige Mannschaft nicht hinreichte, um die Stadt überall mit gehöriger Stärke einzuschließen, so zog er sich auf einen Hügel zurück, und begnügte sich, die Bürger, wenn sie sich zu weit hervorwagten, mit raschem Angriff zurückzutreiben. So blieb er fortwährend Herr der ganzen Umgegend, obwohl die Beseler etwas mehr Raum bekamen, und wieder allerlei Verkehr und Verbindung im Lande pflegten. Dadurch erhielten auch die Sterner öftere Nachricht von dem, was in Basel vorging, und traten mit ihren heimlichen Freunden in allerlei Gemeinschaft. Unter andern mehr oder minder erheblichen Vorgängen wurde eines Tages auch der bevorstehenden Hochzeit erwähnt, die in des Bürgermeisters Hause stattfinden werde. Dietrich erblaßte bei dieser Nachricht; der Name Gertrud wurde genannt, und es fuhr ihm wie ein Pfeil durch das Herz;

man sprach von ihrer Schönheit, von ihrer Anmuth; einer der Anwesenden erinnerte an das Fest, wobei sie die Preise vertheilt hatte, und meinte, sie würde selbst der schönste Preis gewesen sein, aber freilich hätte dann kein Sterner ihn empfangen können. — „Das habt Ihr gut gemacht, wackerer Ramstein!“ sagte Rudolph, „daß Ihr damals den Feinden in ihrem eignen Hause den Ehrenpreis abgewannet; aber im Grunde seid Ihr der schönen Gertrud auf solche Art als Ritter verbunden, und ich dächte, wir sollten ihr einen Ehrenbesuch zur Hochzeit machen! — Gott stehe mir bei, wenn meine Kriegsleute wieder beisammen wären, oder die Züricher mit dem Zeug kämen, so hätte ich große Lust, bei der Hochzeit zu erscheinen und zur Vermehrung des Festes einen Sturm zu geben, von dem noch die Kindeskinder reden sollten!“ — Die Scherzrede Rudolphs erregte Dietrichen zu den heftigsten Empfindungen; Schmerz und Zorn kämpften in seiner Brust. Bald erschien ihm Gertrud liebend und treu, und in tiefem Leiden dem härtesten Geschick erliegend; bald wieder, selbstschuldig im eitlen Unbestand, einem gewählten Loose folgend; er hätte sie befreien und rächen, oder sie selbst in seine Rache mit hinabziehen mögen. In jedem Falle mußte ihm der Gedanke willkommen sein, den Tag, der ihm alle Hoffnungen raubte, durch würdige Unternehmung zu feiern, und zu Sieg oder Tod sein Verhängniß herauszufordern. Schon sah er sich der unglücklichen Gertrud gegenüber, die stolzen Verwandten vor ihm gebeugt, sein Glück von der Geliebten freiem Entschluß abhängig; dann aber sie selbst unwerth seiner Liebe, ihn verwerfend und verhöhnend! Diese Vorstellung ergriff ihn mit Gewalt, sie

setzte all sein Blut in Bewegung. — „Hier ist das Härteste das Sicherste!" rief er aus; „hier darf Haß die Liebe auf die Probe stellen, die Stadt werde erstürmt, und wie meine Liebe, auch auf die Gefahr des Unterganges!" — Er berief sogleich seinen Freund, der mit großem Vergnügen den kriegerischen Eifer wahrnahm, ihn mit geschickten Anreizungen stärkte und munter zur That antrieb. Dietrich bedachte in der Eile seine Entwürfe, trug den Sternern die Sache vor, schilderte den ganzen Zustand des unentschiedenen Zögerns so nachtheilig, machte die Gründe des Unternehmens so glaubhaft und dessen Gelingen so wahrscheinlich, daß die Meisten mit voller Ueberzeugung einstimmten, und fast nicht mehr begreifen konnten, wie man der Aeußerung Rudolphs nicht gleich so entgegen gekommen sei, wie er selbst es vielleicht erwartet haben mochte. Nach dieser Vorbereitung trat Dietrich vor Rudolph, und sprach im Namen der sämmtlichen Sterner: wie sie wohl empfänden, was sie seiner Hülfe schuldig seien, daß auf ihm ihre ganze Hoffnung beruht habe und noch beruhe, daß aber auch ihre Pflicht sei, alle Kräfte für die gemeinsame Sache aufzubieten, und keine einzelne Rücksicht mehr stattfinden dürfe; lange genug lägen sie vor Basel ohne sonderlichen Erfolg, es sei Zeit, der Sache ein Ende zu machen; sie achteten ihrer Häuser und ihres sonstigen Besitzthums nicht mehr, und wenn sogar alles unterginge in Flammen und Plünderung, und auch nur ein Schutthaufen übrig bliebe, wollten sie diesen den Feinden entreißen; er möge daher nur Befehl geben zum Sturm und er werde die Sterner mit Schwert und Fackel als die Vordersten und Verwegensten erblicken. Der Graf von Habsburg ließ sich den

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

muthigen Antrag der Sterner wohlgefallen, er lobte Dietrichs entschlossenen Eifer: solchen Männern sei alles möglich, und ungeachtet er jetzt eben Vergleichsvorschläge von den Psittichern empfangen, wolle er den Krieg nur desto schärfer fortsetzen, doch heiße die Kriegserfahrung ihn ein zu großes Mißverhältniß der Anzahl meiden; sobald einige Verstärkung eingetroffen sei, werde er die Stadt mit Ernst angreifen, bis dahin aber die nöthigen Vorkehrungen mit Nachdruck betreiben. In der That wurden sofort alle Waffen in Stand gesetzt, Leitern und Balken herbeigeschafft, Pechkränze und Schwefel bereitet, die Zugänge und Schwächen der Mauern ausgeforscht, die Truppen ihrer mannigfachen Bestimmung vorläufig zugewiesen.

Während solche Zurüstungen geschahen, wurde Dietrich, dessen eigener Wille auf das lebhafteste dabei thätig erschien, mit jedem Tage düsterer und unfreundlicher. Was er äußerlich betrieb und bezweckte, ging förderlich von statten, er schien alle Ursache zur Freude zu haben, jedoch ein dumpfes Mißvergnügen drückte ihn, wie jemanden, der mit sich selber nicht auf's reine kommen kann, sondern von zwei streitenden Kräften nach entgegengesetzten Richtungen gezogen wird. Jemehr er die Dinge betrachtete, die geschehen waren und die noch bevorstanden, den Zusammenhang und die Richtung der Lebenswogen, von denen er sich fortgeführt sah, desto mehr mußte er inne werden, daß darin den tiefsten Wünschen und geheimsten Forderungen seines Herzens auch nicht die kleinste Gewährung, sondern eher das Gegentheil beschieden sei. In dergleichen bittere Vorstellungen vertieft, welche ihn die Einsamkeit suchen ließen, ging er eines Abends vor dem Lager längs einem Gebüsche hin, das gegen die

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Stadtmauer sich verlor. Seine Blicke schweiften über das Feld hinüber auf Basel, welches im Glanze der Sonne herrlich dastand; er konnte sich der wehmüthigsten Empfindungen nicht erwehren, das schönste Glück und das größte Unheil war ihm in diesem Mauerring umfangen, vielleicht in wenig Tagen schon der gräulichsten Verwüstung preisgegeben; sollte sein Glück aus den Trümmern zu retten sein, das schon in dem Vollbestande verloren erschien? — Er war unterdessen weiter als gewöhnlich fortgeschritten, und wurde plötzlich durch die Gegenwart eines Mannes überrascht, der seitwärts aus dem Gebüsche mit scheuen Umblicken sich hervorwand. Dietrich griff unwillkürlich zur Wehr; allein „Fürchtet nichts!" rief ihm der Mann entgegen, der völlig hervor und ihm nahe trat; „ich bin unbewaffnet und nicht in Kriegsgeschäften; seid Ihr nicht der edle Ritter Dietrich von Ramstein?" — „So ist mein Name!" entgegnete dieser, indem er den Mann scharf in's Auge faßte, „was ist Euer Begehr?" — „Ich folge Euch schon eine Weile durch das Dickicht, meine Botschaft ist geheim und gefahrvoll, aber ich habe versprochen, sie auszurichten; mich sendet Gertrud von Landskron, das übrige sagt dieser Zettel." — Hastig und verwirrt nahm Dietrich das gefaltete Blatt, doch seine Hand zögerte gleich wieder. „Was kann von daher mir kommen?" fragte er schmerzlich; „will sie selbst mich zur Hochzeit laden? O gewiß, ich werde dabei sein, aber, so Gott will, nicht lange! Welchen Tag ist die Vermählung?" fuhr er den Boten an, „und wie heißt Gertruds Verlobter?" — „Vermählung?" erwiederte dieser; „das ist das erste, was ich höre! Ich weiß von keiner Hochzeit, die arme Gertrud

ist wohl weit davon entfernt, das Ansehen einer Braut zu haben; Ihr irrt Euch wohl, und verwechselt die Namen." — „Wie?" rief Dietrich aus, „Gertrud von Landskron ist nicht Braut, sagst Du? ist unverlobt und frei?" — „Gewiß!" erwiederte jener; „wer Euch anders berichtete, der sagte die Wahrheit nicht; ich selbst diene seit langen Jahren dem Hause der Landskron, und würde nicht zuletzt erfahren, was vorgeht, wenn so etwas wäre." — Mit freudiger Zuversicht eröffnete Dietrich nun ungeduldig das Blatt, und las folgende Worte: „Wenn Euch wirklich Ernst gewesen, was Ihr früher gesagt, und was ich in gleicher Gesinnung gern von Euch geglaubt, warum sinnt Ihr den Untergang Eurer Stadt? warum fördert Ihr Krieg, statt Frieden, der uns Allen noth ist? Laßt Euren Sinn sich wenden durch die Mahnung, die ein bekümmertes Herz Euch sendet!" — Er fühlte sich in seinem innersten Dasein erschüttert bei diesen Worten; es war ihm, als ob er sich selbst wiederfände, aber freilich auch zu neuer Qual, denn was sollte und was konnte er beginnen? In dem Andrange seiner Empfindungen war ihm das erste und nothwendigste Bedürfniß, Gertruden zu sehen; diesem Verlangen mußte jede Betrachtung weichen; das Bild der bevorstehenden Ereignisse, die Unmöglichkeit, den Sturm der Verwüstung zu beschwören, die Gefahren, die mit ihm gegen die Stadt, und nun auch wieder gegen die Geliebte herandrohten, ließen ihn wenigstens die Täuschung suchen, als könne er diese retten; der scheinbaren Hoffnung, Gertrud würde ihm folgen, entriß er den Vorwand, der seinem Herzen schmeichelte, ohne seinen Sinn zu trügen. Schnell entschlossen, fragte er den Boten: ob er sich getraue, ihn

ungefährdet zu seiner Gebieterin zu bringen? — Verwundert sah ihn dieser an, doch bejahte er die Frage, nur würde dies am folgenden Tage sicherer geschehen können, wenn er vorher seine Maßregeln genommen hätte. Allein Dietrich wollte von keiner Verzögerung hören, vielleicht war es am folgenden Tage zu spät, und heute noch sollte sein Geschick sich entscheiden! — Mit eingetretener Dunkelheit folgte er daher seinem Führer, in dessen Mantel gehüllt, gegen die Stadtmauer hin, wo sie beide durch eine Nebenpforte eingelassen wurden, die zu einem Kloster gehörte, dessen Garten an den Garten des Hauses Landskron stieß. Der Führer, selbst wohlbekannt, gab seinen Gesellen für einen Neuenburger aus, der Dienste nehmen wolle, und hieß ihn in dem Klosterhofe harren, bis Gertrud benachrichtigt sei, die er dann, wenn sie es wolle, selbst würde sprechen können. Kaum war Dietrich eine Weile allein geblieben, als ein ungewöhnlicher Lärm seine Aufmerksamkeit anzog. Ein verwirrtes Schreien und Rufen, das Getöse bewaffneter Schaaren, der Glanz von Fackeln, näherten sich seinem Aufenthalt. Der Klosterhof wurde besetzt, und von den Geistlichen die Auslieferung zweier Sterner verlangt, die sie verborgen haben sollten; nach kurzem Widerspruch wurden wirklich zwei Männer vorgeführt und der Wache als Gefangene übergeben; das Volk hatte sich auf der Straße versammelt, an allen Thüren und Fenstern erschienen Neugierige, und bezeigten ihre Freude über den guten Fang. Dietrich war unentdeckt den Bewaffneten auf die Straße gefolgt, und hoffte in der Menge unbeachtet die Rückkehr seines Führers zu erwarten. Er fand sich unter Gertruds Fenstern, die geöffnet standen, aber

vergebens blickte er hinauf, um sie zu sehen; andre Gestalten drängten sich hervor, er glaubte Gertruds Gespielinnen zu erkennen. Er täuschte sich nicht, denn in einem Augenblicke, da sein aufwärts gewendetes Gesicht von hellem Fackelschein plötzlich erleuchtet wurde, gewahrte ihn eines der Mädchen, die an jenem Nachmittage mit Gertruden in dem Garten vor der Stadt gewesen waren. Entsetzt durch den überraschenden Anblick rief sie sogleich ihre Genossin auf, und indem Dietrich zu spät und vergebens den gefährlichen Blicken zu entgehen suchte, blieb den Mädchen kein Zweifel mehr; sie eilten, ihre Entdeckung mitzutheilen, und kaum erscholl sein Name unter dem Volke, so war Dietrich umringt, entwaffnet und gefangen.

Unbeschreiblich war die Freude, als am folgenden Tage in Basel die Nachricht allgemein bekannt wurde, daß Dietrich von Ramstein gefangen sei, dieser Verwegene, der seiner Vaterstadt bisher am härtesten zugesetzt, des Grafen von Habsburg thätigster Rathgeber, mit seinem Vater der gefährlichste Mann unter den Sternern! Zugleich vernahm man die entsetzlichsten Anschuldigungen, die gegen Dietrich gemacht wurden: er sei auf mordbrennerischen Anschlägen betroffen worden, seine beiden Mitschuldigen hätten schon eingestanden, man habe allerlei Zündwerke gefunden; Dietrich aber sei noch einer besondern Absicht gegen das Leben Heinrichs von Landskron verdächtig, der vermeinte Held stehe als ein niedriger Uebelthäter da, und werde als solcher seinen Lohn empfangen. Dies alles gelangte alsbald in gemischter Kunde zu Rudolphs Lager, und verbreitete Bestürzung und Verwirrung; ohne den Zusammenhang zu begreifen, durch

welchen Dietrich in solchen Unfall gerathen war, konnte man doch an diesem selbst und an der dringenden Gefahr, in der jener schwebte, nicht zweifeln. Rudolph insonderheit nahm sich das Schicksal seines jungen Waffenfreundes tief zu Herzen, und beschloß alles aufzubieten, um ihn zu retten. Er sandte sogleich einen Herold nach Basel, und bot für Dietrichs Freilassung ein großes Lösegeld, ja sogar die Zurückgabe aller gefangenen Psitticher, die sich in seiner Gewalt befanden. Allein vergebens, der Bürgermeister und Rath wiesen alle seine Anträge von der Hand, und folgten ganz den Antrieben des Vortheils, der ihrer Feindschaft in der Rache des Augenblicks erschien. Gegen Dietrich und die beiden andern ergriffenen Sterner wurde ein peinliches Verfahren eingeleitet und auf dem Rathhause wiederholtes Verhör gehalten. Die beiden andern Sterner läugneten ihr Vorhaben nicht, in der Stadt durch angelegtes Feuer Verwirrung zu erregen, allein sie läugneten standhaft Dietrichs Mitwissenschaft. Dieser hingegen, obwohl alle Gemeinschaft mit jenen völlig verneinend, vermochte keine genügende Erklärung anzugeben, zu welchem Zwecke und auf welche Weise er sich heimlich in die Stadt geschlichen hatte; nichts konnte ihn bewegen, sein hartnäckiges Schweigen in diesem Betreff zu brechen. Dem feindseligen Vater Gertrudens gegenüber hätte er um keinen Preis die Umstände nennen können, die ihn hierhergeführt, und die den Namen der Geliebten dem öffentlichen Hohne, sie selbst vielleicht der grausamsten Verfolgung hingegeben hätten. In diesem Entschlusse konnte ihn weder die empörende Anschuldigung, die gegen ihn gerichtet war, noch die Aussicht der Folter erschüttern,

die ihm gedroht wurde. Seine Hartnäckigkeit vermehrte den Werth, den man auf die Entdeckung seines Geheimnisses legte, indem man nichts Geringeres, als eine weitgesponnene Verrätherei vermuthete, vermittelst deren die Stadt in die Hände der Sterner und des Grafen von Habsburg gespielt werden sollte. Es schien unmöglich, daß Dietrich von Ramstein, einer der ersten Anführer und von so hohem Ansehen, als bloßer Späher sich in solche Gefahr begeben habe; es schien nur allzu glaublich, daß ein umfassendes Einverständniß, ein wirksamer heimlicher Anhang, zu einem bedeutenden Schlage habe hervorbrechen sollen. Die beunruhigendsten Gerüchte und Meinungen wurden umhergetragen, die Bestürzung und Angst der Psitticher, die sich, bei aller verdoppelten Vorsicht und Wachsamkeit, in ihren eigenen Mauern keinen Augenblick mehr sicher dünkten, brach in Haß und Wuth gegen die Gefangenen aus, und laut forderte das Volk vor dem Rathhause Dietrichs Kopf.

Der Graf von Habsburg erfuhr mit tiefem Kummer die trostlose Wendung der Sache. Reinhard, der einzige Vertraute von Dietrichs Liebe, ahndete den Zusammenhang und war in Verzweiflung darüber; aber nachdem er seinen Freund durch das Mährchen von Gertruds Vermählung unbewußt in das Verderben gebracht, dem er ihn hatte entziehen wollen, sah er nun keinen Ausweg mehr in der Enthüllung eines Verhältnisses, durch welches die Erbitterung Heinrichs von Landskron nur noch gesteigert werden mußte. Er hoffte Dietrichs Rettung einzig durch die Eroberung der Stadt, dahin wandte er all sein Sinnen und Trachten; er beschleunigte die Ankunft der Züricher, die endlich mit dem sehnlichst

erwarteten Belagerungszeuge eintrafen; er vereinigte eine ausgewählte Schaar der tapfersten Sterner zu seinem besonderen Vorhaben. — Indeß war Dietrichs Vater, auf die Nachricht von der großen Gefahr seines Sohnes, trotz Alter und Krankheit, von Breisach aufgebrochen und im Lager vor Basel angelangt. Rudolph empfing mit thränenvollem Gruße den alten Waffenbruder, dessen graues Haupt von der Last der Jahr und des Schmerzes niedergebeugt, aber von muthigem Geiste noch nicht verlassen war. Das gesammte Kriegsvolk ward von dem Anblick gerührt, und drängte sich um den würdigen Greis, der mit feurigem Wohlgefallen von allen Seiten das Lob seines Sohnes, Theilnahme und Eifer für ihn vernahm. „Dieser Trost", sagte er, „ist der einzige, den Ihr mir geben könnt, den Trost der Hoffnung könnt Ihr mir nicht gewähren! Die Mauern der Stadt bieten Eurer Tapferkeit Trotz, wie der Starrsinn der Psitticher Euren Anträgen; doch den letzten zu versuchen, liegt mir jetzt ob, laßt mich, wiewohl ohne Hoffnung, nach meinem Herzen thun!" — Er nahm seinen Weg nach der Stadt, und forderte eingelassen zu werden; als ihm dies verweigert wurde, verlangte er, Heinrich von Landskron möchte sich zum Gespräch auf der Mauer einfinden. Lange mußte der Greis auf dem Felde harren, bis die Botschaft endlich zurückkam und sein Begehren abwies. Der Bürgermeister, hieß es, könne nicht zu einem Gespräche mit Landesverräthern erscheinen, er habe von solchen nichts zu vernehmen, noch ihnen etwas zu sagen; wenn aber die Absicht wäre, für Dietrich zu flehen, so wäre dies ganz unnütz; es geschähe ihm kein Unrecht, er würde nach den Gesetzen seiner Vaterstadt gerichtet, und wenn

ihn diese zum Tode verurtheilten, so träfe ihn nur, was er hätte voraussehen können. Der Alte brach in Jammer und Klagen aus, er rief: man möge ihn statt seines Sohnes tödten, er selber sei der unversöhnliche Feind der Psitticher, sein Sohn, viel milder gesinnt, nur von ihm aufgeregt; man solle ihn wenigstens mit demselben vereint sterben lassen! — Vergebens, seine Worte verhallten wirkungslos, die Wächter hießen ihn sich entfernen, und fingen schon an mit Pfeilen zu schießen, als ihn die nachgefolgten Knechte halb ohnmächtig zu Rudolph zurückführten.

Mit Entsetzen hatte Gertrud den Verlauf des furchtbaren Abentheuers vernommen, zu welchem sie unschuldig die Ursache geworden. Sie warf sich tausendmal den Leichtsinn vor, die Verwegenheit, mit der sie einen Schritt gethan, von dem sie kaum begriff, wie nicht schon die gewöhnliche Scheu ihn unmöglich gemacht. Die Arme wollte nicht erkennen, daß in der Heftigkeit ihrer verzweiflungsvollen Reue die ganze Gewalt jenes Anreizes fortlebe, und sollte bald erfahren, daß heimlich-genährte Liebe die rücksichtloseste Thatfähigkeit verleiht. In qualvoller Angst verbrachte Gertrud die Tage und Nächte, mit tausend Gedanken rang ihre Seele, die nur ohnmächtige Thränen hatte. Als sie vernahm, wie Dietrich hartnäckig jede Aufklärung weigere, und wie dieses Schweigen gedeutet werde, da sah sie ein, daß er für sie das Opfer seines Lebens bringen wolle, wie er für sie schon das seiner Freiheit so unglücklich gewagt. Diese Ueberzeugung gab ihr plötzlich Muth und Entschlossenheit; sie fühlte, daß gleich hoher Sinn auch ihre Liebe beseele, daß hier nur Großes sich mit Großem ausgleiche. —

Am nächsten Morgen, als der versammelte Rath über Dietrich das Urtheil sprechen sollte, und deßhalb noch ein letztes Verhör hielt, in welchem jener nicht mehr als in den früheren eingestand, wurde die Sitzung gestört durch das Hereindringen eines Frauenswesens, in welchem zu allgemeinem Erstaunen der Anwesenden, zur höchsten Bestürzung Dietrichs und zur heftigsten Entrüstung Heinrichs von Landskron, sogleich Gertrud sich zu erkennen gab. Sie wandte sich flehend zu den Richtern: „Ihr wollt wissen, aus welchem Antrieb und zu welchem Verbrechen dieser edle Jüngling heimlich hieher in seiner Feinde Mitte gedrungen: vergebens hofft Ihr es von ihm zu erfahren! Ich aber will es Euch verkünden! Um meinetwillen kam er hieher, auf meine Veranlassung, obwohl gegen meine Absicht! Eure traurige Entzweiung hat unsre Herzen nicht zu scheiden gewußt, unsre Neigung trug Frieden für Alle. Ist hier ein Verbrechen, so bin ich allein die Schuldige, ihn aber lasset frei!“ — Die größte Bewegung folgte diesen Worten in allen Gemüthern. Dietrich fühlte nur das Entzücken seines inneren Glücks, die meisten der Rathsherren schienen gerührt, alle Gegenwärtigen schauten mit staunender Erwartung auf Gertrud, auf Dietrich und auf den Rath. Heinrich von Landskron aber, als vorsitzender Bürgermeister, stand wuthblickend auf und rief mit bebenden Lippen: „Ihr seid Zeugen der Schmach, die mich heute trifft, Ihr sollt auch Zeugen der Rache sein, mit der ich sie tilge. Ein ehrvergessenes und fluchwürdiges Kind hat sich den Feinden und Verräthern gesellt, als Vater und als Haupt dieser Stadt werde ich das doppelte Verbrechen strafen. Jetzt aber geziemt uns fortzufahren

in dem Begonnenen, und zuerst diesem Verräther das Todesurtheil zu sprechen, dem er nach unserem Gesetz nicht entrinnen kann!" — Er winkte den Gerichtsdienern, und Gertrud wurde in verwirrtem Schrecken weggeführt, Dietrich aber, der vergebens die Hände zu ihr erhob, der vergebens zu sprechen versuchte, in das Gefängniß zurückgebracht. Auf Heinrichs heftigen Betrieb wurde noch in derselben Sitzung, ungeachtet des Widerspruches mehrerer Rathsglieder, die Todesstrafe gegen Dietrich ausgesprochen.

Der Vorgang war alsbald bekannt geworden und verursachte allgemeine Bewegung. Sehr verschieden wurde die Sache von den Bürgern aufgenommen und beurtheilt; die heftigeren Gesinnungen nahmen daraus einen neuen Anlaß, um gegen die Sterner zu toben, sie schlossen die arme Gertrud in die Verdammniß ein, welche sie über Dietrich mit Haß und Freude verhängt sahen; andere Wirkung empfanden mildere Gemüther, die über den Gipfel des Unglücks erschraken, zu welchem die Zwietracht beide Partheien führte, und darin einen Wink der Warnung sehen wollten, dem Hasse nicht weiter zu folgen, sondern auf Versöhnung und Frieden zu denken. Diese letztere Empfindung wurde schnell die vorherrschende; nachdem der Zusammenhang in dem Ereignisse aufgehellt, besprochen und erwogen wurde, vermehrte sich das Mitleid, die Rührung und die Theilnahme für die beiden Liebenden, deren Geschick einen so gräßlichen Ausgang drohte. Dietrichs Todesurtheil wurde von Jünglingen und Mädchen, von Frauen und Männern mit lautem Wehklagen bejammert, es wurde eine schreiende Ungerechtigkeit genannt, da dem Unglücklichen kein

Verbrechen sei bewiesen worden, und ein Theil der Rathsherren ihn freigesprochen habe. Von allen Seiten drang man in den Bürgermeister, das Urtheil einer neuen Berathung zu unterwerfen, dasselbe wenigstens zu mildern oder die Vollstreckung auszusetzen, bis der Krieg beendigt sei; man habe die Sterner dadurch gewissermaßen in Händen und könne wichtige Vortheile daraus ziehen; dagegen hieße es das Leben aller und jedes einzelnen Bürgers von Basel in bedenkliche Gefahr setzen, wenn man durch eine beispiellose Hinrichtung die Feinde ohne Noth zur wüthendsten Rache aufreize. Heinrich von Landskron aber wies alle Vorstellungen und Bitten mit schnöder Härte von sich, und beharrte darauf, das Urtheil vollziehen zu lassen. Indessen wuchs die Stimmung der Theilnahme dadurch nur immer stärker; heimliche Gegner Heinrichs benutzten dieselbe, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, es liefen allerlei Reden umher, daß er allein den Krieg zu der verderblichen Erbitterung gebracht und jeden Frieden verhindert habe, daß er die Ursache des Unterganges der Stadt sein werde, wenn man nicht bei Zeiten noch einlenke; man müsse lieber sogleich mit Rudolph von Habsburg die abgebrochenen Unterhandlungen wiederanknüpfen, der mehr als je geneigt sei, den Bürgern gute Bedingungen zu gewähren. Schon gingen geheime Boten zwischen der Stadt und dem Lager, und neue Hoffnung belebte hier die Gemüther. Dietrichs Vater, Reinhard, Rudolph selbst, alle betrieben den Abschluß eines vorläufigen Uebereinkommens, das den Frieden herbeiführen könnte. Doch dieser hoffnungsvolle Anschein war von kurzer Dauer! — Heinrich von Landskron entdeckte die gegen ihn gerichteten

Anschläge und Umtriebe, ließ die Theilnehmer in der Stadt zu gleicher Zeit in ihren Häusern überfallen, und übte nach ihrer Gefangensetzung nur unumschränktere Gewalt, da niemand ihm ohne Gefahr widersprechen durfte. Maßregeln der Strenge und des Schreckens folgten nun schnell auf einander; Verhaftungen, Rathsbeschlüsse, Strafen, Kriegsanstalten, alles ordnete und gebot er nach eigner Willkür mit unerschütterlicher Härte. Von Gertrud wurde nichts vernommen, ihr Schicksal konnte man nur als das fürchterlichste denken; in einem finstern Kerker, hieß es, habe sie mit der Nachricht von Dietrichs Tode für sich selbst nur ewige Gefangenschaft von der Grausamkeit ihres Vaters zu erwarten. Mit neuem Zorn und Eifer verdoppelten nun die Sterner ihre Anstrengungen im Lager, um die Stadt durch einen Sturm anzugreifen, in welchem sie keines Feindes zu schonen verhießen.

In dieser Noth versuchte der Bischof, Graf Heinrich von Neuenburg, das letzte Mittel zur Rettung. Obgleich selbst auf der Seite der Psitticher und eine der ersten Stützen der Volkspartei, empfand er tief das Unglück der Zwietracht, und mahnte mehrmals zum Wege der Versöhnung. Jetzt aber hatte das Geschick Dietrichs und Gertruds sein Herz besonders gerührt, so wie die ungesetzliche Gewaltherrschaft des Bürgermeisters seinen Sinn empört. Er versammelte seine Geistlichen, redete sie an, und ermahnte sie zur Theilnahme an seinem Vorhaben, hielt sodann einen Umgang in der Kirche und zog an der Spitze des Klerus in feierlichem Schmucke durch die Straßen nach dem Rathhause. Dort fand er den Bürgermeister in voller Rathsversammlung, und stellte ihm das Unglück und die Gefahren der Stadt mit

feuriger Beredsamkeit vor, forderte ihn zur Anhörung von Friedensvorschlägen auf, und mahnte endlich mit allen Beweggründen der Frömmigkeit und menschlichen Klugheit von der blutigen Verfolgung ab, die er gegen zwei Liebende zu vollführen gedenke, welche vom Himmel selbst auserſehen schienen, weniger ein Beispiel der Verirrung, als ein Zeichen der Aussöhnung zu sein, die beide feindliche Partheien, gleich jenen beiden, wieder verbinden solle. Heinrich von Landskron, obwohl verwirrt durch den feierlichen Vorgang, und getroffen von den frommen Mahnungen, nahm alle seine Kraft zusammen, um auf seinem Sinne zu beharren. Einige Rathsherren, die sich dem Bischof anschließen wollten, brachte sein schreckender Blick bei den ersten Worten, die sie begonnen, zum Schweigen. Endlich brach er selbst die Stille und rief mit Entschlossenheit: „Was wollt Ihr von mir? Ich bin für das Recht eingesetzt und nicht für die Gnade; mein eignes Kind darf ich nicht schonen, wie könnt' ich den Feind schonen, der sie verführt hat? — Thut Ihr, was Eures Amtes ist, ich warte des meinigen! Für den Verräther giebt es keine Rettung, niemand kann seine Hinrichtung wehren, nur der Kaiser könnte zu meinem Schmerze hier Gnade sprechen, und zum erstenmal ist es mir lieb, daß das Reich verwaiset ist. Wenn Ihr also nicht einen Kaiserlichen Spruch vorzulegen habt, dem ich mich wider Willen fügen muß, so spart Eure unnützen Reden und geht nach Hause, ehe ich Euch strenger wegzuweisen genöthigt bin." — Das Volk, welches sich vor dem Rathhause in einzelnen Haufen versammelt hatte, gab durch Murren seinen Unwillen über die Demüthigung zu erkennen,

in welcher der Bischof und seine Geistlichen erfolglos abzogen. Der Bürgermeister aber trat sogleich an der Spitze einer Schaar Kriegsknechte aus dem Rathhause hervor, zog über den Platz, ließ einige Mißvergnügte verhaften, und zerstreute die übrigen. Um alle weiteren Ungelegenheiten abzuschneiden und der ganzen Sache ein Ende zu machen, ließ er zugleich die öffentliche Vollstreckung des gegen Dietrich von Ramstein ausgesprochenen Todesurtheils auf den folgenden Tag verkündigen, und sofort die Anstalten zur Errichtung des Blutgerüstes beschleunigen. Die ganze Stadt war in dumpfen Schrecken versunken, und niemand wagte gegen den Bürgermeister aufzustehen.

Die Bestürzung der Sterner, als diese Nachricht in's Lager gebracht wurde, war gränzenlos, unbeschreiblich der Schmerz Rudolphs und die Verzweiflung des alten Vaters. Neue Boten, die mit Vergleichsanträgen nach Basel gesandt wurden, kamen abgewiesen zurück, und es schien für den unglücklichen Dietrich alle Rettung unmöglich. Nur die Tollkühnheit konnte hoffen, noch an diesem Tage die Stadt im Sturme zu erobern, so sicher auch Rudolph, wenn ihm die nöthige Zeit gegönnt würde, auf das Gelingen des Unternehmens rechnete. Da erhob sich endlich Reinhard, der mehr als jeder andere von den heftigsten Empfindungen zerrissen schien, und wollte das Unmögliche wagen. Er klagte sich an, seinen Freund durch leichtsinnige Anmaßung in's Verderben gestürzt zu haben, er gelobte ihn zu retten, oder selbst zu sterben. Zweihundert Sterner und vierhundert Kriegsknechte aus Rudolphs Schaaren vertrauten sich seiner Führung. Mit einbrechender Dämmerung nahte

er den Stadtmauern und eröffnete den unvermutheten Angriff, der zunächst auf ein bisher wenig beachtetes Nebenthor gerichtet war; die ganze Kriegsmacht Rudolphs stand unter den Waffen, um bei dem ersten günstigen Erfolg sogleich nachzurücken. Der Muth der Verzweiflung kämpfte in Reinhard und den Seinigen, sie durchbrachen, troz der tapfersten Gegenwehr, die erste Pforte, und nun galt es noch, die innere Mauer zu gewinnen, um frei in die Straßen eindringen zu können. Schon ermattete der Widerstand der Bürger, als Heinrich von Landskron mit frischer Verstärkung erschien, und das Gefecht mit wüthendem Eifer aufnahm. Schnell übersah er die Gefahr wie den Vortheil des Augenblicks, warf eine Schaar den Angreifenden in den Rücken, und griff diese nun selbst von zwei Seiten an. Der Ueberzahl weichend, suchten die Sterner, troz dem verzweiflungsvollen Zurufe Reinhards, der das Schwert über dem Nacken seines Freundes mit jedem Schritte rückwärts oder vorwärts mehr oder minder drohen sah, durch die Pforte wieder das Feld zu gewinnen; allein ihr eignes Gedränge hemmte die Flucht, mehr als aller Zuruf. Ueber die Hälfte von Reinhards Genossen wurden an dieser Pforte erschlagen, unter ihnen er selbst, der sein Gelübde mit dem Tode löste, da er es mit dem Siege nicht gekonnt! — Rudolph von Habsburg eilte mit funfzig Rittern herbei, um die Geretteten aufzunehmen, die mit ihm in tiefster Niedergeschlagenheit und Stille nach dem Lager zurückkehrten.

Eine furchtbare Nacht breitete ihre schwarzen Schwingen über Land und Gemüther aus, eine dunkle Frist vor dem noch schrecklicheren Tage, der zu blutigem Schauspiel

heraufdämmern sollte! Alle Mittel, alle Hoffnungen waren erschöpft, und keine Rettung mehr übrig, nachdem auch die letzte in Reinhard gefallen war. Tiefgebeugt sah Rudolph auf den jammernden Ramstein, der um den Sohn wehklagte und ihn auf das Blutgerüst begleiten wollte, — weinend wandte der Held sein Auge von dem zerreißenden Anblick, und verließ den Alten mit schwerem Seufzen, indem er ihm schweigend die Hand drückte. Im ganzen Lager war Trauer und Entsetzen, die Kriegsknechte mieden den Schlaf und blieben in unruhiger Bewegung. — Auch in der Stadt war es während dieser Nacht ungewöhnlich laut und unruhig; der Bürgermeister fürchtete einen erneuerten Ueberfall, und vermehrte die Wachen und Aufseher. Alle Gedanken starrten dem kommenden Tage entgegen, welchen Freund und Feind fast mit gleicher Angst erwarteten. Nichts war mehr übrig, als der Trost des Himmels; zu ihm gewandt war der alte Vater im Gebete wach, Rudolph auf seinem Lager sorgenbelast entschlummert.

Mitternacht war kaum vorüber, als unvermuthet eine Schaar von Reisigen dem Lager nahte, die auf den Anruf der Wachen sich als Befreundete ankündigten. Es war der Burggraf von Nürnberg nebst dem Grafen von Pappenheim, die dem Grafen Rudolph von Habsburg gemeldet sein wollten, als Ueberbringer einer Botschaft, die keinen Aufschub litte. Nach einigem Widerreden, als jene auf ihrem Begehren beharrten, und bei Anhörung der traurigen Lage und Stimmung Rudolphs nur noch stärker andrangen, wurde Rudolph aufgeweckt und die beiden Ankömmlinge zu ihm in sein Zelt geführt. Sogleich beugten sie vor ihm das Knie, und begrüßten

ihn als ihren Kaiser und Oberherrn, dessen Huld und Gnade ihnen forthin gewährt sein möchte. Denn zu solchem Range des ersten Herrschers in der Christenheit, zum römischen König und Kaiser, hätten ihn die Kurfürsten zu Frankfurt am Main rechtmäßig erwählt und erhoben. Rudolph blickte sie verwundert und prüfend an, er wußte nichts von der ganzen Sache, und zweifelte an der Wahrheit. „Wenn Ihr einen Scherz treibet", sagte er, „so habt Ihr nicht bedacht, werthe Herren, was meinem Alter, was der Stunde und vor allem, was der Stimmung zuständig ist, in der Ihr mich findet; wisset, daß ich in großem Leid und Kummer bin, um der Baseler willen, die morgen mir das Herz zerspalten werden!" — „Fern sei von mir", erwiederte der Burggraf, „daß ich Eurer spotte, mächtigster Herr! Zweifelt nicht, Ihr seid unser Kaiser und Oberhaupt, sehet da den Wahlbeschluß und die Bedingungen! Euer Leid aber wird sich in Freude verwandeln." — Damit übergab er die Urkunde, und sagte die Bedingungen der Kurfürsten. — „Dieses Alles, und was sonst noch sein mag", rief Rudolph entschlossen aus, „werde ich treulich erfüllen und handhaben!"

Inzwischen war ein dumpfes Gerücht durch das Lager geflogen, bei Rudolph seien Boten vom Reichstage, er sei zum römischen Kaiser erwählt. Auf diese Nachricht drängte sich Alles voller Begier zu Rudolphs Zelt, begrüßte ihn in seiner Würde, und rief ihm tausendfaches Glück und Heil! — Die Freude erschloß alle Herzen, Thränen flossen aus den Augen der härtesten Krieger; unter Lachen, Singen und Rufen wurde der Kaiser von den Seinigen gepriesen und erhoben; Ritter

und Kriegsknechte umarmten einander, Freundschaft und Treue wurde wechselseitig gestiftet und gelobt. Das Freudengeschrei durchschallte schon das ganze Lager; Fakkeln schwirrten durch die Dunkelheit, bald brannten unzählige Feuer, alles was von Pechkränzen, Reiserbündeln und Schwefel vorräthig war, wurde jubelnd in die Flamme geworfen. Unaufhörlich schallten dazwischen Trompeten und Pauken, die den tobenden Leberuf und Jubel begleiteten. Nach Maßgabe, daß der Lärm und die Feuerhelle im Lager zunahm, wurde es auch in Basel belebt und licht, indem die Wächter den ungewohnten Vorgang meldeten, und das unerklärliche Schauspiel alle Einwohner aufregte und in erwartungsvolle Spannung setzte. Der Bürgermeister und die Seinigen besorgten irgend eine Hinterlist, sahen die Wachen nach, beriefen den Rath, und umgaben das Rathhaus mit der Auswahl der Bewaffneten. Da hieß es, der Burggraf von Nürnberg sei vor dem Thore, und begehre der Stadt eine Botschaft zu bringen. Er wurde eingelassen, und erschien vor dem Rath. „Heil und Frieden“, so begann er zu reden, „Eurer Stadt und allen ihren Einwohnern! — Diesen Gruß entbietet Euch der Kaiser, den die Gnade des Himmels durch die Wahl der Kurfürsten endlich wieder dem Reiche nach langer Verwaisung hat schenken wollen. Seid noch heute seines Einzuges gewärtig; bis dahin aber gebietet er Euch, alle Handhabung der Obrigkeit lediglich auf Frieden und Ordnung zu wenden, die Gefangenen freizulassen, und allgemeine Vergebung alles von beiden Seiten Geschehenen in des Kaisers Namen auszurufen.“ — Heinrich von Landskron erhob sich erblaßten Angesichts mit Mühe

von seinem Sitze, um dem Burggrafen für seine Botschaft zu danken, und ihm zu versichern: daß die Stadt sich freue, das Reichsoberhaupt, dessen Wiedererstehen nach langwieriger Unterbrechung so unvermuthet verkündigt werde, in ihren Mauern zu empfangen, und daß Bürgermeister und Rath sich Kaiserlichem Gebot in schuldigem Gehorsam fügen würden. „Aber vergönnt uns", fuhr er fort, „Herr Burggraf, nun auch den Namen desjenigen, den wir als unsern Kaiser und Herrn verehren dürfen!" — „Lang lebe und herrsche", rief der Burggraf, „unser gnädigster Kaiser, Rudolph Graf von Habsburg!" — Wie vom Blitz getroffen sank der Bürgermeister bei diesem Namen auf seinen Stuhl zurück und verhüllte sein Antlitz; dann erhob er sich wieder, schlug sich an die Stirn und rief: „Sitze fest, Gott der Herr! sonst wird Rudolph bald auch deinen Thron besteigen!" — Darauf legte der Burggraf den staunenden Rathsherren den Wahlbeschluß vor, und empfing ihre Glückwünsche und Freudenbezeigungen; alles Unheil und alle Noth war auf einmal vorüber, eine neue Zeit von Glück und Wohlfahrt schien anzuheben. Unterdessen verbreitete sich zugleich vom Rathhause und von den Thoren her den Bürgern die große Nachricht der Freude; Alles lief auf die Straßen und Plätze; die gefangenen Psitticher, die Rudolph sogleich frei und beschenkt aus dem Lager zur Stadt entlassen, begegneten den Sternern, die theils aus Gefängnissen, theils aus Verstecken hervortraten, und alle stimmten in den begeisterten Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!"

Die Sonne war eben aufgegangen und Kaiser Rudolph in herrscherlicher Pracht vor sein Zelt getreten, als

ein feierlicher Zug aus dem Thore der Stadt hervor und gegen das Lager wallte. Der Bischof mit seinen Geistlichen, eine Abordnung des Raths und der Bürgerschaft, die Vorsteher der Zünfte und die Hauptleute der Kriegsschaaren kamen, in Begleitung von Herolden und Spielleuten und von einer großen Menge Volks umgeben, dem Kaiser die Huldigung der Stadt zu bringen, und ihn in ihre Mauern einzuladen. — Der Kaiser empfing die Abgeordneten gnädigst, und versprach, sofort nach Basel aufzubrechen. Seine Augen forschten indeß umherschweifend unter den Anwesenden, als vermisse er jemand, bis der Burggraf von Nürnberg an ihn herantrat und sagte: „Vielleicht kann ich Euch zeigen, gnädigster Herr, was Eure Blicke suchen! Sehet dort an jenem Baume Euren geretteten Diener von Ramstein, den ich selbst herausgeführt und den Umarmungen seines Vaters überliefert habe, der dem unverhofften Glücke und Segen fast erliegt!" — An der Hand den Vater führend, kam Dietrich jetzt herbei, und warf sich dem Kaiser zu Füßen, der ihn aufhob und umarmte. — „Nehmt, mein Kaiser und Herr!" rief Dietrich aus, „ein Leben, das Euch schon gehörte, nun doppelt als das Eure an! Nur ein Wunder konnte mich vom Tode retten, und Eure Tugenden haben dies Wunder vollbracht, Eure großen Thaten und Gesinnungen, die, frühe ausgestreut, nun Euch aufgegangen sind in dieser höchsten weltlichen Ehre, die, gleich der Sonne, Leben und Segen bringt, und deren bloßer Schimmer meinen Kerker und meine Fesseln schon gesprengt! O lasset Eure Huld und Gnade mir das Glück vollenden, das sie begonnen haben." — Dietrich wollte weiter reden, allein der Kaiser winkte,

umarmte ihn auf's neue, hieß ihn nebst seinem Vater in seinem nächsten Gefolge sein, und stieg zu Pferde, um seinen Einzug in die Stadt zu halten.

Hier war ringsum freudenvolle Bewegung; von den Thürmen erklangen alle Glocken, man schmückte Thore und Fenster mit Blumen und Teppichen; niemand mochte in den Häusern weilen, alles stürmte dem Kaiser entgegen. Heinrich von Landskron stand mit fester Thätigkeit allen Anordnungen seines Amtes vor, und ließ die forschende Neugier, welche in seiner Fassung und in seinem Benehmen den Widerstreit seines Innern zu errathen suchte, kalt an sich vorübergleiten, ohne des Hohnes der Einen noch des Mitleidens der Andern zu achten. Er ging, seiner Würde gemäß, an der Spitze des Rathes dem Kaiser bis vor das Thor entgegen, wo er demselben die Schlüssel knieend überreichte, und Stadt und Bürgerschaft in angemessener Rede der Kaiserlichen Gnade empfahl. Der Kaiser dankte dem Bürgermeister, hob ihn auf, und reichte ihm die Hand. Unter tausend Jubel und Freudengeschrei der zujauchzenden Menge ging der Zug nach dem Münster, wo der Bischof ein feierliches Hochamt hielt, um dem Allerhöchsten für die Wege seiner Schickung zu danken, und dessen ferneren Segen für den Kaiser und das Reich anzuflehen. Als der Gottesdienst geendigt war und man den Kaiser fragte: welches Haus er würdigen wolle, darin als Gast zu wohnen, sah er sich eine Weile im Kreise um, drückte dann dem alten Ramstein die Hand und sagte: bei ihm würde er als Graf von Habsburg eingekehrt sein, aber jetzt sei er der Stadt ein Zeichen schuldig, woran sie seinen guten Willen erkennen möge, er wähle daher das Haus

ihres tapfern Bürgermeisters, Heinrichs von Landskron, zu seiner Wohnung, und zugleich forderte er diesen auf, ihn dahin zu geleiten. Heinrich hatte Mühe sich zu fassen, während die Empfindungen der Umstehenden laut in das Lob des Kaisers überströmten; zum erstenmal fühlte er seine feindliche Strenge gebrochen und sein Herz für Rudolph geöffnet. In dem Hause der Landskron angelangt, empfing der Kaiser die Begrüßung von zwölf der schönsten und edelsten Jungfrauen der Stadt, die ihm einen goldnen Becher verehrten; der Kaiser unterhielt sich mit ihnen, befragte sie um ihre Namen, und beschenkte sie mit Ketten und Ringen; dann aber wandte er sich an den Bürgermeister, und fragte ihn mit Bedeutung: warum in der Zahl dieser Jungfrauen Eine fehle, die an Schönheit und Ansehen, wenn er nicht falsch berichtet sei, keiner derselben nachstehen dürfe, und in diesem Hause gerade am wenigsten fehlen sollte? — Heinrich verstand die Meinung des Kaisers, und entfernte sich in großer Bewegung. Nach einer Weile kehrte er zurück, an seiner Hand die schöne Gertrud, deren bleiche Wangen aber finstern Kummer, deren scheuer Blick angstvolle Verwirrung ausdrückten. Als ihr Auge auf Dietrich fiel, erzitterte sie in freudigem Erschrecken, und schluchzend sank sie auf ihres Vaters Arm. Der Kaiser, der beide mit Wohlgefallen betrachtete, zögerte nicht länger und hub folgendermaßen zu reden an: „Wir haben mit Kummer in unserer eignen Sache das Unglück erfahren und ermessen, welches der furchtbare Streit der Partheien über diese Stadt gebracht, und schaudern zurück vor dem Bilde des Unheils, welches in kurzem erschienen wäre, wenn dieser Streit noch ferner gedauert

hätte! Die Gnade des Allmächtigen aber hat uns, vorher selbst Parthei, unverhofft zu einer Stufe erhoben, wo wir in allen Bewohnern dieser Stadt nichts mehr erblicken dürfen, als theure und getreue Unterthanen, und zu gleicher Sorgfalt und Liebe anbefohlen und vertraut, ohne Unterschied der früheren Gesinnung. Es liegt uns ob, den Frieden, den wir verkündigt, zur Wohlfahrt des Ganzen auch dauerhaft zu begründen; die Sterner und die Psitticher mögen fortan nicht mehr um die Oberhand streiten, sondern gemeinsam dieselbe theilen, sie mögen ihre absondernde Bezeichnung in dem Eifer für das Gemeinwesen vergessen und verlieren, und durch Bande der Freundschaft und des Blutes sich gegenseitig vereinigen! Hier stehen edle Männer, Häupter der Ihrigen, von denen wir nun den ersten Beweis des uns angelobten Gehorsams fordern. Wohlan, Ramstein! wohlan, Landskron! tretet heran, und reicht Euch die Hände! Und damit auch die Spur der Spaltung in künftigen Geschlechtern erlösche, so wollet Ihr, versöhnte Väter, mit uns den Bund segnen, durch welchen wir Dietrich von Ramstein und Gertrud von Landskron, zwei Liebende, durch Leiden und Noth hart geprüft, hiemit vereinigen!" — Der Kaiser nahm beider Hände, und fügte sie zusammen. Heinrich von Landskron widerstrebte nicht; der alte Ramstein, eine Weile unschlüssig, wurde von den andringenden Bestürmungen überwältigt. Dietrich und Gertrud hielten sich umschlungen zu des Kaisers Füßen; alle Anwesenden priesen das Wunder, welches sich vor ihren Augen begeben, und laut erschallte im Saal und durch die Straßen der tausendfach wiederholte Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!" —

So endete ein Streit, der eine blühende und reiche Stadt an den Rand des Abgrunds gebracht, durch die Erscheinung einer wohlthuend über den Völkern schwebenden Herrlichkeit, zu deren Höhe emporgezogen die Leidenschaften und Verwirrungen der kleineren Gewalten sich verzehren und auflösen, und deren ruhmvoller Glanz in dem Andenken der Deutschen noch unerloschen fortlebt.

1819.

Kriegesabentheuer.

Novelle.

Die natürliche Neigung des Menschen, sein vereinzeltes Dasein an das Andenken einer belebten Vergangenheit geknüpft zu sehen, und das auf ihn vererbte Leben schon in seinen Vätern zu ehren, bedarf so wenig einer Entschuldigung, daß vielmehr zu verwundern ist, wie nur ein so kleiner Kreis von Menschen die nöthige Aufmerksamkeit darauf verwendet, und die Kunde seines Geschlechts sich vor andern Leuten gleichsam herausgenommen hat. Man kann nicht wohl einwenden, daß diese andern eben nichts Verdienstliches zu erwähnen fanden, denn wie es ja in den meisten menschlichen Thätigkeiten leicht geschieht, daß die wahre Bedeutung nach und nach entschwindet, und nur die äußerliche Ausübung fortgeht, so kommt es auch hier schon längst weniger darauf an, *was* man von seinen Vorfahren weiß, als vielmehr darauf, *daß* man von ihnen wisse, und als ein solcher dasteht, der seinen Ursprung weit zurückführen kann. Wenn aber jener Hang als ein allgemeiner anzusehen ist, so wird auch den Edelleuten das Vergnügen, von ihren Vor-

eltern etwas zu wissen, nicht verdacht werden dürfen, ein Vergnügen, das ja auch jeder Bürgerliche sich aneignen kann, und welches mehr als ein anderer der sorgfältige Jude genießt, dessen genaues Geschlechtsregister die Stammtafeln des ältesten Adels an Alterthum und Heiligkeit weit hinter sich zurückläßt. In der That, auf eben diese Weise und in demselben ehrenwerthen Sinne, wie Brantome und Schlieffen die Nachricht von ihren Geschlechtern hegten und mittheilten, sehen wir auch jetzt hin und wieder einen wackern Bürger die Ueberlieferungen, welche seinen Namen umschweben, mit Liebe bewahren und den Seinigen als ein edles Vermächtniß hinterlassen, und mancher einsame Landmann im alten Westphalen hat uralte Kunde von seinen Vätern, welche wohl oft, ungeachtet ihrer dunkeln Beschäftigungen, an Tugend, Geist und Tapferkeit mit dem selten rein erhaltenen Ruhme erlauchter Häuser sich gleich halten könnten. Diese Betrachtungen drängen sich uns lebhaft bei Gelegenheit folgender Erzählung auf, deren nähere Umstände wohl auch außerhalb des Kreises, den sie zunächst angehen, einige Aufmerksamkeit verdienen.

In einer kleinen Stadt unfern der Elbe, die durch den Frieden von Tilsit an das neuerrichtete Westphalen gekommen war, lebte ein angesehener und wohlhabender Gutsbesitzer, Namens Georg Bertram, der sich hier nach dem Tode seiner Frau zur Ruhe gesetzt hatte, und nur die eine Sorge kannte, seine beiden Söhne zu erziehen. Er hatte die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges als gemeiner Husar rühmlich mitgemacht, war dann eine Zeitlang als Abentheurer in manchen Ländern herumgestreift, und endlich nach Amerika gekommen, woher er

ein ansehnliches, im Handel erworbenes Vermögen zurückgebracht hatte. Der mannigfaltige Wechsel des Lebens und die vielen selbstgemachten Erfahrungen waren ihm Stoff zu ernsthaftem Nachdenken geworden, und weil er sich zu reichlichen Glücksumständen gelangt sah, und die Ueberlegenheit seiner Einsicht und Mannhaftigkeit oft fühlen mußte, so dachte er, es müsse doch wohl in ihm etwas Treffliches sein, und begann seiner Person einigen Werth beizulegen, mit sich selber auf einem hochachtungsvollen Fuße umzugehen, und alles mit dem Gefühl einer ernsten Würde zu thun, die dem ehrenfesten geprüften Manne wohl ansteht und allem Guten die Hand bietet. Er war schon lange beschäftigt gewesen, in das Andenken seiner vielfachen Schicksale einige Ordnung und Haltung zu bringen, und hatte zu diesem Ende Geschichtbücher von dem Kriege, den er mitgemacht, und Reisebeschreibungen von den Ländern, die er gesehen, mit ziemlicher Auswahl angeschafft, und nach und nach hatte seine Einbildungskraft die hellen Züge seines Lebens durch solche nachhelfende und ergänzende Anschauung zu einem wirklich schönen und gerundeten Ganzen merkwürdiger Erzählungen vereinigt, von denen er sparsame und jedesmal treffende Einzelheiten in seinen nachdrucksvollen Gesprächen höchst schicklich anzubringen pflegte. Diese stete Beschäftigung mit sich selbst und seinen Merkwürdigkeiten führte ihn aus der Betrachtung seiner frühen Kindheit auch auf seinen Vater zurück, der ihm bald eine größere Aufmerksamkeit zu verdienen schien, und durch viele nachgelassene Handschriften zu mancherlei Nachforschungen über seine Familie Anlaß gab. Der Erfolg war Bertram's Bemühungen günstig; von mehreren

Orten erhielt er auf seine schriftliche Anfragen befriedigende Antwort, einige Vorfahren, die Gelehrte gewesen, hatten auf den Vorblättern einer alten Bibel eine Menge Besonderheiten ihrer Familie verzeichnet, und indem eines das andere ergänzte, oder auf neue Spuren leitete, war durch Bertram's Fleiß endlich eine ziemlich zusammenhängende Familienkronik entstanden, die mehr als hundert und funfzig Jahre umfaßte, und woran seine eigenen Schicksale, welche er, besonders die Seereisen und den Aufenthalt in Amerika, in einer eigenen Darstellung und nicht ohne Geschmack beschrieben hatte, sich auf die schicklichste Weise anschlossen. Durch diese Uebersicht wurde ihm nun recht auffallend, wie durch die ganze Reihe seiner Väter eine ähnliche Gemüthsart durchgehe, und eine Aehnlichkeit in den Lebensumständen der ganzen Familie sich auch bei ihm nicht verläugne. Alle waren gereist, hatten mehr oder weniger Stand und Lebensart, auch wohl den Glauben, gewechselt, und, nach einer sehr bewegten Jugend, in sehr beständigem, einfachem Alter ausgeruht. So war eben auch die älteste Nachricht, die er hatte finden können, daß ein Bertram aus den Niederlanden in die Mark Brandenburg eingewandert, und daselbst bei einem Regiment Feldprediger geworden sei, wo er dann während der Kriegszüge seine zurückgebliebenen Angehörigen ganz aus dem Auge verloren haben mußte. Auch ein gewisses Steigen und Fallen glaubte er in den Geschlechtern wahrzunehmen, und ihn dünkte, daß die Natur in seinem Stamme gerade jetzt einen kräftigen Schwung beginne, an dessen Anfang er sich bescheiden hinstellte, mit freudiger Zuversicht der edeln Hoffnung lebend, daß seine Söhne noch bessere

Leute werden würden, als er selbst. Er hatte seinerseits auch nichts versäumt, um diese Hoffnung erfüllt zu sehen. Ihre Erziehung war sorgfältig und zweckmäßig gewesen, die trefflichsten Lehrer hatte er in sein Haus gezogen, die besten Hülfsmittel aller Art herbeigeschafft, und sein unermüdeter Eifer, seine liebevolle Strenge und wahre Lebenskunde hatten eben so glücklich auf die Gemüthsart der beiden Knaben eingewirkt, als der Unterricht der Lehrer auf ihren Geist. Sie waren nun bereits so weit herangewachsen, um daran zu denken, eine bestimmte Lebensrichtung zu ergreifen, und diese entschied sich leicht und bald nach so frühzeitig geäußerten Neigungen. Der ältere, Wilhelm, wollte durchaus Soldat werden, und da er ohnehin der Konskription unterlegen wäre, so mußte der Vater, der als ehemaliger Preuße nur mit Widerwillen seinen Sohn in andern Kriegsdiensten denken konnte, noch ganz zufrieden sein, ihm eine Lieutenantsstelle bei einem westphälischen Infanterieregiment ausgemittelt zu haben. Der jüngere, Fritz, hatte die Studien erwählt, und sollte vorläufig nach Halle gehen, bis in Berlin die neue Universität würde errichtet sein. Einige Zeit vorher, ehe beide das väterliche Haus verließen, um ihrer verschiedenen Bestimmung zu folgen, theilte der Vater mit feierlicher Ernsthaftigkeit seinen Söhnen alle jene Familiennachrichten mit, und indem er die mannigfachen Schicksale der Vorfahren den aufmerksamen und von dem Gegenstand angenehm erregten Jünglingen erzählte, fand er die Gelegenheit, seine väterlichen Ermahnungen und Wünsche auf die glücklichste Weise in ihre Gemüther niederzulegen, deren Ehrgeiz in den Geschichten so nah verwandter Menschen genug Bilder fand,

an welche er hoffen konnte, sich würdig und mit Erfolg anzuschließen. Vor allen aber machte die folgende Erzählung, die wir, als eines allgemeinern Antheils fähig, aus jenen Schriften ausheben, einen Eindruck, welchen nachherige Ereignisse noch erhöhen sollten, und der in unsern Zeiten, wo seltsam verwickelte Verhältnisse fast alle Menschen ergriffen haben, mehreren unserer Leser nicht fremd sein kann. Die Erzählung war aus einer alten Handschrift, deren Verfasser ein Augenzeuge der Begebenheiten gewesen zu sein schien, genommen, und lautet in einer nur wenig veränderten Auffrischung folgendermaßen.

Kaiser Leopold hatte beschlossen, die stets wiederkehrende Gefahr, die seinem Reiche, ja der gesammten Christenheit, von den Türken drohte, endlich durch einen kräftigen Hauptschlag auf lange Zeit zu entfernen, und seine Völker aus dem angstvollen Zustande zu befreien, in welchen sie durch die häufigen Abwechselungen eines langwierigen Krieges unaufhörlich versetzt wurden. Zu diesem Zwecke wollte er die Türken recht im Innern ihrer Macht angreifen, und sie aus allen festen Plätzen, durch deren Besitz ihnen ganz Ungarn unterworfen oder bloßgestellt war, mit der Gewalt der Waffen vertreiben. Unter allen diesen war keiner so wichtig, als Ofen, wo die Türken schon früh mit besondrer Vorliebe, der warmen Bäder wegen, sich angesiedelt und eingenistet hatten, und welches seit einem Jahrhundert ihnen zum Waffenplatz diente, von dem ihre weitern Unternehmungen ausgingen, und wohin sie bei Unglücksfällen die sichre

Zuflucht nahmen. Der kühne Gedanke des Kaisers war nichts geringeres, als mit der Eroberung dieser Stadt das Schicksal Ungarns auf immer zu entscheiden. Seine Maßregeln entsprachen den ungeheueren Schwierigkeiten des Unternehmens. Mit außerordentlichen Anstrengungen hatte er ein Heer versammelt, desgleichen an Zahl, Aussehn, Rüstung und Muth wenig gesehen worden. Zu seinen eignen Regimentern, die aus den trefflichen Truppen zu Fuß und zu Pferde bestanden, hatte er noch kurbrandenburgische, schwäbische und fränkische Hülfsvölker gefordert. Dem glänzenden Namen des ruhmvollen Herzogs Karl von Lothringen, der dieser Kriegsmacht als oberster Feldherr vorgesetzt war, entsprachen die kriegerischen Eigenschaften der andern Feldherren, unter welchen der Prinz Ludwig von Baden, und der Befehlshaber des Fußvolks, Graf Starhemberg, besonders hervorragten, und die Jugend der vornehmsten deutschen Geschlechter gab mit dem Kern der ältern Kriegsleute einen Ueberfluß der trefflichsten Offiziere, ja sogar eine große Anzahl vornehmer Spanier und Franzosen hatten sich eingefunden, die sich es zur Ehre rechneten, in diesem Heer als Freiwillige zu dienen.

Schon war diese furchtbare Macht im Frühjahr 1686 gegen Ofen aufgebrochen, und hatte, während die Generale Mercy und Heußler die Türken und Tataren in Oberungarn schlugen, die Laufgräben gegen die Festung eröffnet, als im Anfange des Juli die schwäbischen und fränkischen Hülfsvölker, wie auch siebentausend Mann kurbrandenburgischer Truppen unter dem Generalmajor Hans Adam von Schöning eintrafen, wodurch das Heer bis zu hunderttausend Mann anwuchs und in die Ar-

beiten der Belagerer neue Kraft und neuer Eifer kam. Die Türken, die auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet waren, und das freie Feld nicht behaupten konnten, machten sich indessen auf die hartnäckigste Vertheidigung hinter ihren Mauern gefaßt. Abdurachman befehligte sie, ein Mann, dessen kühner Muth und unbezwinglicher Starrsinn Freunden und Feinden genug bekannt war, um beiden ein Maß der äußersten Anstrengung zu geben, zu welcher es würde kommen müssen, wenn irgend eines, der Angriff oder die Vertheidigung, gelingen sollte. Beide Theile wußten überdieß, daß der Großvezier beschäftigt sei, eiligst eine Macht zu versammeln, mit welcher er das kaiserliche Heer angreifen, und die bedrängte Stadt befreien könnte. Jemehr deßhalb Abdurachman die Belagerung in die Länge zu ziehen suchte, desto eifriger beschleunigten die Belagerer ihre Arbeiten, um des Platzes Meister zu werden, ehe die Türken im Stande wären, in das Feld zu rücken. Sie beschossen die Stadt unaufhörlich mit grobem Geschütz, sie sprengten die festesten Bollwerke durch Minen, und suchten mehrmals mit stürmender Hand einzudringen; allein alles vergebens, indem die Tapferkeit der Türken und die Kriegskunst Abdurachman's jeden schwererrungenen Vortheil sogleich wieder zu entreißen oder unnütz zu machen wußte. Don Gonzales, ein spanischer Feuerwerker, der damals sehr berühmt war, verschwendete vergebens alle seine kunstreichen Erfindungen, und man sah mißmuthig, daß die Belagerung langwierig werden wollte.

Die ungeduldige Tapferkeit der beiderseitigen Kriegshelden fand inzwischen genugsamen Anlaß, sich zu zeigen durch wiederholte einzelne Gefechte, wo bald die

Deutschen ein Bollwerk stürmten, nahmen und wieder verließen, bald türkische Reiterschaaren bis in das Lager plötzlich hereinbrachen, und bald die Meister des Geschützes mit ihren bewunderten Kunststücken sich gegen einander versuchten. Wie viele große Thaten, wie viele Beispiele übernatürlicher Anstrengung, hingebender Entschlossenheit, großmüthigen Heldenmuths bilden und nähren den kriegerischen Geist eines solchen Ganzen, und gehen in der Geschichte namenlos vorüber, wenn sie nicht gerade an die entscheidenden Ereignisse geknüpft sind! Hier, wo die Blüthe der einheimischen und ausländischen Jugend versammelt war, wo Alle entbrannt nach Ruhm und Ehre dürsteten, begierig die Gefahr erspähten, und die Tapferkeit des Gemeinen den Söhnen der Fürsten beinahe nichts übrig ließ, als durch den Tod eine Auszeichnung zu erkaufen, hier war die Zahl der einzelnen Hervorthuungen desto größer, je wenigern Ruhm und Glück nachfolgte, diese aber standen alsdann unter so vielen Mitwerbern auch heller da, und wurden glücklicher bewahrt, als sonst in ähnlichen Lagen gewöhnlich ist. Neben dem Prinzen von Croy, dem jüngern Grafen Starhemberg, den Grafen Auersperg, Dohna und Königseck, dem Freiherrn von Creutz, und vielen Andern, an deren berühmten Namen der Ruf der eignen Tapferkeit leichter haftete, hätte doch vielleicht das Andenken des kurbrandenburgischen Obristwachtmeisters Heinrich Bertram sich nicht in gleicher Höhe erhalten, wenn nicht ein tragisches Lebensende seine Berühmtheit zuletzt noch über alle Mitbuhlschaft erhoben hätte. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Offizieren, welche der General von Schöning mitgebracht hatte, und war bloß durch eigenes

Verdienst zu der bedeutenden Stelle gelangt, die er mit allgemeinem Ruhm bekleidete. Der Herzog von Lothringen selbst hatte als Augenzeuge die Unerschrockenheit bemerkt und gerühmt, mit welcher Bertram neben einer von den Türken angezündeten Mine, die nur wenig seitwärts von ihm aufflog, mit weniger dem Schrecken entrissenen Mannschaft einen begonnenen Sturm fortgesetzt hatte. Einem spanischen Edelmann, der ihn wegen seines ketzerischen Glaubens verspotten wollte, hatte er im Zweikampf den Kopf gespalten, einem übermüthigen französischen Grafen, der einen deutschen Wachtmeister mit dem Stocke in das Gesicht stieß, den Degen durch den Leib gerannt, und weit entfernt, dadurch an den Landsleuten dieser Beiden offenbare Feinde zu bekommen, blieb er vielmehr der tägliche Umgang der vornehmen Spanier und Franzosen. Es wäre aber unmöglich, all der Gelegenheiten zu erwähnen, in welchen er gegen die Türken, oder gegen jeden andern Feind, den der Augenblick dazu machte, seine muthige Kühnheit gezeigt.

Inzwischen hatte der General Dünewald mit neun kaiserlichen Regimentern zu Pferd die zum Entsatz der Festung anrückenden Truppen des Großveziers glücklich geschlagen, und die Belagerer von der großen Unruhe befreit, in welcher sie bis dahin über den Erfolg ihres Unternehmens schweben mußten. Durch diesen Sieg war der Feind von dieser Seite auf längere Zeit entfernt worden, und die Anstrengung aller Kräfte konnte sich nun ungetheilt auf die Eroberung des Platzes wenden, worin es schon an allem zu mangeln anfing, besonders auch an Mannschaft, welche durch die beständigen Gefechte, Ausfälle und Stürme beträchtlich gelitten hatte, und was

noch unverwundet und gesund war, mußte immer auf den Wällen und ohne Rast in Waffen sein. Von den zahlreichen Versuchen des Großveziers, die Besatzung zu verstärken, war kaum einer gelungen, und nur einige hundert verwegene Janitscharen mitten durch das Lager mit großem Verlust in Ofen angelangt.

Der Herzog versammelte einen Kriegsrath, und es wurde unter diesen Umständen einmüthig beschlossen, die Festung, es koste was es wolle, mit stürmender Hand einzunehmen. Anhaltender Regen verhinderte die Ausführung dieses Beschlusses noch eine kurze Zeit, die man desto eifriger zur furchtbaren Zurüstung des großen Werkes anwandte. Das Geschütz feuerte unablässig, so oft das Regnen nur etwas nachließ; die Mauern waren an zwei Stellen durch Minen gesprengt, und die Bresche, trotz der Minen, welche der Feind springen ließ, und trotz der verzweifelten Angriffe mit blanker Waffe, nach mörderischen Gefechten von den Kaiserlichen behauptet worden. Bevor jedoch der Sturm anbefohlen wurde, wollte man noch den letzten Versuch machen, die Festung unter so günstigen Umständen in Güte zu gewinnen, denn, wenn man auch überzeugt war, daß die Einnahme der Stadt unfehlbar gelingen müsse, so konnte man sich doch nicht verhehlen, daß ein guter Theil des Heeres dabei umkommen, und der übrige außer Stand gesetzt sein würde, nach diesem Siege noch ferner etwas in diesem Feldzuge zu unternehmen. Zu diesem Ende wählte der Herzog den Generaladjutanten Freiherrn von Creutz und den Obristwachtmeister Bertram, die mit einigen andern Offizieren als Gesandte zum Abdurachman gehen, und denselben zur Uebergabe des Platzes auffordern sollten;

sie sollten ihm vorstellen, welchem Unglück er die Stadt, die Seinigen und sich selbst durch seine Hartnäckigkeit aussetze, die bei den getroffenen Anstalten doch ganz vergeblich und ohne einen Schatten von Hoffnung sei. Zugleich erhielten sie den Auftrag, die Bestechlichkeit des türkischen Befehlshabers auf die Probe zu stellen, und im Nothfall die größten Anerbietungen zu machen, um die friedliche Uebergabe zu bewirken, ein Mittel, das schon oft in den Türkenkriegen bei mißlichen Sachen sich als einzige Aushilfe bewährt hatte.

Die Abgesandten stiegen durch die Bresche auf den Wall hinauf, und mußten, ungeachtet ihrer wehenden weißen Tücher, mehrere Schüsse von den Türken aushalten, da diese nichts von Unterhändlern wissen wollten. Endlich kam ein Bote von Abdurachman mit dem Befehl, sie vor ihn zu führen. Sie stiegen also von den Wällen in die Stadt hinab, wo man die jammervollen Einwohner in das Innere der Häuser entfernt, und die aufgebrochenen Gassen mit Kriegern angefüllt hatte. Ueberall waren die Anstalten, wie draußen zum Sturm, so hier zur furchtbarsten Gegenwehr, sichtbar; breite und tiefe Gräben hemmten die Verbindungen der Straßen, Pulvertonnen sah man in die Keller hinab lassen, Granaten, Pechkränze und anderes Feuerzeug überall vertheilen, Wuth und Verzweiflung mahlte sich auf allen Gesichtern, und es war augenscheinlich, daß man nur einen Schutthaufen für den Feind übrig lassen wollte. Der Bote führte die Abgesandten zuerst in ein schönes Haus, wo sie auf reichen Teppichen köstlich bewirthet wurden, denn ungeachtet der Hungersnoth, die seit einiger Zeit herrschte, setzte man ihnen ein gebratenes Huhn,

Reis, Gebackenes, guten Wein und Kaffee in Ueberfluß vor. Diese Höflichkeit schien dem Freiherrn von Creutz ein gutes Zeichen; er hielt sie für ein mehr als deutliches Bekenntniß, daß der Pascha sich gütlich mit ihnen abfinden, und sie im voraus für seine Vorschläge gut stimmen wolle, und er versicherte seinen Gefährten, unter denen er sich, jedoch ohne hinlänglichen Grund, die erste Rolle nahm, mit vieler Selbstzufriedenheit, er bürge nun für alles, und werde die Sache ohne Schwierigkeit zu Stande bringen. Bald nachher wurden sie zum Abdurachman abgeholt, der sie mit würdevollem Wesen und vieler Feierlichkeit in einem großen Saale empfing, und die Botschaft des Herzogs von Lothringen anfangs gelassen und ernsthaft anhörte. Allein wie der Freiherr von Creutz, dem die Andern stillschweigend die Führung des Wortes zugestanden hatten, in seiner weitern Rede alle Gründe, die für die Uebergabe sprachen, auseinandersetzte, und die zum Sturme schon getroffenen Anstalten beredt schilderte, so entging niemandem die große Bewegung des Pascha, der mit sichtbarer Unruhe bald die Gesandten, bald seine eignen Leute anblickte, und einen schweren Kampf zu kämpfen schien, wodurch sich der Freiherr von Creutz verführen ließ zu glauben, derselbe sei von der Unzulänglichkeit seiner Mittel nur allzusehr überzeugt, und nur besorgt, wie er bei so schlechten Umständen noch einigermaßen seinen Vortheil erachten möchte. Doch Abdurachman war von einer ganz andern und mächtigen Theilnahme angezogen, die seine Aufmerksamkeit zerstreute, bis endlich der Abgesandte seine Rede ganz zuversichtlich mit dem Begehren schloß, den Pascha unter vier Augen über einige Punkte näher verständigen zu

dürfen. Nichts glich daher dem Erstaunen des Freiherrn von Creutz sowohl, als der übrigen Anwesenden, als Abdurachman das geheime Gespräch zwar bewilligte, aber mit heftiger Bewegung auf den Obristwachtmeister Bertram deutete, und diesen, der nichts weniger erwartete, als auf diese Art ausgezeichnet zu werden, ihm in ein Seitenzimmer folgen hieß, wohin er selbst eilig voranging. Kaum waren Beide allein, als Abdurachman mit leidenschaftlichem Ungestüm dem überraschten Bertram um den Hals fiel, und mit beklommener Stimme in französischer Sprache die Worte ausrief: Bertram, kennst du deinen Freund Coigny nicht mehr? worauf Bertram mit einem Schrei zurückfuhr, und nach schnellem Erkennen ihm gleichfalls in die Arme stürzte. Allerdings war der Pascha niemand anders, als dieser Jugendfreund, dieser frühe Vertraute und erste Waffengefährte Bertram's, mit welchem er in Holland viele Jahre unzertrennlich vereint gewesen, und im Krieg und Frieden manches gemeinsame Abentheuer bestanden hatte, bis das Geschick jedem die seinigen besonders zuwerfen gewollt. Wie kam aber Coigny hieher? Seit zwanzig Jahren für Bertram todt, mußte er hier, in diesem Augenblick, in solchem Verhältniß für ihn wiedergefunden sein? Ein tödtliches Netz verworrener Gedanken umschlang Bertram's Stirne, und das Glück, in dem Feinde den Freund zu finden, verlor sich in den unseligen Gedanken, daß in dem Freunde doch ein Feind gefunden sei. Coigny erzählte mit flüchtiger Eile, daß ein schreckliches Unrecht, das er von seinen Obern erlitten, und zu dem man eine ewige Gefangenschaft hinzufügen gewollt, ihn zur Flucht genöthigt, und sein Herz mit dem ver-

zehrendsten Rachegefühl entflammt habe, worauf er von Ort zu Ort, und von Land zu Land umhergeirrt, bis er sich endlich zu den Türken gewandt, Europa aufgegeben, und den Glauben abgeschworen habe. Seinem Muthe, seiner Kriegserfahrenheit und seinem Glück verdanke er die hohe Stelle, die er jetzt bekleide, sein Herz habe sich der vollständigsten Rache an seinen Feinden erfreut, und er segne den Augenblick, da er ein Renegate geworden. Bertram war erschüttert, er dachte an das nahe Schicksal, das seinem Freunde bevorstand, er wußte leider nur allzugut, welch furchtbare Anstalten den Untergang desselben verbürgten. Er eilte daher, ihm die schreckliche Gewißheit bekannt zu machen, er bestätigte das, was der Freiherr von Creutz gesagt hatte, er fügte alle Umstände hinzu, welche die Unmöglichkeit zeigten, daß der Sturm mißlingen könnte, und beschwor seinen Freund, der vom Himmel selbst dargebotenen Gelegenheit, in den Schooß der Kirche und der Seinen ohne Verletzung der Kriegsehre zurückzukehren, jetzt im entscheidenden Augenblick nicht auszuweichen. Er bot seinen Kopf zum Unterpfande der besten Aufnahme bei dem Herzog von Lothringen, er bat, flehte und weinte, und ließ nichts unversucht, den mit tausend Gefühlen ringenden Freund zu entscheiden. Nachdem dieser mit abwechselnder Bewegung ihm lange zugehört, nahm er endlich das Wort, indem er dem Freunde kopfschüttelnd die Hand drückte: Du irrest, mein Freund! was du sagen kannst, ist aus deinen Verhältnissen her, und in den meinigen erscheint jedes anders. Ich bin nicht Coigny mehr; eine zwanzigjährige Gewohnheit hat mich zu einem Andern gemacht; ich bin Abdurachman Pascha, und oberster Befehlshaber dieser Stadt; nicht

darum haben die unerschrockenen Osmanen mit beispielloser Tapferkeit sie bisher vertheidigt, nicht dazu dem fürchterlicheren Tode, als dem des Schwertes, dem Tode des Hungers und Elendes ohne Klage getrotzt, daß ich, ihr Anführer, sie schändlich verrathen sollte. Du schilderst mir den nahen Untergang, die furchtbaren Anstalten zum Sturme: aber gehe durch die Gassen meiner Festung, und die Beschäftigung meiner Krieger wird dir darthun, daß sie wissen, was ihnen bevorsteht, ihre muthigen Blicke werden dir sagen, daß sie dem unvermeidlichen Tod hochherzig entgegenschauen, und nur noch leben, um herrlicher zu sterben. Und diese sollt' ich verrathen? diese um ihre letzte Hoffnung bringen? oder auch nur des Denkmals berauben, das die Verwüstung dieser Stadt ihren Leichnamen werden soll? Denn das sag' ich dir, ihr werdet morgen Abend, wenn das Glück wohl will, hier nur auf rauchende Trümmer treten! Nein, Bertram! Abdurachman hat selbst sein Schicksal gewählt, er wird das Böse davon hinnehmen wie das Gute. O wie gern möchte ich dich vielmehr einladen, die nichtswürdigen Christen zu verlassen, und meiner Wahl zu folgen: träfe nicht zufällig gerade jetzt ein so ungünstiger Augenblick, daß nur, wer schon unser ist, ihn nicht verschmäht. Doch dank' ich Gott, daß er mir diese Freude noch gegönnt, schöner leuchtet mir der morgende Tag nun entgegen, da er die Bilder des frohen Jugendlebens mir an den Pforten des Todes wiedergiebt. Leb' wohl, mein Freund! leb' wohl, auf Wiedersehn im Himmel! Damit umarmte er ihn heftig, und verließ ihn schnell.

Kaum hatte Bertram, von diesem Auftritt noch ganz erschüttert und betäubt, sich bei den Seinigen, die

ihm gespannt entgegen traten, wieder eingefunden, als von Abdurachman ein Bote erschien, der ihnen befahl, die Festung sogleich zu verlassen, und dem Herzog von Lothringen zu sagen, er möge nur kommen, von Stund an solle kein Gefangener mehr gemacht werden, sondern alles über die Klinge springen. Mit dieser Antwort, die sie keineswegs erwartet hatten, wurden die Gesandten schleunigst in das Lager zurückgeschafft. Schon unterwegs aber begann der Freiherr von Creutz mit bittern und heftigen Reden auf Bertram anzuspielen, dem er vorwarf, er habe alles, was so glücklich eingeleitet gewesen, verdorben, er allein sei Schuld an dem Vergießen von Menschenblut, das nun Statt haben werde, er sei ein schlechter Diener des Kaisers und müsse als solcher angegeben werden. Dabei murmelte er zwischen den Zähnen das Wort: Verräther, das Bertram jedoch nicht so geschwind vernommen hatte, als er auch schon mit dem Degen heraus war, den ihm aber die begleitenden Offiziere sogleich entrissen, worauf der Freiherr von Creutz die nächste Wache aufforderte, denselben in Verhaft zu nehmen, während er selbst zum Herzog eilte, um diesem alles zu berichten.

Der Herzog war ungemein entrüstet über diese Vorfälle, und wollte im Anfange nichts davon glauben; als aber die sämmtlichen Offiziere, die mit in der Festung gewesen waren, einstimmig das Zeugniß ablegten: es sei die Unterhandlung im besten Gange gewesen, und alles habe den glücklichsten Ausgang versprochen, bis der Pascha mit Bertram bei Seite gegangen, und eine geraume Zeit im Gespräch geblieben, worin dieser alles wieder rückgängig gemacht, ja wohl gar das kaiserliche Heer

verrathen haben möge, so gerieth der Herzog in solchen Unwillen, daß er befahl, den Beschuldigten in Eisen vor ihn zu bringen. Inzwischen hatten der Freiherr von Creutz und die andern Offiziere sich wegbegeben, und das ganze Lager in Aufruhr gesetzt durch das Gerede von der angeblichen Verrätherei des Obristwachtmeister Bertram; die Generale, Obersten und vornehme Offiziere strömten häufig nach dem Zelte des Herzogs, wo ein wahrer Tumult entstand. Das Erstaunen war bald der Erbitterung gewichen, und die Gemüther erhitzten sich nur desto mehr, je weniger Thatsachen zu erfahren waren, so daß bloß jene giftigen Reden wirkten. Niemand wagte ihn zu vertheidigen, Wenige nur zweifelten noch, die Meisten verfluchten den Verräther und sannen grausame Strafen für ihn aus, Einige behaupteten, der Sturm könne nun ohne die größte Gefahr nicht unternommen werden, Andere dagegen wollten die Rache an den Türken um keinen Augenblick verschoben wissen. Das verwirrte Getöse nahm überhand, und der Prinz von Baden mußte selbst erscheinen, um im Namen des Herzogs Ordnung und Stille zu gebieten. Vor diesem hatte jedoch Bertram bereits angefangen, sich kräftig zu verantworten; er erzählte den ganzen Verlauf der Sachen auf das Genaueste, ohne auch nur einen einzigen Umstand zu verhehlen, und die Sonderbarkeit wie das Tiefrührende seines Zusammentreffens und seiner Unterredung mit Abdurachman schien den Herzog innigst zu bewegen, und seinen hohen Heldensinn theilnehmend zu beschäftigen. Auch würde der Beklagte wahrscheinlich mit allen Ehren freigesprochen und entlassen worden sein, ohne das neue Zwischenspiel, das seine Erzählung unterbrach. Ein

schreckliches Geschrei, Rufen und Eilen tobte plötzlich von der Stadt her durch das Lager, und flog nahe an des Herzogs Zelt schnell vorüber. Einige Offiziere stürzten herein, und berichteten, so eben habe ein junger Türke das unbegreifliche Wagestück ausgeführt, aus der Stadt mitten durch das Lager mit verhängtem Zügel zu entkommen, und habe den Weg nach Griechisch-Weißenburg eingeschlagen, vergebens hätte man Feuer auf ihn gegeben, wären ihm die ausgestellten Reiter nachgesprengt, und hätten sich die Wachen, von dem Rufen aufgeschreckt, in seinen Weg gestellt, schon sei er weit im freien Felde, und ihren Augen beinahe entschwunden. Da man wußte, daß der Großvezier in Griechisch-Weißenburg einige Völker zusammenziehe, um von dort aus etwas zu unternehmen, so war man nicht wenig besorgt wegen dieses Ereignisses. Der Lärm im Lager wurde immer lauter, man glaubte sich schon nicht mehr sicher, es schien die größte Gefahr mit dem morgenden Vorhaben verknüpft; nun erschien der Freiherr von Creutz im Zelte des Herzogs, und sagte, der verwegene Reiter habe die schwachen Stellen des Lagers, wo die wenigsten Wachen gestanden, und die beste Gelegenheit zu entkommen gewesen, genau ausgewählt, es sei wohl zu bedenken, ob hiebei nicht geheime Einverständnisse gewirkt haben könnten. Und als er nun hörte, was Bertram alles gesagt, welchen Freund er in Abdurachman gefunden, welche Vorstellungen er ihm gemacht, und durch welch' eindringliche Schilderung der Sturmanstalten er ihn zur Uebergabe zu bewegen gesucht: so wurde das, was die Unschuld am deutlichsten darthun konnte, und schon den Herzog soweit überzeugte, daß er sein voreiliges Verfahren

bereute, nun plötzlich, wie wohl zu geschehen pflegt, zum Gegentheil. Da hört man es ja, rief der Freiherr von Creutz, er gesteht es selbst, daß er die Freundschaft mit der Treue gegen seinen Kaiser nicht vereinigen gekonnt, daß er den Feind liebe, ihm alle unsere Maßregeln verrathen, die schändlichsten Anträge angehört habe! Was bedarf es weiterer Zeugen? Und so fuhr er fort, den wankenden Herzog zu bitten und zu beschwören, wenigstens die Vorsicht zu nehmen, und diesen gefährlichen Menschen während des Sturms in festem Gewahrsam zu halten, denn wenn der Verdacht auch wirklich grundlos sein sollte, wie er es herzlich wünsche, so sei es doch besser, daß Einer darunter leide, als daß das ganze Heer sich einer Gefahr ausgesetzt glaube, deren Gedanke schon das bedenkliche Werk des morgenden Tages stören müsse, und die bei diesen Umständen jeder an sich unbedeutende Anlaß herbeiführen könne. Späterhin bleibe ja alle mögliche Rechtfertigung offen, und auch er würde sich zu jeder begehrten Genugthuung bereit finden lassen, nur auf der Sturmleiter müsse das Auge frei vorwärts sehn, und keine Besorgniß die gedrängte Aufmerksamkeit von dem Vorliegenden abziehn. — Schon hatte der Herzog den Beklagten ehrenvoll freilassen wollen, als das dringende Zureden der Andern, und die heftigen Bemühungen des Freiherrn von Creutz doch endlich so viel wirkten, daß der Herzog, wiewohl mit großem Widerstreben seines theilnehmenden Gemüthes, Bertram fernerhin bewachen, jedoch die Eisen ihm wieder abnehmen ließ, und ihm nach der Erstürmung der Stadt die öffentlichste Untersuchung versprach, mit dem trostreichen Zusatz, daß er, der Herzog, als Mensch die Ueberzeugung

schon hege, die er als Feldherr zu erlangen hoffe. Hierauf wurde Bertram in sein Zelt zurückgeführt, und alles wandte den Geist, nach dieser Unterbrechung, mit verdoppeltem Eifer auf die bevorstehende Arbeit.

Die Türken, zum Zeichen, daß sie die Stadt niemals übergeben, noch Unterhändler mehr annehmen würden, steckten rothe Fahnen auf den Wällen auf, und unterhielten während der ganzen Nacht ein lebhaftes Feuer aus all ihrem Geschütz; hin und wieder stürzten sie auch auf die äußersten Wachen und säbelten sie nieder. Die Erbitterung stieg auf's höchste, und beide Theile waren entschlossen, das Aeußerste zu vollbringen. Die Kaiserlichen verbrachten die ganze Nacht in Zurüstungen, man trug Leitern herbei, füllte Pulversäcke, theilte Granaten aus, paßte Sturmhauben an, wetzte Schwerter. Die Generale Souches und Scherffenberg befehligten das Ganze. Der Prinz von Croy stand an der Spitze von dreihundert Freiwilligen, die den ersten Anlauf machen sollten. Drei andere Haufen, sorgfältig nach dem Range aus kaiserlichen und brandenburgischen Offizieren und Gemeinen gemischt, folgten auf diese, und wurden von funfzehntausend Mann, diese aber sodann von dem ganzen Heere unterstützt. Die Truppen stellten sich während der Nacht. Bertram sah und hörte von seinem Zelt aus all diese Zurüstungen, die zum Erstenmal ihn nichts angehen sollten, und das Herz brach ihm vor jammervoller Betrübniß. Von allen Seiten war sein Gemüth heftig aufgereizt, der Auftritt mit Coigny, der nahe Sturm, die erlittene Beleidigung, der Abfall der Seinen, die jetzige Schmach, alles wälzte sich abwechselnd in schwarzen Wogen durch seinen verzweifelten Sinn. Der Morgen

des zweiten September brach an, und noch hatte kein Morgen solch Unglück an seiner Seite beleuchtet. Die Truppen rückten näher gegen die Wälle, nur dumpfes Geräusch verrieth die allgemeine Bewegung, eine Todtenstille wechselte damit ab. Eben zog der dritte Haufen an Bertram's Zelte vorbei, und er erkannte darunter seine Leute, die nun ohne ihn zum Sieg, zum Ruhm und zum Tode zogen. Da hielt er es nicht länger aus, sondern sandte zum Herzog, und ließ ihn um Gotteswillen bitten, daß er ihm erlauben möchte, an dem Sturme Theil zu nehmen, es ginge gegen seinen Herzensfreund, da könne man ja am besten sehn, ob er als ein Verräther fechte. Der Herzog gestand ihm endlich nach einigem Bedenken die Gnade zu, in dem ersten Haufen ohne Befehlsmacht, bloß für seine Person, mitzustreiten; einige Offiziere aber bekamen den geheimen Befehl, ihn scharf zu beobachten, und bei der ersten zweideutigen Bewegung niederzuhauen. Bertram sah es, wie Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, er sah seinen eignen Obristen ihn lauernd ausforschen, und seine Kammeraden seine Gemeinschaft vermeiden. Mit finsterer Wuth verzehrte er die schrecklichen Gefühle, die in ihm aufloderten, starr blieben seine Augen auf die Wälle von Ofen geheftet, und er gelobte sich, die Erwartung der Andern mit seinem Untergang zu befriedigen.

Endlich war der Augenblick gekommen und der Sturm begann. Gleich bei'm ersten Anlauf ließen die Türken einige Minen springen, und ein Theil der Stürmenden flog in die Luft. Man rang im Pulverdampfe um die eingefallenen Trümmer. In furchtbarem Handgemenge mordeten sich die Truppen, ohne vorzudringen noch zu-

zurückzuweichen, auf den Leichen der Vordermänner drangen immer andere Krieger heran, bis auch sie in ihrem Blute hingestreckt lagen. Pulversäcke zerplatzten, und machten, indem sie ganze Körper und einzelne Glieder wegrissen, eine augenblickliche Lücke, aber sogleich war der Raum wieder vollgedrängt, und das Gemetzel mit verdoppelter Wuth erneuert. Auf allen Seiten wurden Leitern angelegt, und der Eifer der Nachrückenden drückte die Vordersten unvermeidlich von den obersten Sprossen rettungslos in die Lanzen der Türken und unter ihre geschwungenen Säbel. Schon war jedoch der Wall an zweien Orten erstiegen, und der Prinz von Croy pflanzte seine Fahne zum Zeichen des errungenen Sieges auf, als die Türken mit erneuerter Kraft zurückkehrten, und durch die heftigste Gegenwehr alles weitere Vordringen hemmten. Abdurachman, ihr Befehlshaber, war auf der Mauer erschienen, und hatte das kleine Häuflein seiner Helden zu neuer Vertheidigung ermuthigt; er zeigte die Flammen, die hinter ihnen auf sein Geheiß an hundert Stellen zugleich emporschlugen, und Knall auf Knall kündigte den Einsturz der unterminirten Gebäude an. Noch in ihrem Untergange machten die wenigen Türken, die noch übrig waren, den Sieg zweifelhaft, und noch hielt Abdurachman den Sieg auf. Da stürzte Bertram, der bisher im wüthendsten Getümmel mit großer Tapferkeit gefochten, und wieder das frohlockende Zujauchzen der Seinigen gehört hatte, plötzlich aus dem dichten Haufen hervor, und wie ein Rasender auf Abdurachman los, der mit funkelnden Augen ihm begegnete. Sie riefen sich einander ihre Namen zu, kämpften eine Weile, und fielen Beide zu gleicher Zeit getroffen todt zu Boden.

Sie hatten Beide den Tod, dem keiner von ihnen entgehen wollte, von liebevoller Hand, wie es schien, freudiger empfangen, und die Freundschaft hatte jedem den letzten Dienst geleistet. Die Türken, da sie ihr Haupt gefällt sahen, thaten ferner nur schwachen Widerstand, und wurden einzeln hingemordet, die meisten auf den Wällen, und nur wenige, die noch Rettung gesucht, in den Straßen. Die Kaiserlichen waren Meister der Festung, und schossen Victoria von den Wällen. Aber die Stadt lag in brennenden Trümmern, und die Einwohner waren größtentheils umgekommen. Das ganze Heer betrauerte Bertram's Verlust, und der Herzog, der allzuleichtgläubig ihn im Leben gekränkt, wollte wenigstens den Todten durch Ehre entschädigen. Neben Abdurachman wurde er auf dem Walle, den jener vertheidigt und dieser erobert, mit allem kriegerischen Gepränge begraben. Drei Tage trug der Herzog Trauer um ihn, und alle Generale folgten diesem Beispiel. Den Freiherrn von Creutz suchte man im ganzen Heere vergebens, er war gleich im Anfange des Sturms durch ein abgerissenes Mauerstück zerschmettert worden.

Hier endigte der Vater seine Vorlesung. Die beiden Jünglinge ahndeten damals wohl noch nicht, daß diese Geschichte in ihnen selbst gewissermaßen wiedererscheinen, und in der Familie wie eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende Gespenstergestalt ihr Dasein fortpflanzen sollte, wie es unter veränderten Umständen und mit einem glücklicherweise nicht so tragischen Ausgange späterhin geschah. Denn als im Jahr 1809 der preußische

Major Schill mit seinem Husarenregimente den bekannten Partheigang nach Westphalen unternahm, und eine zahlreiche deutsche Jugend, von langgenährten Hoffnungen erhitzt, sich an seine Schaar anzuschließen eilte, verließ auch Fritz Bertram seine Studien, und folgte dem Rittmeister Brunnow, der mit einer kleinen Abtheilung durch Halle kam, zu dem Schill'schen Haupttrupp, der auf Magdeburg gezogen war. Bei Dotendorf kam es zwischen diesem und den französischen und westphälischen Truppen, die ihm aus der Festung entgegengerückt waren, zu einem blutigen Treffen, in welchem Schill zwar seine besten Rittmeister verlor, aber doch mit seiner unvergleichlichen Reiterei die feindlichen Vierecke über den Haufen warf. Auch Fritz Bertram hieb auf die Westphalen ein, und erkannte seinen Bruder Wilhelm darunter, der vergebens die wankenden Leute zu tapferer Gegenwehr aufforderte. Sie grüßten sich mit funkelnden Augen, und „Coigny" rief Wilhelm, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, indem er den Degen schwang, aber: „Nein, Bruder!" rief ihm Fritz zurück, und sprengte davon, unter den andern Truppen sich Feinde zu suchen, die ihm weniger theuer wären.

Wenn aber anzunehmen ist, wie denn in der That alles für diese Annahme zu sprechen scheint, daß die beiden Jünglinge bei ihrem unvermutheten Begegnen sich ganz anders betragen, und vielleicht der Gewalt des bösen Dämons, der von ihrem Vorfahr auf sie herabgewirkt, sich allzu begierig würden unterworfen haben, wenn nicht die mitgetheilte Erzählung ihnen vorgeschwebt hätte, so wäre ja wohl der gute Alte bei diesem Vorfall, der zugleich seine sonstigen Meinungen auffallend bestätigte,

durch die Erhaltung seiner Kinder reich belohnt worden für die sorgliche Familienkunde. Denn das klare Bewußtsein über die Sache hatte hier schon größtentheils die Wirkung derselben zerstört, und den Zauber gleichsam gelöst, wie ja auch auf ähnliche Weise so vieles, weil es recht zur Sprache gekommen ist, durch das klare Bewußtsein darüber zu unserer Zeit in den Gedanken der Menschen gelitten hat.

1812.

Das warnende Gespenst.

Erzählung.

Ein deutscher Graf, der mehrere Jahre in dem preußischen Heere mit Auszeichnung gedient hatte, sah sich nach dem Baseler Frieden veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, da ihn sowohl eigne Neigung als auch äußere Gründe zur Bewirthschaftung großer Güter beriefen, die ihm durch den Tod seiner Mutter frühzeitig zugefallen waren, aber seither während seiner Minderjährigkeit, zufolge der Einrichtung der Verstorbenen, von seinem Vater verwaltet wurden, dem sie auch verbleiben sollten, im Fall der Sohn früher ohne Kinder stürbe. Dieser hatte als Kind nur selten, und nie ohne Scheu, seit der Mutter Tode aber gar nicht den Vater gesehen, und konnte den, ihm stets unfreundlichen, und gegen die Mutter oft grausam harten Mann um so weniger lieben, als alle Gluth seines Herzens nur jener zugewandt war, die er mit unendlichem Schmerz endlich als ein Opfer vieljähriger Duldung hatte erliegen sehen. Nachdem er noch einige Wochen vergnügt unter seinen Kammeraden zugebracht, und halb und halb versprochen hatte, nicht für

immer das Regiment zu verlassen, reiste er ab, von tausend Wünschen seiner Freunde, die ihn ungern scheiden sahen, begleitet, und nahm seine Richtung geradezu auf ein altes Schloß, das ihm gehörte, um dort mit seinem Vater, der es bewohnte, zu der bevorstehenden Veränderung das Nöthige abzureden. Ungern näherte er sich der väterlichen Wohnung, und ein abmahnendes Gefühl hätte ihn fast beredet umzukehren, wenn nicht die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, doch einmal diese Zusammenkunft halten zu müssen, ihn gleichwohl in der Fortsetzung seiner Reise bestärkt hätte. Der Vater hatte sich wieder vermählt, und mit der zweiten Frau mehrere Kinder gezeugt; dem Sohne, welcher das Andenken seiner geliebten Mutter schon durch die bloße Vorstellung einer Stiefmutter gekränkt fühlte, war diese dadurch nur noch unangenehmer, daß er wußte, wie noch bei Lebzeiten seiner Mutter sie mit dem Vater in geheimen Verhältnissen gestanden und der Verstorbenen vielen Kummer bereitet hatte. Indeß, die wenigen Tage überstanden, die er sich dort aufzuhalten dachte, und das Geschäft einmal abgemacht, eröffnete sich ihm die lachendste Aussicht zu einem unabhängigen, wünschenswerthen Leben, in freier, selbstgewählter Thätigkeit, die er stillen Schöpfungen in dem reichen Umfang seiner Besitzungen zu widmen dachte. Von diesen Gedanken ergriffen, und desto heiterer mit ihnen beschäftigt, je näher er seinen Gütern kam, von denen er schon Waldungen auf der einen Seite, und im Hintergrunde grüne Hügel als die seinigen erkannte, verlor er nach und nach jenes unangenehme Gefühl, das ihn bisher begleitet hatte, und überließ sich ganz der glücklichen Stimmung, die ihn an der Schwelle seines künftigen

Lebenswandels empfangen wollte. „In der That, Glück wünschen kann sich der, welchem, wie ihm, der Sinn zu dem schönen Beruf geworden, die Bildung der Erde in ihrem unmittelbaren Anbau zu fördern, und auch in diese ernsten und dringendsten Bedürfnisse des Lebens schöne Kunst und höhere Kenntnisse einzuführen, für die erst, nachdem jene besorgt worden, das wachsende Menschengeschlecht Muße finden konnte. Die Natur ist dankbar gegen jede ihre gewidmete Neigung, und nur dem beschränkten Sinne, der weder warm an ihr hängt, noch sie vielseitig umfaßt, kann sie in Regen und Dürre, in Mißwachs und Hagelschlag zu zürnen scheinen: den rechten Landmann, der ihre mannigfachen Darbietungen zu benutzen versteht, wird sie nie zu Grunde richten. Er umfaßt stets einen größern Zeitraum, über die Gegenwart hinweg, und lebt nach dem Maßstabe der Erde im Frühling den Morgen, und im Herbste den Abend seines großen Arbeitstages." Unter solchen Betrachtungen war er mit einbrechender Nacht auf dem Schlosse angekommen, und hatte sich beim Hereintreten eines Schauders nicht erwehren können. Der Vater, dem er seine Ankunft schriftlich vorgemeldet hatte, war abwesend, wurde aber stündlich erwartet. Unterdeß besuchte der Neuangekommene den Garten und das nahgelegene Feld, weil er seine Stiefmutter jetzt noch nicht sehen mochte. Spät, wie es längst ganz dunkel war, meldete man ihm des Vaters Zurückkunft, er ging hinauf, und fand einen frostigen Empfang. Bei Tische war es einsilbig und unheimlich, gleich nach dem Abendessen wünschte man sich gute Nacht, und ging auseinander.

Ein Bedienter des Hauses leuchtete ihm nach seinem

Zimmer, wo er in kurzer Weile, von der Reise ermüdet unter unangenehmen Bildern, die ihm der Anblick der fremden und ihm doch so nahen Hausgenossenschaft erweckt hatte, einen unfreundlichen Schlaf fand. Es mochte ungefähr Ein Uhr sein, als er aus tiefen Träumen erwachte. Ein kleiner Hund, der ihm sehr lieb war, und ihn auch auf dieser Reise begleitet hatte, sprang ängstlich an dem Bette herauf, und mit kläglichem Winseln schien er seinem Herrn etwas anzeigen zu wollen. Dieser richtete sich auf, und nachdem er den Hund auf das Bette genommen und gestreichelt, ohne daß der aufhörte furchtsam zusammenzukriechen und leise zu winseln, gab er genauer auf ihn Acht, und bemerkte bei dem durch die Bäume fallenden Mondlicht, daß die Augen des Hundes immer nach der einen Ecke des Zimmers gerichtet blieben; er blickte hin, um zu erfahren, was wohl den Hund schrecken könne: aber entsetzlich! das Blut starrte ihm in den Adern, und die Haare sträubten sich ihm empor, er sah eine neblichte Gestalt, die seiner verstorbenen Mutter in allen Zügen ähnlich war, und, zusammengedrückt in dem Winkel, unter einem schweren Kummer und banger Besorgniß zu erliegen schien. Sie blickte ihn traurig an, und dann mit hörbarem Seufzen nach der Thür, indem sie die Arme jammernd und warnend erhob. Der Graf war außer sich, und nicht im Stande, das Gespenst anzureden, seine Brust hielt den Athem gepreßt zurück. Draußen hörte er schwere Tritte auf und nieder gehen, dann dicht vor seiner Thür innehalten, als zweifelte man, ob man hineingehen sollte oder nicht. Dieses dauerte abwechselnd eine geraume Weile, und verwirrte seinen betäubten Sinn noch mehr, es war ihm weder zu schreien

möglich, noch eine Hand zu rühren. Nach und nach suchte er sich wieder zu fassen, und als er auf's neue in den Winkel blickte, war die Erscheinung nicht mehr zu sehen, aber das Auf- und Abgehen draußen, und das zweifelhafte Innehalten vor der Thür dauerte um so deutlicher fort. Da faßte er plötzlich Muth, sprang auf, ergriff seinen Degen, und riß mit den Worten: „Was wollt ihr?" die Thür auf. Sehen konnte er nichts auf dem dunkeln Vorplatze, aber er hörte etwas in seiner Nähe fallen, und jemanden fliehend die Treppe hinabspringen. Als er nachsuchte, hob er ein großes Messer auf, das er zu sich steckte, und ging in sein Zimmer zurück, wo er den übrigen Theil der Nacht in tausend qualvollen Gedanken durchwachte. Am frühen Morgen, als der Bediente mit dem Frühstück kam, fragte er diesen, was denn diese Nacht für Unruhe im Hause gewesen sei? — „So sind Sie auch davon wach geworden? versetzte der alte Jäger, ich dachte schon, es wären Diebe, und wollte Lärm machen, aber als ich sah, daß es der gnädige Herr war, der, wahrscheinlich weil er nicht schlafen konnte, im Hause herumging, blieb ich ruhig im Bette liegen und schlief wieder ein." — Als der Jäger fort war, zog der Graf das Messer aus der Tasche, und fand seines Vaters Namenszug darauf; ein eiskalter Schauer überlief ihn. Er bestellte sogleich Pferde. Der Hund war beim ersten Eröffnen der Thür hinausgesprungen, und weder durch Liebkosungen noch durch Drohungen in das Zimmer zurückzubringen. Erst als der Wagen vorfuhr, sprang er wieder freundlich an seinem Herrn hinauf. Der Graf reiste fort, ohne jemanden zu sprechen, und kehrte tiefsinnig in die Stadt zurück; der fürchterliche

Gedanke, daß ihn sein Vater habe ermorden wollen, und ihm der Geist seiner Mutter erschienen sei, um ihn zu wecken aus dem sorglosen Schlaf und zu warnen, verfolgte ihn unaufhörlich mit entsetzlicher Pein. Seinen Freunden ein Räthsel, da er das Greuelvolle niemanden entdecken mochte, durch nichts aus seinem finstern Nachdenken aufzuscheuchen, mußte er bald der Sorgfalt eines geschickten Arztes übergeben werden, wiewohl auch dieser nichts von ihm über die Ursache seines düstern Wesens erfahren konnte. Ein grausames Verhängniß warf den unterirdischen Mächten gerade den Sinn zur Beute, der mit so heiterer Aussicht der Tagesseite der Erde sich gewidmet hatte! Er starb in tiefer Schwermuth nach wenigen Monaten, nachdem er vorher noch den plötzlichen Tod seines Vaters und den schlechten Zustand des durch denselben verwalteten Vermögens erfahren hatte. Unter seinen nachgelassenen Papieren fand man diese Geschichte aufgezeichnet, mit den nämlichen Umständen, wie sie hier erzählt worden. —

1808.

Die Strafe im voraus.

Anekdote.

Wenn schon in dem sorgenlosen, zu allen muntern Streichen aufgelegten Studentenleben die Leichtfertigkeit, mit welcher es die ringsbestehenden Ordnungen des bürgerlichen Lebens fröhlich durchbricht, einen ergötzlichen Anblick gewährt, dem nur selten ein finsterer Mann ein umwölktes Auge zuwendet, so gewinnt diese frische Aeußerung kräftiger Jugendlichkeit in dem Leben der Offiziere noch einen neuen, schauerlichen Reiz durch die daneben gestellte äußerste Gesetzesstrenge, die bis zur Grausamkeit beobachtet wird. Selten gewiß finden sich beide auf eine so glückliche Art mit einander ab, wie es in der folgenden Geschichte sich gefügt hat, die uns von glaubwürdigen Personen ist erzählt worden. —

Noch unter der glorreichen Regierung Friedrichs des Großen war Julius, dessen Geschlechtsnamen wir aus mehreren Gründen verschweigen, als Kornet in die so hochgeachteten und ehrenvollen preußischen Kriegsdienste getreten, die ihm seither manche Gelegenheit gegeben haben sich rühmlich auszuzeichnen, welches ihm auch noch

in dem letzten, obwohl höchst unglücklichen Feldzuge gegen die Franzosen gewährt wurde. Damals war Berlin der Mittelpunkt einer schönen Kriegsverfassung, deren Geist die ganze Nation durchdrang, und durch sein frisches Leben reichlich vergütete, was die damit verbundene Förmlichkeit Lästiges hatte. Die Offiziere, welche bei der Reiterei dienten, hatten, als die reicheren und darum auch zugleich freiwilligern, sich von jeher hervorgethan durch Theilnahme an den vorhandenen Lustbarkeiten, durch engeres Zusammenhalten und brüderlichere Kammeradschaft, und durch gemeinschaftliche Verübung allerlei lustiger Ausschweifungen; und wie das Regiment, bei welchem Julius stand, hierin den meisten Ruf erhalten hatte, so haftete dieser hinwiederum noch ganz vorzüglich auf Julius. Obgleich er ein ansehnliches Vermögen besaß, hatte er doch niemals Geld, und bei vortheilhaftem Aeußern wenig Glück bei den Frauen, welche ihm wenig zu trauen schienen, und in der That besaß er zu geringe Geduld, um sein Unglück, das er mißmüthig genug ertrug, durch beharrliche Klugheit zu verbessern. Seine unerschöpfliche Laune, die ihn noch jetzt ziert, da ihm das noch übrige Haar schon grau geworden, wandte sich daher um so rüstiger zu tausend sinnreichen Streichen, die jedoch, da sie fast immer in die Rechte Anderer eingriffen, oft peinliche, langwierige Strafen von seinen Obern nach sich zogen, so unverhältnißmäßig auch gewöhnlich der Schaden der Andern zu seinen und seiner Freunde Lustbarkeiten war. Denn er pflegte das billige Bedenken zu äußern, ob nicht jeder, freilich nicht durch Recht, aber durch eine höhere Menschenfreundlichkeit, verbunden wäre, ein ganz geringes Leiden zu ertragen, wenn es Andern ein ganz unge-

heures Vergnügen machte, und er sammelte zur Beruhigung seines Gewissens hierüber gern die Stimmen seiner Kammeraden ein. Dabei gedieh er sichtlich, und nahm an körperlichem Wohlsein täglich zu, welches den Kommandeur des Regiments, einen strengen Mann, noch mehr als die häufigen Klagen verdroß, da er selbst, bei der regelmäßigsten Lebensart, es nur, wie Julius sich über ihn ausdrückte, bis zur Dicke eines Fadens zu bringen vermochte, der, einem Schneider davon gelaufen, sein Glück als Soldat gemacht habe. Kein Wunder daher, wenn der Kommandeur, dem der General alle inneren Angelegenheiten des Regiments völlig überließ, die Gelegenheit, den übermüthigen Kornet mit Arrest zu bestrafen, die dieser so häufig darbot, nie versäumte, indem er sogar die Hoffnung hegte, durch fortgesetzte Strenge die freche Jugendwildheit in gesetztes, vernünftiges Wesen zu verwandeln. Aber der arme Kommandeur! er hätte es nicht erlebt, wenn er auch mehr, als geschehen ist, mit dem Kornet in die Wette gelebt hätte! —

Eines Tages begab es sich, daß mehrere Offiziere dieses Regiments, welche nach Charlottenburg geritten waren, und sich dort auf's Beste vergnügt hatten, im Hereinreiten von guten Freunden aufgefangen und beredet wurden, an einer fröhlichen Gesellschaft Theil zu nehmen, die in den Thiergarten bestellt war; sie verzehrten zusammen unter schallender Freude ein kleines Mahl, worüber die Dunkelheit, obwohl an einem langen Sommertage, vollends hereinbrach, und glücklicherweise die Trunkenheit verhüllte, welche Einige von der Gesellschaft nicht verläugnen konnten. Sie waren bereits glücklich zum Thore hereingeritten, als Einer von ihnen, den der

Rausch nur desto störriger machte, je weniger er, als ein sonst verständiger und stiller Mensch, dessen gewohnt war, mit einemmale den Lärm, den sie sich in den Wegen des Thiergartens erlaubt hatten, unter den Linden erneuerte, und einen Schwur that, er wolle nicht ohne Klang zu Bette gehen, worauf er sein Pferd seitwärts an die Häuser lenkte, und mit dem dicken Ende der Reitpeitsche frisch einige Fensterscheiben zerschlug. Seine Gesellschafter rissen ihn noch zu rechter Zeit, da schon die Leute herauskamen, mit lachender Furcht fort, und gaben den Pferden die Sporen. Ein Bürger jedoch hatte im hellen Schein einer schon fernen Laterne, an der sie vorbeiritten, noch genau die Uniform des Regiments erkannt, und da er glaubte, ihm sei diese Beleidigung mehr aus Feindschaft und Persönlichkeit, als aus Muthwillen und Zufall zugefügt worden, so beschloß er sogleich, den Herren nichts zu schenken, sondern eilte am andern Morgen zum Kommandeur, und ersuchte ihn heftig, den Thäter bei seinem Regimente auszumitteln, dem es eine große Schande wäre, solche Dinge unbestraft zu lassen, wodurch er den alten Mann, der es schwer ertrug, wenn das Militair einen Vorwurf bekam, und der diesen nicht abläugnen konnte, in solchen Zorn setzte, daß er ihm nicht nur die strengste Genugthuung versprach, sondern auch alsbald, da er gänzlich überzeugt war, daß Julius die Scheiben eingeschlagen habe, diesen ohne weitere Erklärung in Arrest schickte. Ohne zu wissen warum, verharrte der Unschuldige drei Tage auf der Wache, glaubte aber doch, es müsse eine der vielen Sachen, deren er sich außer den bekanntgewordenen schuldig wußte, verrathen worden sein, und fügte sich mit möglicher Geduld in sein Schicksal,

bis ihn der Kommandeur durch einen Offizier, der ihn fragen mußte, ob er endlich bekennen wolle, in nicht geringe Verlegenheit setzte, aber zugleich auf die Vermuthung brachte, daß hier ein Irrthum sein könne. Seine Antwort, er habe nichts zu bekennen, erbitterte den Kommandeur auf's neue, und er nahm sich vor, diese Starrköpfigkeit noch härter zu bestrafen. So vergingen acht Tage, und Julius blieb in engem Arrest, indeß der Kommandeur vergebens ein reuiges Bekenntniß erwartete, und sich endlich mit unverhohlenem Aerger gegen andere Offiziere über solche Hartnäckigkeit ausließ. Dadurch wurden Einige aufmerksam, und durch stilles Vergleichen der Umstände wurde endlich ganz klar, daß Julius wegen jener nicht von ihm verübten Ungebühr im Arrest sei. Der Offizier, welcher die Strafe verschuldet hatte, und sich nicht wenig gepeinigt fühlte, einen Kammeraden für sein Vergehen leiden zu wissen, trat nach der Parade furchtsam und verlegen an den Kommandeur heran, und ersuchte ihn mit niedergeschlagenen Augen um eine besondere Unterredung, die ihm auch gewährt wurde, und zwar auf der Stelle, wo er dann nach vielen Umschweifen und verlegenen Wendungen endlich die ganze Sache darlegte, die durch das Neue und Unerwartete den Kommandeur so völlig ergriff, daß für den Zorn, den jener erwartet hatte, kein Raum übrig blieb. Anfangs wollte er durchaus davon nichts glauben, und tadelte sehr väterlich die sonst löbliche Gesinnung, den Fehler eines Kammeraden diesem tragen helfen zu wollen, bewies aber, daß das Mitleid und die Aufopferung hier gar nicht an ihrem Platze seien, indem der frevelhafte Trotz des Julius die Sache erst recht schlimm gemacht habe. „Und wie dachten Sie mir

nur einzureden, fügte er hinzu, daß ich so etwas von Ihnen glauben sollte, einem so gesetzten Mann, über den niemals eine Klage eingelaufen ist!" — Jedoch als jener ihm bei seinem Ehrenworte heilig betheuerte, es sei alles genau wahr, wie er es erzählt habe, und noch mehrere Umstände, damit es einleuchtender würde, hinzufügte, machte der Alte ein finsteres Gesicht, und blieb eine Zeitlang mit ausgebreiteten Beinen stille stehen, die Hände über einander auf den Stockknopf gestützt, und mit Augen unverwandt den Offizier verdrießlich ansehend, den er endlich mit den Worten: „Eine ärgerliche, sehr ärgerliche Sache, ich werde noch um Verzeihnng bitten müssen!" aus dieser Verlegenheit entließ. Kaum nach Hause gekommen, schickte er nach Julius, der bei seiner Ankunft über das freundliche Gesicht, mit welchem er empfangen wurde, sehr verwundert war. „Ich muß mich sehr über Sie beklagen, fing der Kommandeur milde an, daß Sie mich dahin gebracht haben, so wie mir eine anonyme Sache vorgebracht wird, sie auf der Stelle unter Ihren Namen zu schreiben. Hören Sie, ich habe Ihnen dasmal Unrecht gethan, der Thäter hat sich selber gemeldet, Sie sind des Arrestes frei, und der Rosenberg geht hinein! Indessen, hören Sie! Die Sache ist mir fatal, ich will Ihnen einen Vorschlag thun; wenn Sie nicht weiter den Vorfall in Anregung bringen wollen, und ihn unter uns bleiben lassen, so bin ich erbötig, dem Rosenberg alle Strafe zu schenken; da Sie sein Freund sind, so dächte ich, Sie ließen die acht Tage ihm zu Gute kommen!" — Julius in der Fröhlichkeit seines Herzens war sogleich alles zufrieden, und pries sich glücklich, nun den folgenden Tag, auf welchen eine polnische Gräfin, die ihn ein

wenig umstrickt hielt, ihre Abreise festgesetzt hatte, in aller Glorie dieser eine Strecke das Geleit geben zu können; und das Erlittene war ihm so wie es aufhörte, gleich vergessen; außer einer leichten Bemerkung, die er machte, daß, schuldig oder unschuldig leiden, von ihm, der Meinung der Weltweisen entgegen, gleich hart gefunden werde, war in der Folge nicht mehr die Rede davon. — Die polnische Gräfin war ihrem Vorsatze treu geblieben; es war alles zur Abreise fertig, und der aufgepackte Reisewagen stand vor der Thür, so sehr auch Julius noch am vorhergehenden Abend alles angewandt hatte, sie zu einem längern Aufenthalte zu bewegen, wenigstens nur so lange, bis sich eine Reisegesellschaft gefunden hätte, da sie, außer einem einzigen Bedienten, ohne männliche Begleitung war; allein die Gräfin verwarf alle Gründe, und hatte von dem Heroismus, der den Polinnen eigen zu sein pflegt, genug Proben gezeigt, um sich auf dieser Reise keineswegs fürchten zu dürfen. Der Morgen war schön, die Sonne schien hell und freundlich, und Julius ritt am Schlage, den er auf einige Schritte nur verließ, um öfters durch ausgezeichnete Reiterkünste sich vor der schönen Gebieterin Ehre zu erwerben. Vor dem Thore wurde das Gespräch freier und seltener unterbrochen, und wie der nahe Abschied Julius in zärtliche Galanterie versetzte, so schien er die Gräfin zu ernstem Nachdenken zu stimmen, und ihr Auge blieb öfters lange Zeit mit fragendem Ernst auf ihrem Begleiter geheftet, als forsche sie zweifelnd in seiner Seele. Sie waren indeß schon an Friedrichsfelde vorbei, bis wohin die Gräfin die Begleitung nur hatte erlauben wollen, und Julius, schon ergeben in sein Schicksal, das ihn nicht gar zu sehr unglücklich machte, bereitete sich zum Abschied, indem

er die artigsten Worte sagte, bei deren Schluß er näher an den Schlag sich drängte, und der Dame die Hand küßte. Schon wollte er die seinige zurückziehen, und den Rückweg antreten, als die Gräfin ihm die Hand fest drückte und nicht wieder los ließ, den Wagen halten machte, und so zu reden begann: „Noch eine kleine Weile! Sie müssen vorher einige Worte von mir hören, die früher nicht gesagt werden konnten, und später vergebens zu Ihnen kämen! Ja, ich kann es nicht läugnen, ich liebe Sie! vergebens habe ich gesucht, den Reiz zu ersticken, der immer erneut nur desto heftiger wurde, und nicht zugab, gegen Sie hart zu sein, ohne nicht auch gegen mich selber grausam zu werden. Aber mit Bedacht hat mein stolzes Herz ein solches Bekenntniß auf diesen Augenblick verspart, da es Ihnen nicht mehr gelingen kann, mich zu hintergehen, und einem flüchtigen Wohlgefallen das zuzueignen, was nur einer gleichen Leidenschaft gebührt, wie die ist, die mich alles hingeben macht; und weil ich geblendet bin von dem Schein meiner eignen, wahrhaften Flamme, so will ich die Wahrheit Ihrer Versicherungen erkennen durch ein Opfer, das jedem andern Gefühl zu groß sein muß, nur der Liebe nicht. Steigen Sie sogleich in meinen Wagen, reisen Sie mit mir, und begleiten Sie mich nach Warschau! Haben Sie Bedenklichkeiten, so wünsche ich Ihnen ein freundliches Lebewohl, und darf kein gekränktes Andenken mitnehmen. Haben Sie keine, so bleibt mir nichts zu hoch, Ihren Entschluß zu belohnen, der meinem Stolze weniger, als meinem Herzen wohlthun wird!" — Julius, der aufmerksam und mit steigendem Entzücken zugehört hatte, und noch trunken auf Worte, die folgen sollten,

horchte, stieg, da sie nichts mehr sagte, eilends ab, jagte sein Pferd fort, sprang in den Wagen, und fiel in die Arme der schönen Dame, die ihn mit allem Feuer der brennendsten Leidenschaft empfing, und durch die zunehmende Lebhaftigkeit ihres Geistes, weit entfernt dem seinigen Zeit zur Reue zu lassen, ihn mehr und mehr dessen, was er zurückließ, vergessen machte, und Berlin seinem Sinne nach Maßgabe der Entfernung entrückte, die sie mit raschen Pferden Tag und Nacht eiligst zurücklegten, indem sie sich nur selten die Erholung nächtlicher Ruhestatt vergönnten. — Julius Pferd hatte indeß glücklich im Galopp durch die Stadt gesetzt, und kam wohlaufgezäumt, doch herrenlos, bei dem gewohnten Stall an, wo der Reitknecht es in Empfang nahm, anfangs etwas bekümmert um seinen Herrn, aber schon zu sehr an solche Außerordentlichkeiten gewöhnt, um sich nicht bald zu beruhigen; daher er auch am andern Morgen, da sein Herr noch nicht gekommen war, und die Zeit der Parade heranrückte, als ein entschlossener Mensch, den Herrn Kornet krank meldete, und als darauf mehrere Offiziere ihn besuchen wollten, diesen, den wohlbekannten und treuen Kammeraden und Freunden seines Herrn, die Wahrheit achselzuckend eröffnete. Diese lobten ihn einstimmig wegen seiner verständigen Maßregeln, und trösteten ihn lachend, das Ausbleiben würde wohl nicht lange dauern; sie vermutheten ein interessantes Abentheuer. Der Reitknecht benahm sich auch wirklich so klug, daß niemand, außer den Vertrauten, etwas merkte; diese aber gingen ab und zu, und erkundigten sich, ob Julius noch nicht gekommen sei, bis endlich das immer wiederholte Nein sie denn doch stutzig machte, und auch der am längsten

unerschütterliche Reitknecht, da schon der dritte Tag ohne Nachricht verflossen war, bedenklich wurde, und nun jammernd behauptete, es müsse seinem Herrn etwas Schlimmes begegnet sein, weil er es so arg doch noch nie gemacht habe; nur sprach dagegen freilich, daß, ungeachtet aller Nachforschungen, die man unter der Hand anstellte, und der sichern Leute, die man in der Gegend umher auf Kundschaft geschickt hatte, nicht die geringste Spur eines Unfalls zu entdecken war. So waren acht Tage vergangen, und die dringendste Sorge trat an die Stelle der leichtern Bedenklichkeit; es war zu fürchten, daß der ersonnene Vorwand nicht länger würde zu halten sein, und es hatten sich bis jetzt schon Schwierigkeiten gefunden, die den Reitknecht, der alles auf seinen Schultern trug, in die Verlegenheit gebracht, und sich nicht ganz hatten auflösen lassen, so daß leicht einer auf den wahren Weg kommen, und den Einfall haben konnte, der Kornet sei, anstatt krank im Bette zu liegen, lieber gar nicht da; dann aber war alles verloren, und eine solche Vermuthung, vor den Ohren des Kommandeurs wiederholt, mußte die unheilvollsten Folgen haben. Und so geschah es auch. Der Kommandeur, entweder aus eignem Mißtrauen, oder von einem Uebelwollenden aufmerksam gemacht, schickte endlich den Regimentschirurgus in Julius Wohnung, damit er ihm Rapport abstatte, wie es sich mit der Krankheit verhalte. Da mußte endlich der Reitknecht, der wie eine treue Besatzung lange mit ungleichen Mitteln die Festung gehalten hatte, sich auf Gnade ergeben, und offenbaren, was nicht länger zu verschweigen war. Es war aber seltsam, daß der Kommandeur anstand, das zu glauben, was man ihm gern ewig unglaub-

lich gemacht hätte, und nach dem Regimentschirurgus noch einen Offizier hinschickte, dem er auf sein Ehrenwort befahl, genauen und wahrhaften Bericht zu bringen. Dieser gute Offizier, einer von jenen Vertrauten, fand nicht nöthig, erst dorthin zu gehen, sondern wartete auf einem Kaffeehause die Zeit ab, die zu dem Geschäft nöthig schien, und ging dann zurück, und konnte den ausführlichen Bericht mit gutem Fuge durch sein Ehrenwort bekräftigen. Es ist nicht zu sagen, in welchen Zorn der Alte ausbrach, und nicht zu wiederholen, was er an derben Ausdrücken verschwendete; untröstlich war er, so das Spiel eines Reitknechts gewesen zu sein, und indem er sich heftig ärgerte, bedauerte er zugleich den jungen Menschen, der sich durch seinen Leichtsinn auf immer zu Grunde richte; denn er erklärte, daß er die Sache als eine Desertion dem General und dieser sie dem König melden müsse, es bliebe bei so schwerem Vergehen nichts andres übrig. Als dieses beim Regiment ruchtbar wurde, gerieth alles in die äußerste Bestürzung; man beklagte den unglücklichen Julius, man erzählte von seiner Bravheit, von seinem brüderlichen Betragen gegen seine Kammeraden, von seiner Freigebigkeit und Laune, und selbst die älteren Offiziere fanden zuletzt, nachdem sie mit dem schärfsten Tadel sein Vergehn gescholten hatten, daß die Strafe doch unverhältnißmäßig sein würde, weil sie in der That das ganze folgende Leben treffen mußte. Die Freunde von Julius, den Major an ihrer Spitze, suchten den Kommandeur mit den besten Worten zu gewinnen, und baten ihn inständigst, die Meldung noch einige Tage aufzuschieben; Julius könne in der Zeit noch wiederkommen, wer wisse was geschehen sei; es gelang ihnen, noch drei Tage Frist

zu erhalten, und späterhin gab der Kommandeur, der sich gern um Gunst ansprechen sah, auf vieles Zureden einiger alten Offiziere, das Versprechen, noch acht Tage zu warten, schwur aber zugleich, nach deren Verlauf auch nicht einen halben zuzugeben. Aber auch diese acht Tage vergingen unter ängstlicher Sorge aller Kammeraden, und Julius kam nicht. Der Kommandeur meldete es dem General, der entrüstet über das unerhört lange Ausbleiben, sogleich seinen Rapport an den König zu machen beschloß.

In Warschau verlebte der entwichene Kornet die vergnügtesten Tage im vollen Genuß der reichen und erfinderischen Liebe seiner Herrin, die ein glänzendes Haus machte, und jetzt alles Mögliche ersann, um den geliebteu Gast in ununterbrochener Lust und Freudigkeit zu erhalten; und da sie sich durch das Opfer, das er ihr gebracht, von seiner Erwiederung überzeugt hielt, überließ sie sich mit ausschweifendem Sinn der Heftigkeit ihrer brennenden Leidenschaft. Allein sie hatte sich geirrt, wenn sie glaubte, nur Liebe könne solch großes Opfer bringen; Julius hatte es der Laune gebracht, weil ihm der Einfall, und freilich mehr noch die reizende Gräfin gefiel, welches er allerdings Liebe nannte, aber nicht in dem Sinne, wie es die Gräfin verstand, die sich mit ihrer ganzen Existenz in eine Regung hineinstürzte, ohne wieder heraus zu können, während Julius zwar mit unwiderstehlicher Lebhaftigkeit einen Gegenstand ergriff, aber ihn leicht vertauschte, und sich über jeden Verlust augenblicklich tröstete. Nach wenigen Tagen war ihm das Verlangen, die Gräfin zu verlassen, eben so groß, wie das, nach Berlin zurückzukehren, und er wäre sogleich abgereist, wenn es ihm nicht gänzlich an Geld gefehlt hätte; ein

Hinderniß, das unübersteiglich zu sein schien, weil ihm ganz unmöglich war, der Geliebten ein Wort davon zu sagen, so reich sie auch bisher sich gezeigt hatte, und jemand anders kannte er in ganz Warschau nicht. Dieser Zustand wurde um so peinlicher, je mehr ihm die Liebkosungen der Gräfin schon lästig fielen, und wirklich bedrängten sie ihn ganz, ja er glaubte hin und wieder Züge in ihrem Karakter zu entdecken, die ihm auch das kleinste Bedenken, sie heimlich zu verlassen, völlig vernichten mußten. Er befand sich zuletzt in einem so schlechten Falle, wie Ulysses bei der Zauberin Circe, nur daß es noch nicht so lange gedauert hatte, dagegen schien er es aber auch nicht so lange aushalten zu können. Er sehnte sich nach seinen muntern Kammeraden, nach seinen Pferden, nach den Linden und dem Thiergarten, kurz nach der ganzen Umgebung, die er gewohnt gewesen war, und verzweiflungsvoll ging er durch die Straßen hin und her, vergebens auf einen Mittel sinnend, wie er zu Geld kommen möchte. Es war nicht rathsam zu schreiben, und er wollte nimmer sich so unglücklich machen, zu glauben, daß ihn die Antwort mit Geld oder Wechsel noch in Warschau treffen könnte; er verließ sich lieber auf sein gutes Glück; und es ist wahr, daß das Glück solchen Leuten, die ihr ganzes Leben hindurch trotzige Ansprüche auf seine Gaben machen, zunächst seine Gunst gewährt, und gerade denen mit vollen Händen giebt, die, ihm gleich, mit vollen Händen das Empfangene verschleudern, während ein Anderer, der es zu Rathe hielte und weislich anwendete, sich die Lippen abbeten kann, und wenn er etwa kein Geld hat, und doch sehr nöthig braucht, versicherlich keins bekommt! Julius aber bekam welches;

wie ein Bandit aus dem Hinterhalt auf den wohlgekleideten Wanderer, so stürzte er mit dem Ausruf: „Hast du Geld, Brüderchen?" auf einen genauen Bekannten, dem er plötzlich auf der Straße beim Umwenden um eine Ecke begegnete. Ja! sagte dieser sogleich, und nun umarmten und küßten sie sich herzlich. Der Bekannte war ein preußischer Offizier, der wegen eines Duells hatte flüchten müssen, sich hier in bürgerlicher Kleidung aufhielt, und weil ihm die Zeit lang wurde, sich fleißig beim Spiel treffen ließ, welches ihm großen Gewinn brachte. Julius erzählte ihm, ohne den Namen zu nennen, kürzlich das Abentheuer mit der Gräfin, und erhielt sogleich ein Darlehn von seinem Freunde und Kammeraden, das sein Bedürfniß weit überstieg. Ohne nur erst Abschied zu nehmen, der allerdings, wie er sich mit Recht vorstellte, nicht nur aufgehalten, sondern auch die unangenehmsten Scenen herbeigeführt haben würde, verließ er Warschau, und eilte auf die schnellste Weise nach Berlin zurück, jedoch nicht ohne häufig erneuertes Andenken an die schöne Gräfin, deren Liebreiz, den sie so verschwenderisch ihm hingebend vervielfältigte, durch die Abwesenheit wieder lockend in der Einbildungskraft emporstieg. Und je näher er den Thoren Berlins kam, je geneigter wurde sein Sinn der verlassenen Geliebten, an deren Statt ihn jetzt, er verhehlte sich's nicht, die unangenehmste und gefährlichste Verhandlung in die Arme nahm! Einen Augenblick stutzte er vor dem Thore in zweifelnder Unentschlossenheit, faßte sich dann ein Herz, fuhr in die Stadt hinein, und rasch durch die Straßen rasselnd, hielt er erst bei der Wache des Regiments still, wo er abstieg, und schon als Arrestant dem Postillion das Trinkgeld gab,

mit großer Gewissenhaftigkeit der Strenge der Kommandeurs keinen Augenblick seiner Anwesenheit vorwegnehmen wollend. Kaum war das Gerücht von seiner Ankunft umhergeflogen, so strömten seine Kammeraden schaarenweise herzu, fragten, tadelten und trösteten ihn, alle aber waren sehr erfreut, ihn wohlbehalten wiederzusehen; seine eigne Munterkeit und Sorglosigkeit beschwichtigte die Besorgniß der Andern für den Augenblick, um so mehr, als er die Wachtstube alsbald zu einem Gelag einrichten ließ, und die auserlesenste Bewirthung anordnete.

Der Kommandeur erinnerte sie aber bald wieder an den schlimmen Hintergrund dieser Festlichkeit, indem er Julius zu sich fordern ließ, der jedoch gutes Muthes hinging. Der Kommandeur war wieder Erwarten zutraulich und freundlich, hörte die Erzählung gelassen an, und sagte kein Wort darein. Dann verließ er ihn, und befahl ihm, ihn zu erwarten, welches Julius sich gleichgültig gefallen ließ, trat, als der Alte weg war, sorglos an's Fenster, und grüßte die Bekannten, die etwa vorbei gingen.

Der Kommandeur verfügte sich zum General, und meldete demselben die Rückkunft des Kornets. „Gut!" sagte der General, „ich bin mit meinem Rapport schon fertig, morgen geht er an den König, das ändert nichts in der Sache." — „Ich wollte doch", fing der Kommandeur sachte und verlegen an, „da noch nichts geschehen ist, fast ein Vorwort für den jungen Menschen einlegen, es ist doch ein guter Reiter an ihm verloren!" — „Wie!" sagte der General, „Sie? was soll ich dazu sagen, da Sie sonst immer mich nicht streng genug finden? Ich bin sehr verwundert, bedenken Sie das unerhörte Ver-

brechen!“ — Der Kommandeur zuckte die Achseln, und gestand endlich, daß er kurz vorher den Entwichenen acht Tage im Arrest habe schmachten lassen, ohne daß derselbe damals etwas verbrochen gehabt; man könne es also wohl als eine Strafe im voraus ansehen, und er wünsche gar sehr, sein Unrecht wieder gut zu machen, würde es auch dem General ewig danken, wenn er den Rapport nicht abschicken wollte, so daß nach einigem Hin- und Herreden der General dem Kommandeur die ganze Sache nach seiner Willkür abzuthun überließ.

Dieser kam zu Julius zurück, ließ ihn auf's härteste an, wandte alle seine militairische Beredsamkeit und Kraftsprüche auf, schalt, tobte und fluchte, und setzte dem geduldig Zuhörenden auf alle Weise zu, bis er ihn endlich mit den Worten entließ: „Und nun ist alles vorbei, Sie können nach Hause gehen!“ Julius hatte die Ohren wohl gespitzt, und gut vernommen, daß auch nicht einmal von fernerem Arrest die Rede sei. Fröhlich kam er zu seinen Kammeraden zurück, die das ungehoffte Glück priesen, und gar nicht begreifen konnten. Julius blieb dabei, das schon beorderte Gelag auf der Wache zu feiern, und nahm den Bedienten, die schon einpackten, um alles in seine Wohnung hinüber zu bringen, die Bouteillen und Gläser wieder ab, lud noch mehr Gäste, besorgte feinere Weine, und unter allgemeinem Jubel, der leicht zu neuem Arrest Anlaß gegeben hätte, wurde der festliche Abend herrlich begangen. Am andern Tage zeigte sich Julius wieder an öffentlichen Orten, und sah neuen Thathandlungen, Unthaten und Behandlungen entgegen. —

1809.

Reiz und Liebe.

Erzählung.

In den Denkwürdigkeiten eines österreichischen Offiziers, der eine geraume Zeit nach dem Wiener Frieden an seinen bei Aspern erhaltenen Wunden starb, und seinen Freunden ein theures Andenken in dem Buche, wovon die folgenden Blätter ein Bruchstück sind, hinterließ, findet sich unter andern anziehenden Bildern aus seinem Leben auch folgende Erzählung, die den Leser nicht ohne Theilnahme lassen wird. Er redet mit seinen eignen Worten, und hebt das letzte Buch seiner Lebensgeschichte also an.

Die zärtliche Neigung des Herzens hat sich mir niemals liebenswürdiger offenbart, als in dem Anfang eines angenehmen Verhältnisses, das ich mit einer Schauspielerin hatte, und dessen kurzen Verlauf ich hier getreu schildern will.

Die heftige Leidenschaft, von der ich im Vorhergehenden gesprochen habe, und in deren verwickeltem Ausgang alle meine Kräfte und Wünsche wie in einem heißen Kampfe um Leben und Tod niedergeworfen wa-

ren, hatte mich einer seltsamen Ruhe überlassen, die jeden neuen Liebesreiz unmöglich zu machen schien, und so hatte ich bereits mehrere Jahre verlebt, ohne mich in der Gleichgültigkeit, mit der ich an das dachte, was ich nun noch erwarten könnte, unglücklich zu finden; mein Herz war auf seiner stolzen Fahrt gescheitert, die glücklichen Ufer mir auf ewig entrückt, meine Sorge war nur, den alten Hafen wieder zu gewinnen. Die kleine Garnison in Oberösterreich war meiner Sinnesart nun ganz gemäß, der halb städtische, bald ländliche Aufenthalt gab mir eine stille Zerstreuung, ich sah dann und wann einige benachbarte Edelleute, die mich äußerlich dann wohl etwas beschäftigten, aber in meinem Innern, so wenig wie ihre Frauen und Töchter, nicht den geringsten Eindruck hervorbrachten. Nähere Anhänglichkeit an meine Kammeraden, ein vertraulicherer Umgang mit meinen Vorgesetzten, und nebenher mancherlei Liebhabereien, denen ich mich ergab, füllten die Zeit genugsam aus, die mein Beruf mir übrig ließ, und ergänzten nach und nach mit einem alltäglichen Reize den Mangel, der durch die Entziehung eines so gewaltigen und gewohnten Reizes in meinem Innern entstehn mußte. Die Tage kamen unvermerkt und gingen unvermerkt, eine Stunde löste die andre harmlos ab, und ich gefiel mir eine Zeitlang ganz gut in der armseligen Folge von unwichtigen Ereignissen. Hätte man mir in früherer Zeit gesagt, ich würde ein solches Dasein führen können, ohne mich höchst unglücklich zu fühlen, so würde ich es für unmöglich gehalten, und die Gefahr eines solchen Absterbens verlacht haben; auf gleiche Weise ging es mir im Gegentheil auch jetzt, wenn scherzend meine Freunde behaupteten, die Liebe

würde noch Ansprüche auf mich geltend machen, die ich gegenwärtig abläugnen wollte. Nichts schien mir lächerlicher, als daß ich mich wieder verlieben könnte. Dies geschah denn auch freilich nicht im eigentlichen Sinne des Worts, denn jene Leidenschaft, deren ich fähig gewesen, war in mir bis auf die letzte Spur verschwunden, aber doch hätte ich nicht geglaubt, daß Gefühle, die ihr ähnlich sind, noch so großen Antheil in mir erwecken, und mir noch so reichen Verdruß und Kummer bereiten könnten, als das Folgende darthun wird.

Die Zeit des Faschings war herangekommen, und Wien mit seinen bunten, raschen Bildern begann unsre unbefriedigte Einbildungskraft lebhafter anzuregen. Die hellen Kreise glänzender Gesellschaft, das fröhliche Gewühl und der laute Schall festlicher Tänze, die Bequemlichkeiten und Vergnügungen aller Art, die in dieser üppigen Hauptstadt mit ungeheurer Mannigfaltigkeit abwechseln, kamen jeden Abend mit Zauberstrahlen durch das traurige Schneegestöber und über die eisblinkenden Straßen in verführerischen Bildern bei unsern Versammlungen an, die wir im einsamen Wirthshause am Markte hielten, und vergebens den stillen Abenden und frühen Nächten unsrer langweiligen Tage entgegensetzten. Eines Abends wurde von Einigen beschlossen, nach Wien zu gehen, und einer meiner Freunde, der dort ernstlich verliebt und voller Heirathsgedanken war, beredete mich, ihn zu begleiten, welches ich endlich ihm zu Gefallen zusagte, während aus meiner Seele der flüchtige Reiz des Vergnügens, dem wir entgegengingen, mit dem ersten Aufwallen auch wieder entschwunden war. Die aufgehende Sonne fand uns schon zu Pferde, um gegen

den schneidenden Ostwind auf dem harten Schnee gegen Wien zu traben, wo wir wohlbehalten anlangten.

Die Stimmung der Freude läßt sich nicht erzwingen; ich vermied die häufigen Einladungen meiner zahlreichen Bekannten, und lebte sehr eingezogen. Wenn mein Freund, durch seine Angelegenheit immer beschäftigt und dem süßesten Glücke nachhängend, mich Abends allein ließ, fiel meine Wahl unter allen Unterhaltungen meist auf das Schauspiel, das zu der Zeit in Wien nicht eben schlecht war. Die Bühne, wenn man sie täglich besucht, erscheint bald in einem ganz andern Lichte, als wenn man ihr nur zufällige, von Mißmuth und Zerstreuung aufgelöste Stunden schenkt; die mannigfachsten Bedinnisse wirksamer Aufführung werden nach und nach deutlich, man erkennt die oft sehr verhüllten Triebfedern, welche den angenehmen Eindruck hervorbringen, der Verstand lernt genau und schnell den Antheil absondern, welchen Ueberlegung, Bewußtsein, Laune, Uebung, Gewohnheit und Zufall an einer glücklichen Vorstellung haben, neben dem Ganzen treten zugleich die einzelnen Bestandtheile deutlicher vor Augen, und indem die Gegenstände der Vergleichung in dem kürzesten Zeitraum zusammengedrängt folgen, bildet sich unmerklich der größte Scharfsinn der Beurtheilung, die genaueste Uebersicht des Ganzen, und die leiseste Würdigung des Einzelnen, mit einem Worte, es entstehn Vertraute und Liebhaber der Bühne, wie deren die französische in Paris zu ihrem größten Vortheil so viele zählt, und wie Goethe deren einige als Serlo's größten Beistand in Wilhelm Meister schildert. So ging es auch mir, ich lernte das Vergnügen begreifen, mit welchem die täglichen Schauspielfreunde

auch den abgeschmacktesten und wiederholtesten Vorstellungen zusehn, und erstaunte über die zahllosen Bemerkungen und Aufschlüsse, die jeder neue Abend mir gab. Ich nahm unwillkürlich Theil an allem, was das Schauspiel betraf, las eifrig die Berichte darüber in den öffentlichen Blättern, denen ich zuweilen Beiträge gab, und da mein Eifer in seiner Unruhe alle Gelegenheit suchte, die erlangte Kenntniß in Thätigkeit zu bringen, so war ich bald mit den vorzüglichsten Schauspielern und Schauspielerinnen in näherer Bekanntschaft, ich wurde von ihnen in ihre Heiligthümer gezogen, und befand mich eben so oft während der Vorstellung auf der Bühne und in ihren Ankleidezimmern, als unter den Zuschauern.

Zwei Frauen theilten damals die allgemeine Gunst des Publikums, beiden waren schön von Gestalt, angenehm im Betragen, und von ausgezeichneten Talenten für die Darstellung, doch in jedem dieser Stücke entschiedene Gegensätze von einander. Die eine, Therese, glänzte durch feinere Bildung, Klugheit und Verstand, durch freien Sinn und glückliche Belesenheit, dabei lebte sie ihre muntern Jugendtage mit vergnügtem Herzen offen und anspruchlos dahin. Die andre, Eugenia, suchte mehr die stille Verborgenheit; ihre Handlungen zeugten von einer eigenwilligen, hartnäckigen Gemüthsart, ihre Freundlichkeit verläugnete niemals einigen Ernst, welcher bewundernde Achtung dem erregtesten Wohlgefallen vorzog, Verstand hatte sie weniger, aber in jedem Tone, den sie aussprach, klang eine geheime Innigkeit des Gefühls, und diese goß über alle ihre andern Eigenschaften eine solch sittsame Anmuth, daß selbst die ungefälligen Seiten ihres Wesens den Herzen gefährlich wurden, eine

Anmuth, die durch den außerordentlichsten Reiz körperlicher Vollkommenheiten unwiderstehlich wurde. Hörte man jener zu große Freiheit vorwerfen, so durfte man an dieser wohl eine zu große Befangenheit tadeln, die ihren Umgang wie ihr Spiel mitunter etwas peinlich machte. Als ich beide persönlich kennen lernte, war mir dieser Unterschied schon großentheils von der Bühne herab klar geworden, denn man konnte, so schien es mir, mit Recht sagen, daß jede genau sich selber spielte, so daß man eben so gut hätte glauben können, ihr Rollenfach habe ihre Gemüthsart bestimmt, als umgekehrt. Dies hatte ich oft in Ueberlegung gezogen, und mir schien, als sei die Aufgabe, einen Karakter darzustellen, den man in einigen Zügen der eignen Seele nur angedeutet besitzt, einer schönern Lösung fähig, als diejenige, etwas zu spielen, das, weil man es ganz ist, man eher versucht ist, mit der Natur zu machen, als mit der Kunst; und weil alsdann nur das gemeine Bild des wirklichen Daseins statt des höheren eines veredelten Seins erscheint, so beklagte ich, daß diese beiden Frauen eigentlich ihren besten Vortheil nicht verstünden, und nahm mir vor, darüber, wie über manches andre, was ihre Kunst betraf, mit ihnen gelegentlich zu reden.

Mit Theresen hatte ich eine lebhafte Unterhaltung, in welcher sie mir Recht und Unrecht gab, und ihren Verstand nur anwandte, mich zu verwirren, worauf sie mit scherzender Gleichgültigkeit die Sache fallen ließ. Ich wollte nun sehn, wie es mit Eugenien gelingen würde, ob die mir auch entschlüpfen würde, und so freute ich mich des Zufalls, der noch spät an demselben Abend, als Therese fortgegangen war, Eugenien in die Theater=

loge führte, wo ich sie zuvor nie gesehn hatte, und sie sich auf denselben Platz, den jene verlassen hatte, neben mich setzte. Eugenie antwortete gut und geläufig auf manches Schmeichelhafte, das ich über ihre bisherigen Vorstellungen sagte, und was man mit dem bloßen Gefühl wissen kann, das schien sie recht gut zu wissen, nur wo es auf etwas Erlerntes ankam, da wurde ihr Sprechen mangelhaft, und gab selbst bei den nothwendigsten Dingen, von denen sie hätte unterrichtet sein sollen, die ärgsten Blößen. Ganz und gar nichts aber wollte sie von meinem Vorschlage hören, statt der weichen, traurigen Heldinnen einmal die muntern und bösen zu spielen. Ich sah mich unerwartet darüber in Scherzreden mit ihr verflochten, und weil doch einmal statt vernünftiger Gründe nur Laune und Witz den Streit führten, so kehrte ich aus Bosheit meinen Satz um, wie er denn in der That ziemlich zweifelhaft und in beiden Fällen gewissermaßen wahr sein mag, und sagte: „Deßwegen müssen Sie die bösen Rollen spielen, weil man doch am besten das spielt, was man selbst ist, warum ein Talent immer in fremdartige Form zwingen? Wie sehr dies Ihnen auch gelingt, und wie entzückend Sie uns auch die Johanna d'Arc geben würden, so möcht' ich Sie doch vor allem andern auch als Königin Isabeau sehn."

Was sie zunächst anwortete, habe ich überhört; ein Wunder, daß ich nicht auch meine eigne Rede ungeendigt ließ! denn ich hatte eben angefangen, der lieblichen Frau in's Gesicht zu sehn, und empfand je mehr und mehr das Feuer ihrer Anmuth in meine Adern übergehn, jede ihre Bewegungen, das Aufschlagen, Niedersenken und Wechseln des nahen Blicks, das Zittern ihrer Haare, die

von beiden Seiten der Stirne in Locken wunderschön herabfielen und jedem Wurfe des allerliebsten Köpfchens nachschwankten, das zauberische Oeffnen der Lippen, und die sanfte Erhebung und Senkung der belebteren Züge, alles das zog meine Aufmerksamkeit in dem Grade hin, als ob ich den feinen Wunderbau des Körpers in diesen Werkzeugen zum erstenmal wahrnähme. Mein wie in Neugier verlorenes Zusehn muß jedoch zugleich ein freudigerstauntes Lächeln gewesen sein, denn ich sah ihr holdes Gesicht plötzlich eine Heiterkeit annehmen, wie sie von äußern Gegenständen auf die Augen überzugehn pflegt, und noch kann ich nicht ohne Entzücken an den sanftglühenden, duftigen Schein des blühenden Antlitzes denken, das in Jugendfrische so warm und kräftig vor mir schwebte. Ich weiß nicht, wie lange dieser träumerische Zustand gedauert haben mag, genug, daß er meiner Sehnsucht zum Trotz, die gewünscht hätte, so ansehend und angesehn zum ewigen Bilde zu erstarren, in schnellem Wehen auseinander stob, und ich mich mit scharfen Vorwürfen angeredet fand, die meine Anschuldigung für eine himmelschreiende ausgaben, und mir alle Strafen drohten, die solcher boshaften Feindseligkeit gebührten. „Woher kennen Sie mich denn schon? rief sie aus, wo haben Sie meine Seele belauscht, um ihr so voreilig auf der Bühne einen Platz anzuweisen, der zugleich den im Himmel bestimmte? Aber Sie sollen Recht haben, fügte sie hinzu, Sie sollen Ihre Behauptung, daß ich böse sei, dadurch bestätigt sehn, daß ich es gegen Sie recht sehr sein will!" — Ich erinnerte sie, daß sie die Böse aber doch nur spielen dürfe, und damit, wenn es auch ein böses Spiel für mich wäre, könnte ich noch wohl zufrie-

den sein. Aber mein Witzeln war ohne Erfolg, sie wollte sich nicht einreden lassen, daß alles nur Scherz gewesen, und bezeigte mir, obwohl mit vielem lebhaften Muth, einige Empfindlichkeit über das vorgefallene Gespräch. Alle nur ersinnliche Feinheit und die eindringlichste Schmeichelei, die ich anwandte, um sie zu besänftigen, brachten nur die halbe Wirkung hervor, und ich blieb untröstlich über eine Stimmung, die ich nie hervorbringen gewollt, und die ich jetzt um so mehr verwünschte, da mir indessen selbst jeder Muthwillen vergangen, und die sonderbarste Hinneigung voll Sehnsucht und Wehmuth an dessen Stelle getreten war.

In halb rechthaberischem, halb galantem Gespräch übereilte uns das Ende des Stücks, der Vorhang fiel, und das auftobende Geräusch der Menge, die sich zum Ausgang drängte, erweckte uns aus dem streitenden Eifer, und erinnerte, daß es Zeit sei wegzugehn. Eugenie stand auf, schlug einen schwarzen Mantel um ihre Schultern, und wünschte mir mit niedergeschlagenen Augen freundlich gute Nacht; ich aber, durch die unerwartete Freundlichkeit aufgemuntert, bot ihr höflich meinen Arm, und wurde wider Verhoffen ihr glücklicher Begleiter. Ungeachtet unsrer beiderseitigen genauen Bekanntschaft mit dem Schauspielhause kamen wir an einen Ausgang, der für unsern Weg nicht der rechte war, an Umkehren war nicht zu denken, und so geriethen wir mitten in das Gewirr der Wagen, die unter dem Geschrei der Kutscher und Schnauben der Pferde eilend durch einander fuhren. Wir befanden uns in augenscheinlicher Gefahr, die blendenden Lichter machten uns irre in Rücksicht des Weges, und nur mit äußerster Mühe hatte ich Eugenien eine

Strecke weit geführt, sie wollte nicht einen Augenblick warten, sondern drängte unaufhaltsam ihrer nahen Wohnung zu; schon waren wir zu der gegenüberstehenden Reihe Häuser beinahe durchgedrungen, als ein Wagen schnell einlenkte, und dicht an diesen vorüberrasselnd uns in das Gedränge zurückscheuchte. Sie lachte, und wollte einen zweiten Versuch wagen, es war nicht möglich, die Räder flogen vor uns, neben uns vorbei, Pferde sahen plötzlich über unsre Schultern, und indem mir selbst bange wurde, ergriff ich, der Himmel weiß von welchem Dämon geleitet, den ersten besten Kutschenschlag, öffnete ihn, hob Eugenien hinein, und der Kutscher führte uns sogleich vor ihr Haus, wo sie mir auf das verbindlichste für meine Hülfe dankte, und dann meinen Blicken verschwand. Der Kutscher weckte mich aus dem träumerischen Sinnen, mit dem ich vor ihrer Thür wie angewurzelt stehen blieb, indem er mich erinnerte, für welche Bereitwilligkeit er belohnt zu werden erwarte, ich reichte ihm mit Freuden ein ansehnliches Trinkgeld, das er dankend empfing, und eilig trieb er die Pferde an, um seine Herrschaft, die er indeß im Stich gelassen, wo möglich noch aufzunehmen. Ich weiß nicht, wie so es mich nicht befremdete, daß er von selbst ihr Haus gefunden, mir fiel dieser Umstand erst späterhin einen Augenblick auf, doch nur um gleich wieder vergessen zu sein.

Aeußerst gestört und mißmuthig kam ich in meiner Wohnung an; ich machte mir die härtesten Vorwürfe, daß meine unselige Gemüthsart mich wieder verleitet habe, die angenehmste Bekanntschaft mir durch unnöthiges, neckendes Versuchen gleich anfänglich zu verderben. Ich hatte freilich nicht geahndet, wie wichtig diese Bekannt-

schaft mir erscheinen würde, aber desto mehr ärgerte mich nun, daß ich, der ich alles aufzubieten im Begriff sei, um Eugenien für mich einzunehmen, nun noch lange die zweifelhafte Bemühung fortsetzen müsse, den nachtheiligen Eindruck, den ihr mein Betragen gemacht hatte, auszulöschen. Ihr Bild schwebte unaufhörlich in unbeschreiblicher Anmuth vor meinen Augen, und indem ich für sie Parthei nahm, und mich selbst mit aller Bitterkeit gereizter Eigenliebe verfolgte, suchte ich mich über das Gefühl zu täuschen, das immer deutlicher in mir wurde, ich glaubte eine Ungerechtigkeit gut machen zu müssen, und überschritt in meinen Gedanken alle Gränzen der Gerechtigkeit so weit, daß ich auf die übertriebenste und abentheuerlichste Schadloshaltung verfiel, die ich ihr zu leisten schuldig wäre.

Bei jedem andern hätte ich keinen Augenblick angestanden, diese Stimmung, sobald sie mir sichtbar geworden wäre, für ein Verliebtsein zu halten, und doch kann ich mich noch jetzt nicht entschließen, meinem damaligen Gefühl den Namen der Liebe zu geben. Es war die sonderbarste Mischung; alle einzelnen Merkmale der Liebe schienen vorhanden zu sein, und nur ihr Wesen fehlte; der wärmste Reiz, die zarteste Innigkeit, die Gewißheit befriedigter Ruhe, die meiner Sehnsucht nach ihrer Gegenwart vorschwebte, alle erregenden Triebfedern eines getroffenen Herzens, wirkten und kämpften in mir, und doch war das Herz nicht getroffen, das alte, verödete Herz war noch wie sonst, es war nur umwogt von dem glühenden Morgenrötheschein, den diese himmlische Anmuth umher verbreitet hatte. Daß ich damals nicht ganz aufrichtig mit mir umging, und mich zu täu=

schen suchte, kam daher, daß ich mein Inneres nicht genau erkannte, und insheim eine neue Liebe fürchtete; hätte ich die feinern Abschattungen der unendlichen Mannigfaltigkeit von Gefühlen, die unter diesem Namen begriffen sind, sogleich erfaßt, so würde ich mir viele Sorge haben ersparen können!

Die Mißhelligkeit, die sich zwischen uns festgesetzt hatte, wollte lange nicht verschwinden; ich fand mich eifriger, als je, im Schauspiel ein, und regelmäßig erschien auch Eugenie, doch alle Gespräche, alle Bemühungen blieben lange vergebens, selbst, da ich einige Güte von ihr endlich errungen hatte, kehrte noch oft ein Zug bitterer Unzufriedenheit zurück, der mir und bisweilen auch Andern zu verstehn gab, wie sehr sie der erlittenen Kränkung, wie sie jene Neckerei nannte, eingedenk sei, allein sie litt auch wieder nicht, daß diese herbe Erinnerung in mir Wurzel faßte, unmittelbar darauf zog sie mich in ihr innerstes Vertrauen, redete leise mit mir, fragte mich um Rath, gab mir kleine Aufträge, und behandelte mich in allen Stücken wie einen wohlgesinnten Freund, dessen man ganz versichert ist. Wie glücklich mir einige Abende auf diese Art vergingen, kann ich nicht aussprechen, mir schien alles Nebensache, was diesen Stunden vorherging, ich bedurfte für den ganzen Tag keines andern Reizes, als nur die Aussicht auf den Abend. Daß sich dieses glückliche Gefühl nicht verbarg, sondern auch Andern sichtbar wurde, erfuhr ich nur allzu deutlich aus den scherzenden Fragen der klugen Therese, der meine Liebe ein Gegenstand der fröhlichsteu Unterhaltung wurde, in die ich oft kühn genug einging, in-

dem ich ihr zu beweisen suchte, daß ich nur sie, und niemals Eugenien lieben könne.

Nach einiger Zeit, als ich mich gegen Eugenien beklagte, daß sie einen Abend weggeblieben sei, und ich des Glückes sie zu sehen habe entbehren müssen, meinte sie, ich könne sie ja besuchen, und das würde wohl um so besser sein, als sie jetzt des rauhen Wetters wegen wohl öfters zu Hause bleiben müsse. Diese Einladung setzte mich in Entzücken, ich dankte ihr auf das lebhafteste, indem ich wiederholt ihre Hand küßte; dennoch stand ich am folgenden Abend, als ich sie lange genug erwartet hatte, in unruhigem Zweifel, ob ich den geliebten Eindruck, den sie mir bisher gemacht, durch einen Besuch auf's Spiel setzen sollte. Denn, sagte ich mir, wenn die abendliche Erregung meines Bluts und die Leichtgläubigkeit meiner Einbildungskraft beim Lichterschein der Bühne mich täuschen halfen, warum soll ich das schöne Bild in der abgespannten Häuslichkeit zu verlieren wagen. Die dichterischen Marianen und Philinen haben dich schon oft zu den Töchtern Thaliens hingezogen, in der süßen Hoffnung, das nun mit doppeltem Entzücken lebend vor dir zu sehen, was du mit unruhigem Vergnügen bisher nur gelesen hattest! Und was fand ich? Gott danken konnt' ich noch, daß meine schwärmerischen Gedanken noch nicht über die Lippen gekommen waren, und ich mich noch zur rechten Zeit ohne Scham und Auslachen zurückziehn konnte! Solche Dinge hielt ich mir vor, um mich in dem Gedanken zu stärken, daß es besser sei, nicht hinzugehn.

Ich wurde aber in meinen Selbstgesprächen gestört, durch eine Thüre, die sich vor mir aufmachte, daß ich

ganz erschreckt in dem hellen Lichte stand, das man mir entgegenhielt. Ich hatte, um jene Gedanken zu verfolgen, das Schauspiel verlassen, war einige Straßen auf- und abgegangen, und fand mich nun zu meinen Schrekken vor Eugeniens Wohnung, wo ich schon die Schelle gezogen hatte, ohne meine Gedanken in ihrer Richtung gehemmt zu haben. Ich verlachte im Stillen die stolze Anmaßung der Vernunft, war sehr zufrieden über die tolle Wendung, die nun doch gekommen war, und ging vergnügt die Treppe hinauf. Die Magd öffnete das Vorzimmer. Ich sah zwei holde Engelskinder vor mir spielen, das Mädchen lächelte mich mit muntern Augen an, während der Knabe schon seine Händchen an meinen Stock gelegt hatte. Mein Herz war gleich beruhigt durch die schönen Kinder. Die zweite Thür ging auf, ich hörte die günstige Antwort durch die Oeffnung, noch ehe mir sie die Anmelderin wiederholte, und trat nicht ohne geheime Beklommenheit zu Eugenien in's Zimmer.

Sie saß ruhig an einem kleinen Tisch, und nähte, sie begrüßte mich anmuthig, und hieß mich ihr gegenüber Platz nehmen. Ihre Umgebung war beruhigend, alles athmete eine stille Ordnung, das Zimmer war einfach aber mit einfacher Fülle verziert. Nirgends zeigte sich herumfahrendes Flitterwerk, nirgends vernachlässigte Bühnengeräthschaft. Sie besaß, was nur immer eine anmuthige Frau vergnügen kann; ein Kästchen mit ausgesuchten Kleinodien stand geöffnet auf dem Tische, die schönsten Ringe schmückten ihre Hände, die feinsten Spitzen lagen ausgebreitet auf dem Sopha, geschmackvolles Theegeräthe wurde hereingebracht, eine Fülle ausländischer Blumen prangte an den Fenstern, englische Kupferstiche

hingen an der Wand, und der schönste geschmackvollste Hausrath enthielt zugleich einen Schrank voll Bücher in den prächtigsten Bänden. In ihrem Anzug war etwas Eigenes von zierlicher Bescheidenheit, alles saß ihr gut und genau wie es sollte, der schönste Körperbau war sichtbar und verhüllt, ein hinreißender Anblick! Nach wenigen Worten schien unser Zusammensein schon eine lange Gewohnheit, sie war überaus gütig, ja so zuvorkommend mit vertraulichen Aeußerungen, daß ich ganz wie ein alter, vieljähriger Bekannter war, nnd mich nicht erinnere, jemals wieder ein so zufriedenes Behagen, eine so heimische Ruhe empfunden zu haben. Die Kinder kamen herein, und durch ihr vergnügtes, spielhaftes Anschmiegen erhielt unser Gespräch die munterste Bewegung, schwankend in willkommenen Störungen. Der tiefste Ernst wechselte mit kindischer Lust, und Eugenie und ich befanden uns dabei nicht schlimmer, als die Kinder, die außerordentlich zufrieden waren. Mir entfuhr dazwischen eine Redensart, die, sobald man sie mit Absicht gesprochen glaubte, einen dreisten Vorwitz auszudrücken schien; mich verdroß es ungemein, den Ausdruck gebraucht zu haben, der mir doch nie entschlüpft wäre, wenn meine Seele irgend ein Arg dabei gehabt hätte. Allein Eugenie befreite mich auf die liebenswürdigste Weise aus meiner Verlegenheit, indem sie meine Frage, die den Vater der schönen Kinder in Anregung brachte, mit der größten Gutmüthigkeit beantwortete, und durch die natürlichste Offenherzigkeit in fernere Fragen erweiterte. Sie schien vor mir kein Geheimniß haben zu wollen, und ich erfuhr an diesem Abend einen großen Theil ihrer Lebensgeschichte, deren Mittheilung in ihrem Munde einen

zauberischen Reiz hatte, und eine Gewalt der Wahrheit offenbarte, die nur Natur sein kann, oder wenn Kunst, die höchste und seltenste.

Ich erfuhr, daß sie von zarter Jugend an für die Bühne und auf derselben erzogen, und lange von den Launen des Zufalls herumgeworfen worden, schon ehe sich ihr Blüthenalter entwickelt habe. Dann sei aber mit sichtlichem Zunehmen ihre Schönheit aufgeblüht, und zu ihrem eignen Erstaunen ihre körperliche Erscheinung mit Glanz und Reiz je mehr und mehr überschüttet worden, so daß sie sich in die überraschende Anbetung und Bewerbung kaum habe finden können, wie denn auch der kümmerliche Zustand ihrer Eltern von dieser Zeit gänzlich aufgehört, und sie plötzlich in ungewohnter Sorglosigkeit und Fülle sich nicht zu lassen gewußt. Ein Jahr sei ihr auf diese Weise als die glücklichste Lebenszeit vergangen, wo ihr jeder Wunsch erfüllt gewesen, wo alle Schmeichelei und aller Beifall sie nur innerlich zufrieden und nicht eitel gemacht, sondern die Erhaltung ihres Wesens liebreich befördert habe. Mit den unschuldigsten, hinreißendsten Worten schilderte sie die frohe Jugend, sie schien sie noch nicht verloren zu haben, indem sie mit solcher sanften Wehmuth den Verlust derselben beklagte. Eine schnell aufgeschossene Leidenschaft zu einem Schauspieler habe ihr das erste Leid gebracht; über die Trennung von ihm, als der besorgte Vater ihn wegzugehen gezwungen, habe sie sich schrecklich abgehärmt, doch trockne die Jugend Thränen bald, und sie sei nach einiger Zeit einem Grafen geneigt geworden, der leidenschaftlich verliebt nicht eher geruht habe, als bis er durch die Ehe zu ihrem Besitz gelangt sei. Zwei Jahre habe dieses

Glück in stiller Verborgenheit gedauert, da hätte der Vater ihres Mannes das Geheimniß erfahren, sei in den fürchterlichsten Zorn ausgebrochen, und habe die Ehe durch erschlichene Urtheile als ungültig getrennt; seinem Sohn sei nur unter der Bedingung die Freiheit wiedergegeben, daß er sich um seine ehemalige Frau und Kinder nie bekümmere, sondern die Sorge für dieselben seinem Vater überlasse. Sie habe, da ihr Gemahl sich so schwach gezeigt, diese Bedingung einzugehn, in alles gewilligt, aber ihr Vater, der ein entschlossener Mann gewesen, habe mit äußerster Erbitterung gegen den Grafen einen Prozeß geführt, über dessen endlich doch schimpflichen Verlust er sich zu Tode gegrämt. Seitdem lebe sie wieder bei der Bühne, wo sie der angebotenen Unterstützung nicht bedürfe, und ihr unglückliches Schicksal durch das Glück, das sie in ihren Kindern empfinde, täglich mehr vergesse. Sie küßte das Mädchen, das auf ihrem Schoße eingeschlafen war, dann sah sie mich mit einem Blicke der sanftmüthigsten Ergebung an, und lächelte freundlich durch die Thränen, die ihr in die Augen gedrungen waren.

Nicht leicht hat eine Mittheilung mich so tief ergriffen, wie diese; meine Augen konnten meine Rührung nicht verbergen; die schöne Unschuld, die menschliche Wahrheit, und die von solchen Stürmen doch nicht allzu erschütterte Ruhe, mit der sie so einfach als anmuthig diese Geschichte erzählt hatte, waren unwiderstehliche Zauberkräfte, denen jedes fühlende Herz hätte erliegen müssen. Ich war ihr unaussprechlich gut, niemals hatte ich solche Anmuth gesehen; ja in der höchsten Gluth meiner vorigen Leidenschaft hätte ich Eugeniens Anmuth, wenn sie mir damals begegnet wäre, meiner Einsicht nach hoch

über die des angebeteten Gegenstandes setzen müssen, obgleich für mein Herz ohne Wirkung!

Ich wiederholte meine Besuche nun öfters, und fand mich mehr und mehr angezogen, so daß ich in kurzem die ganze Einrichtung meiner Stunden, deren man sich in einer solchen Zeit der Lebenslust an einem solchen Orte so leicht durch Zerstreuung beraubt sieht, lediglich auf diese Abendbesuche bezog, und auch abwesend alle meine Gedanken mit den Bildern von jenen erfüllte. Bald fand ich Eugenien allein, bald traf ich sie in Gesellschaft von andern Personen, die mir nicht immer gefielen, ja wohl gar oft beschwerlich wurden, allein sie schienen meist in einer Art von Untergebenheit gegen Eugenien zu stehen, und manche, wie besonders einige ihrer Kunstgenossen, waren, wie ich gewiß wußte, hülfsbedürftig, und fanden bei ihrer edlen Großmuth eine willkommene Zuflucht. Unter diesen Umständen konnte meine bessere Menschlichkeit nicht anders als den aufwallenden Unwillen und die böse Laune, die mir der Anblick solcher Umgebung unwillkürlich bereitete, geflissentlich unterdrücken wollen, und dies gelang um so mehr, als Eugeniens Heiterkeit mir inmitten dieser Leute ungleich freundlicher und ausdrücklicher entgegenkam, als wenn wir allein waren. Unsre persönliche Nähe und Vertraulichkeit wuchs seltsamerweise in eben dem Grade unter dem Zwange fremder Gegenwart, als in der Freiheit des Alleinseins die geistige Mittheilung an innerem Vertrauen und Gehalt zunahm. Dieses letztere öfter zu genießen, gab bald der güstnige Umstand Gelegenheit, daß ich die Erlaubniß, ich weiß nicht, ob mehr erhielt, oder nahm, länger zu verweilen,

als die Uebrigen, ein vielsagendes Vorrecht der Häuslichkeit, das meinem Sinn ungemein schmeichelte.

Mein glückliches Verhältniß vereinigte solchergestalt die bequeme, wohlzufriedene Behaglichkeit, zu der das Leben in spätern Jahren immer begehrender hinneigt, mit jenem feurigen Drange der Jugend, die mit rastloser Gluth fortarbeitet, und deren schönes Bewegen ich mehr noch vor mir sah, als in mir fühlte. Die heitre junge Frau schien mir sehr wohlgesinnt zu sein, und ohne irgend eine leidenschaftliche Regung an mir ein zärtliches Gefallen zu finden; ich meinerseits gab mich ohne Rückhalt der angenehmen Erwärmung hin, die in flammende Hitze gesteigert zu sehen mich nur erschreckt hätte. Wenn ich gegenwärtig über diesen Zustand nachdenke, so muß ich ihn ernstlich verdammen als eine arglistige Beschleichung, die von den edelsten und schönsten Gebilden der Menschheit den untergeschobenen Wechselbalg schwächlicher und matter Gefühle möchte hegen und pflegen lassen. Das langsame, müde Herz will mit seinen von der ersten tapfern That zerrüttet heimgekehrten Kräften, die dem heißen Kampfe feig entsagen, den Preis und das Glück des Siegs, ohne diesen, wenn auch nur in Scheinbildern dennoch zu gewinnen suchen, und die weichliche Empfindung bequemer Anhänglichkeit, gewohnheitsüßen Umganges, eingebildeter, dem Bedürfniß entsprechender Erfahrungsreife, stellt sich mit ihrem Alltäglichen an den Platz, wo das kräftige Herz mit unverzagter Entscheidung das Außerordentliche eines höhern Geschicks in Glück oder Unglück fordert, und seine jugendlichen Flammen, mit naturfreudiger Wahrheit an diese Forderung setzt. Es ist nichts mit den zärtlichen Freundschaften, die sich

alle Wärme der Gedanken und den Reiz des möglichen Gefühls erlauben, und daneben gewisse angenommene Uebereinkünfte als ursprüngliche Begränzungen desselben setzen möchten; das Beste ist alsdann, wenn die Natur durch die Sinne ihre Freiheit zurückfordert, und die Vorsätze zerstört; aber auch dann wird ein unangenehmes Zerfallen des ganzen Verhältnisses kaum zu vermeiden sein! Ich liebte Eugenien wahrhaftig nicht, aber sie gefiel mir, und mit dem, was ich übrigens war, mit meinem ganzen Geiste, mit allem Reichthum nachahmender Erinnerung schmückte ich dieses Gefallen aus, wir hätten ein Bild gemächlicher, ehelicher Liebe, die ihre Sicherheit mit jedem sittlichen Schein fester begründen will, ganz füglich darstellen können. —

Schon damals wurde ich in manchen Augenblicken aufmerksam, und mein Benehmen zog sich alsdann strenger zusammen, aber die unaussprechliche Anmuth, die unwiderstehliche Lieblichkeit und die einnehmende Güte der schönen Frau rissen mich immer auf's neue in andere Kreise, wo mich bald genug ein Taumel faßte, den ich tief bereuen sollte. Mein Betragen wurde nach und nach erregter, persönlicher, in unscheinbaren, gleichgültigen Handlungen bildete sich oft ein wärmerer Antrieb ab, als gewöhnliche Empfindung solchen Dingen zu geben pflegt, und meine lebhafte Einbildungskraft veranlaßte mich bisweilen zu Aeußerungen, die nur aus höchst erregtem Herzen schienen hervorgehen zu können. Folgende Erinnerungen sind mir aus einem Gespräch geblieben, das in dieser Rücksicht bedeutend mitwirkte.

Es war spät am Abend, die Gesellschaft hatte sich entfernt, und auch die Kinder schliefen längst, Eugenie

saß in stillem Nachdenken neben mir, und sprach endlich von dem Schicksal einer Bekannten, die durch Liebe unglücklich geworden. Es drängte sich uns die Betrachtung auf, daß im Grunde nur so äußerst wenige Menschen von der Liebe, im höchsten Sinne, wüßten, und nach einigen näher führenden Wendungen fragte ich zutraulich, ob sie denn so lieben könne, wie eben bestimmt worden, daß Liebe sei? — „Ich habe mir es eingebildet", erwiederte sie lächelnd, „doch seitdem ich Kinder habe, scheint es mir unmöglich, wenigstens steht eine Liebe als Leidenschaft außerhalb meines Kreises." — Aber es giebt auch neben der Leidenschaft, entgegnete ich, schöne, reiche Liebesverhältnisse, und ich schilderte lebhaft die klare und verständige Vereinigung, die man mit heitrer Lebenseinsicht schließe, und besonnen behaupte zu beiderseitigem Glück. — Sie meinte, es bleibe nur schön, und bringe nur Glück, so lange es klar sei, das daure aber selten lange. Sie fügte hinzu, ein Mann, der sie nicht liebe, könne auch nicht ihr Freund sein; denn das Wohlgefallen sei das erste, die Achtung nur das zweite, sie wolle sich lieber auf das erstere verlassen, doch sei das andre auch recht gut. — „So hätte ich ja eben einen recht glücklichen Ausdruck von Ihnen gehört", rief ich aus, „Eugenie! wie sehr Sie mir gefallen, das haben Sie tausendmal gehört, aber jetzt lassen Sie mich noch fragen, ob ich auch Ihnen gefalle?" Ich bog mich zu ihr hinüber, sie blickte auf, sah mich eine Weile gelassen an, und blickte dann wieder ruhig vor sich nieder, indem sie sagte, ich mißfiele ihr nicht. — Nach einigem Weitersprechen von beiden Seiten fragte ich sie ferner, ob ich nicht auch ihre Achtung besäße? Sie erwiederte, aber diesmal ohne aufzu-

blicken, sie glaube, ich sei derselben werth. — „Und so geht mir denn", fuhr ich begeistert fort, „keine Eigenschaft ab, Ihr Freund zu sein?" — „Vielleicht nicht", erwiederte sie; ich fragte rascher: „warum nur vielleicht? warum nicht gewiß?" — „Nun denn, also auch gewiß!" gab sie mir zur Antwort, und sah mich dabei so seltsam vergnügt und freundlich an, daß ich beinahe in Verwirrung gerieth. Ich bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen und sagte mit inniger Bewegung: „Ich bin Ihr Freund, ich bin es auch ohne Ihr theilnehmendes Wollen, doch, wenn mich nicht alles täuscht, auch bald mit diesem! Ich weiß es, welch ein Werth der Zeit gebührt, ich verkenne nicht, wie gefährlich es bleibt, sie zu übereilen: aber soll ich denn thun, als ob die Gewißheit, die ich habe, daß Sie jetzt mich anerkennen würden als Freund, wenn ich Sie schon vor einem Jahre kennen gelernt hätte, als ob das Bewußtsein, daß es so sein wird nach einem Jahre, nicht vorhanden wäre in mir? darf nicht durch diese Einsicht, die mir die schönste Entwickelung unserer schönen Bekanntschaft verspricht, die Gegenwart mit Recht der Zukunft vorgreifen?" — Während meiner Rede war Eugenie aufgestanden, und nachdem sie aufmerksam zugehört und in einem nachdenklichen Schweigen eine kleine Stille abgewartet hatte, sagte sie mit nachdrücklichem Ernst folgende Worte: „Ich überlasse es gern Ihrem Gefühl, wie früh oder spät Sie sich meinen Freund nennen wollen, wenn Sie nur eben so freies Walten meinem Gefühl erlauben, und nicht vermeinen, ich müsse eben so schnell mich für Ihre Freundin erklären; wie Ihnen das Zurückhalten, so wäre mir das Vorauseilen unangenehm, und machte dadurch vielleicht unmöglich, was in der ruhigen Ordnung natürlicher

Folgen wohl von selbst entstehen wird. Denn wie könnt' ich es läugnen, daß Sie mir vor vielen ausgezeichnet und werth erscheinen, daß ich so mit Ihnen rede, beweist es genug!" — Hiemit sagte sie mir freundlich gute Nacht, drückte mir die zarte Hand zum Kuß an die Lippen, und verschwand meinen sehnsüchtigen Augen, die ihr noch lange mit staunender Freude nachsahen. Niemals hatte ich einen solchen Eindruck von ihr empfangen, wie an diesem Abende, wo ihr schönes, in mildem Ernste schwebendes Gesicht von einem geistigen Hauche erhöht und erfrischt war, und ihre letzten Worte die Gränze dessen, was ich ihr an lebendiger Einsicht möglich geglaubt, weit überschritten hatten.

Wenn mein Gefühl beim Nachhausegehen nicht unbedingte Bewunderung war, so lag dies bloß in dem heimlichen, tieferen und unwiderstehlichern Reize, den die flüchtige Berührung ihrer Fingerspitzen meinen Nerven mitgetheilt hatte. Die Stimme des Verlangens tönte leise in meinem Innern herauf, in hundert unwillkürlichen Bildern flogen die persönlichen Hoffnungen verstohlen durch meine Seele, die zu gleicher Zeit mit begeisterter Andacht sich die heiligen Vorsätze und edlen Entsagungen, welche eine höhere Einbildungskraft mit Stolz darbot, gern gefallen ließ. In dem Taumel erglühter Wellen, die wechselnd meine Brust erfüllten, ging ich noch lange durch die schneebedeckten, nächtlichen Straßen umher, bis mich die kältere Luft des nahenden Morgens, an den schon die Glockenschläge vom Stephansthurme herab mich vergebens gemahnt hatten, endlich nach Hause trieb, wo ich unter lieben Bildern einschlief.

Am andern Tage konnt' ich gleichwohl nicht unterlassen, über die gespannte Stimmung zu lächeln, die mich an Jahren schon Gereiften in die Schritte früher Jugend zurückgeführt hatte, wo ich als ein glücklicher Jüngling unter träumerischen Bäumen manche Nacht hindurch schlaflos herumgewandert war. Ich gebot mir mit allem Ernste, vernünftig zu sein, und Verstand und Klugheit dem unbesonnenen Uebertreiben entgegen zu stellen, dem ich so leicht unterworfen war. Allein indem ich mich dergestalt auf die strenge Vernunft beschränkt glaubte, vergönnte ich meinen verworrenen Gefühlen unter dieser beruhigenden Außenseite ein nur desto freieres und gefährlicheres Spiel, nnd gerade das, was ich damit hatte verbannen wollen, versteckte sich darin um so sicherer. Eugenie stand mir näher seit dieser Zeit, mein Betragen wurde inniger, und meine Freundschaft beinahe zärtlich; ein warmer Hauch wehte meinem Sinn entgegen, die liebenswürdigste Anmuth bewegte sich vor ihm, kein Wunder, daß er davon ergriffen wurde. Aber gleichwohl war es nichts weniger, als Liebe, was ich empfand, ich hatte so ungleich Höheres und Mächtigeres empfunden, als daß mir mein jetziges Gefühl dieses Namens würdig geschienen hätte, und doch war es eben so wenig ein bloßes Aufwallen erregter Sinne, denn es verhielt sich durchaus in den Kreisen der Seele, aber vielleicht in denen, die den Sinnen am meisten entsprechen mögen. Wie dem auch gewesen sein mag, genug, mein Betragen verrieth immer zu viel Wärme und Zudringen, als daß es nicht den Schein einer Leidenschaft hätte begründen sollen. Nur glaubte ich Eugenien vor diesem Schein hinlänglich bewahrt; meine rückhaltlosen Bekenntnisse, das zunehmende Vertrauen, mit welchem

jede meiner geheimsten Regungen sich gegen sie äußerte, und die überlegte, abrechnende Besonnenheit, die sie bei den zartesten Erörterungen in meinem Geiste gewahr zu werden bekannte, hätten ihre Ansicht im Klaren erhalten, und ihr Gemüth, das auch seinerseits mit großer Ruhe sich frei mittheilte, keinen Anstoß nehmen lassen sollen, wenn mein lebhafteres Ergreifen zufälliger Aeußerlichkeiten neben jener innern Besonnenheit, ohne sie zu stören, herging.

Die gute Meinung, die ich eben so überrascht als bereitwillig von Eugeniens Verstand gefaßt hatte, konnte freilich nicht in ein ruhiges Geleis kommen, sondern zeigte sich absatzweise, indem häufig neben den geistigen Aeußerungen, die meine Erwartung im Guten überstiegen, plötzlich querfeldein solche hervorsproßten, die weit unter dem waren, was man von gewöhnlichen Menschen fordern darf. Ich kann nicht sagen, welch peinliches Mißbehagen, welche aufgeregte Unruhe mich überfiel, so oft meine Bewunderung, die sich gern unaufhaltsam in dieser Richtung fortbewegt hätte, an solchen Hemmungen stockte, und in irrem Zweifel nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte. Fand sich ihr Kopf wieder etwas zurecht, so machte ihre Anmuth alles wieder gut, und es war, als sei nichts geschehn, aber bisweilen beharrte sie mit Eigensinn auf unwürdigen Irrthümern, die mir bei ihren übrigen Eigenschaften unbegreiflich waren. Denn sie hatte große Fähigkeit des Auffassens, und ein Gedächtniß, das desto geschickter das Gute bewahrte, je weniger ihm bisher geboten worden war; sie war aufmerksam auf jeden Unterricht, und desselben eben so werth, als bedürftig.

Mir blieb nicht lange verborgen, daß alles, was von ihr ausging, eigentlich Laune war, die auf und ab wogte, und bald dieses, bald jenes mit sich führte, das aber immer anmuthig erschien, und durch seinen nichtigen Gehalt schon sehr auffallen mußte, um die Freude an der lieblichen Form zu zerstören. So war sie denn launenhaft geistreich, und dabei von einer so stillen Ruhe, daß man es für einen immerwährenden Zustand halten konnte, und auf gleiche Weise erschien sie aus Laune dumm, ohne es in der That zu sein. Ich sah ein, daß dieses Schwanken und Schweben, Steigen und Fallen, Treffen und Verfehlen, im Grunde ein sehr oft vorkommender Zustand sei, dessen sich die meisten Menschen, jedoch vermittelst einigen empfangenen Unterrichts, der sondern und verstecken hilft, mit Glück erwehren, wobei denn aber oft mit dem Schlimmen durch leichte Verwechselung auch das Gute unterdrückt wird.

Durch diese Erklärung beruhigte ich mich zwar für mein eignes Bewußtsein hinlänglich, aber für die Andern, denen Eugenie in meiner Gegenwart bisweilen die unverzeihlichsten Blößen gab, überfiel mich jedesmal das peinlichste Schauern, die unseligste Ungeduld. Am meisten geschah dies bei Gelegenheit der Gespräche, welche die darstellende Kunst, Schauspiele und überhaupt die Bühne betrafen; das verbissene Lächeln, welches ich wohl zuweilen bemerkte, wenn sie bei Dingen, die man nur einfach gehört zu haben braucht, um nicht zu fehlen, die auffallendsten Mißgriffe that und Verwechselungen vornahm, brachte mich fast zur Verzweiflung, und es half kein Vorbeugen, kein Ablenken, womit ich ihr zu Hülfe zu kommen suchte. Zum Glück verlangten die andern

Leute, meist gute Wiener, die sich in ihrer Behaglichkeit über geistige Begriffe wenig Rechenschaft zu geben pflegen, bei weitem nicht so viel, als ich selbst, der ich lebhaftere Geistesregsamkeit, die mir als einem Reichsländer, oder, wie man in Wien sagt, als einem Reicher, zu gute kam, durch mancherlei Arbeiten geschärft, und schon oft siegend dargethan hatte, daß ich Reinhold und Fichte gehört, obschon von ihren Sätzen mir nichts mehr erinnerlich war. Das gerade Gegentheil von Eugenien war in dieser Rücksicht Therese, die eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, und in dem Gebiete ihrer Kunst wie in den verwandten Kreisen der Dichtkunst und Musik schöne Einsichten besaß, denen überall ein geübter Verstand Anwendung und heitres Leben gab. Sie wußte mit festen Gedanken die Rollen, welche sie zu spielen hatte, zu durchdringen, und mit bewußter Ueberlegung die Mannigfaltigkeit als Einheit festzuhalten, wodurch denn ihr heitres, bewegliches Spiel, das im Einzelnen gern augenblicklichem Gefühl folgte, in seiner Natürlichkeit nur desto schöner wurde. Wahr ist es, Eugenie machte den größten Eindruck auf das Publikum, und wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen, so oft sie auftrat; allein dies geschah auch dann, wenn sie die ganze Bedeutung ihrer Rolle offenbar verfehlt, Auftritte falsch genommen, Verse unrichtig hergesagt, ergreifende und wichtige Stellen untergeordnet, Zufälliges hervorgehoben, und so nicht selten ein schönes Kunstwerk verzerrt, statt dessen aber freilich alle ihre Anmuth und persönliche Liebenswürdigkeit glücklich vorgetragen hatte, daß die entzückten Zuschauer eines über dem andern vergaßen: wie müßte erst ihre Erscheinung herrlich sein, dachte ich oft, wenn ihre Kunstgaben

denen, mit welchen sie die Natur so reichlich schmückte, nicht mehr in den Weg träten, sondern sie vielmehr erhöhten!

Ich wagte es, mit ihr darüber zu sprechen, und war eben so verwundert als gerührt, sie von dem Erfolg ihrer Vorstellungen als von etwas reden zu hören, das sie verlegen mache und beschäme; ihre Bescheidenheit stand bereitwillig von dem Anspruch ab, zu welchem die Stimme des Publikums sie berechtigen konnte, und sie kam mit Aufzählung dessen, was ihr zur guten Schauspielerin fehle, so unumwunden meinen leisen Bemerkungen entgegen, daß ich ihr nicht anders als mit wahrer Verehrung zuhören konnte, und die Freiheit bewunderte, die ihr sonst so befangenes Urtheil in einem Gegenstande behauptete, der gewöhnlich die meiste Befangenheit erzeugt. Dieses Benehmen war einzig sanft und liebenswürdig, ja in Rücksicht der Seltenheit solcher freien Geständnisse, im Allgemeinen, und in Betracht der besonderen Umstände, die diesen Fall noch mehr auszeichneten, wohl groß zu nennen, denn welche Kraft gehört nicht dazu, dasjenige, was man als ein Erstrebtes besitzt und strebend zu erhalten wünscht, was niemand anzutasten wagt, sich selber abzusprechen? Gleich mußt' ich mir meine schwankende Meinung von ihr auf's härteste verweisen, indem ich ihr in Gedanken Abbitte that für jedes allzuschnelle Urtheil, das ich über ihre Seeleneigenschaften früher gefällt, ich begriff nicht, wo meine Sinne gewesen sein mochten, als sie einen ungünstigen Eindruck von ihr in meine Seele gebracht, und wollte mir durchaus nicht verzeihen, solch ein Unrecht begangen zu haben. Ich war im innersten Herzen gerührt, und fühlte mich

gedrängt, ihr einen Ersatz, den ich als Schuld ansah, dafür zu geben, und sie durch recht viel Liebes und Gutes für das, was sie unbewußt erlitten, schadlos zu halten.

In diesem Gefühl ergriff ich jede Erinnerung, die mir von ihrem angenehmen Spiel in der Seele lag, um ihr aus dem Lobe, das sich mit Wahrheit daran knüpfen ließ, einen Kranz zu winden, der sie für das Tadelhafte desto schöner trösten sollte, als ersteres von mir, dies aber nur von ihr ausgesprochen war. Die günstigen Augenblicke ihrer Darstellungen, die wirklich glücklichen Seiten ihrer Gaben wußt' ich ihr angenehm zusammen zu stellen, mein Gedächtniß versagte mir diesmal nichts, und meine Beredsamkeit lieferte ein kleines Meisterstück von Lobrede, die den erfreulichsten Eindruck hervorbrachte, und doppelt wirkte durch den guten Willen, den sie, auch wenn es nur schmeichlerische Einbildung gewesen wäre, anzeigen mußte, und durch die Kraft der Wahrheit, die doch, wie nicht zu läugnen war, überall zum Grunde lag. Sie war auf eine liebreiche Art, die ihr sehr wohl anstand, dankbar für die gelungene Bemühung, ein von ihr selbst so herabgesetztes Talent wieder zu Ehren zu bringen, und sie fand leicht und schnell tausend Wege, ihr Wohlwollen empfinden zu lassen; ich wurde unaussprechlich entzückt von allem Freundlichen, das sie mir sagte, von allem Angenehmen, das sie mir erwies, und eine überströmende Fröhlichkeit bemächtigte sich meines ganzen Wesens.

Das Gespräch über die Bühne, über jeden fremden Gegenstand, konnte meiner Innigkeit nicht mehr genügen, und mein Herz drängte sich zärtlich heran, um mit

seinen lebendigen Kräften jene todten Ueberlegungen zu ersetzen, ich mochte nur von dem reden, was zwischen uns obwaltete, von der Schönheit unseres Zusammenseins, von der nächsten, uns betreffenden Gegenwart, von diesem Abend. Und doch war mein Gemüth so sanft und lenksam, daß es wieder leicht und gern in die verlassene Bahn zurückkehrte, als Eugenie die Gegenstände, denen sie größere Aufmerksamkeit schenkte, als unserer Neigung, nicht wollte fahren lassen. Wie rein und unbefangen ich mich der heitren Lenkung überließ, mag das bezeugen, daß ich arglos über Theresen meine wahre Gesinnung äußerte, und auf Eugeniens listige, schon im voraus Schadenfreude verrathende Fragen, in unverhohlenen Lobströmen antwortete, die um so unschuldiger waren, als sie nach Richtungen gingen, die mit dem Eugenien zugetheilten Lobe in keine Berührung kamen. Unglücklicherweise war ich zu sehr von meiner freudigen Empfindung hingerissen, als daß ich sogleich gewahr geworden wäre, wie meine Ergüsse aufgenommen wurden. Erst als ich ganz zu Ende gesprochen, und mit so vielen Gründen Theresens Vortrefflichkeit dargethan hatte, daß ich selber nichts mehr davon umstürzen konnte, bemerkte ich die Veränderung, die mit Eugenien vorgegangen war. Sie war blaß geworden, ihre Augen drückten verdrießliche Langeweile aus, der Mund hatte sich in spöttischen Widerwillen verzogen, und die behende Geschäftigkeit ihrer Hände war in ein nachlässiges Spiel mit einem Hündchen verwandelt, das sie auf den Schoß genommen hatte; den Kopf ließ sie matt zurücksinken, und gönnte mir kaum noch einen unfreundlichen Blick. Ums Himmelswillen, Eugenie! rief ich aus, indem ich vom Stuhl

aufsprang, was ist Ihnen? noch nicht ahndend, daß ich durch mein unvorsichtiges Reden diese Veränderung angerichtet; sie war aber, als ich mich um sie bemühte und theilnehmend bewies, so kalt, so herb und kurz in ihren Antworten, und so entschieden in ihrem Ablehnen meiner Theilnahme, daß sie jeden Gedanken, als sei ihr nicht wohl, entfernte, und mich durch ein paar hingeworfene bittere Silben doch zu früh über den Grund ihrer heftigen Veestimmung zu meinem größten Erstaunen aufklärte. Mir schien unmöglich, daß diese Empfindlichkeit über ein gerechtes Lob mit solch harter Selbstverläugnung in Einem Gemüth vereinigt sein könnte.

Alle Vorstellungen verwirrten sich in mir, ich wußte nicht wie mir geschehen war, und stand in staunender Verwunderung verlegen vor ihr, wie vor einem Räthsel, das mit abentheuerlichem Widerspruch den Geist betäubt. Sie sah mich stehen, und kümmerte sich so wenig um mein Erstaunen, wie vorher um meine Bemühung, und streichelte gleichgültig ihren Hund, der mich wegen des plötzlichen Aufspringens noch knurrend im Auge hatte. Diese äußere und die innere Betrachtung des gewaltigen Absprunges, den mein Urtheil in so kurzer Zeit hatte machen müssen, führte mich leise durch die Lächerlichkeit meines erschrockenen Zustandes zur Besonnenheit zurück, und indem ich für den Augenblick die Sache leichter nahm, und herzhafter behandelte, als mir später möglich war, suchte ich alle Quellen des Gesprächs zu eröffnen, um der tief Beleidigten versöhnende Eindrücke zuzuströmen, was mir auch endlich in so weit gelang, daß sie, nach einigen heftigen und eifersüchtigen Ausbrüchen gegen ihre Nebenbuhlerin, meinen Verstand und mein Urtheil

bitter angriff, und sich in höhnendem Scherz auf eine Art ausließ, die den Streit wirklich erschöpfte. Mich traf das alles aber keineswegs tief, und ich begreife nicht, wie so mich ihr Zürnen nicht mehr ängstigte, da mir doch an ihrer Gunst so unendlich gelegen war; aber sei es nun, daß das Launenhafte zu sichtbar darin vorwaltete, oder daß die Wahrheit dessen, was ich gesagt hatte, noch zu lebendig in mir war, genug, die ganze verdrießliche Wendung ertrug ich mit ziemlich munterer Standhaftigkeit, und ließ mir die Zeichen ihrer ungerechten Feindschaft viel weniger zu Herzen gehen, als nachher in der Erinnerung geschah. Sie hatte hierüber auf's neue Verdruß, verhehlte nicht den Grund ihres Aergers, warf mir Mangel an Theilnahme und Gefühllosigkeit in eben dem Maße vor, als sie vorhin mir Befangenheit des Urtheils und schiefe Ansicht Schuld gegeben hatte, klagte über Kopfweh, sagte sie fühle sich schläfrig, sie wisse nicht ob sie mich morgen würde sehen können, trieb mich zum Weggehen, und hielt mich gleichwohl noch eine geraume Zeit auf. Als ich sie verließ, schien sie auf dem besten Wege sich zu beruhigen, und es kam mir vor, als sei sie weniger gegen mich aufgebracht, als überhaupt unzufrieden und verstimmt.

Ich hatte nun Zeit zu allen möglichen Betrachtungen, zu denen mich die wechselnden Erscheinungen eines so sonderbaren Gemüths aufforderten, und mit denen ich einen großen Theil der Nacht beschäftigt blieb. Bald mußte ich die Kleinheit und Schwäche tadeln, welche in dieser unverständigen Eifersucht lag, bald wieder zog mich die freie Leidenschaftlichkeit an, die so gewaltsam hervorbrechen ließ, was man sonst sorgfältig zu verstecken

pflegt; in dem Unverstande selbst, der sich anmaßte, mich gebieterisch zu lenken, wirkte ein geheimer Reiz, der mich tief durchdrang. Mit welchem Rechte, fragte ich, mag Eugenie sich einbilden, wie käme sie nur auf die Forderung, daß ich den Geisteszwang gehässiger Laune ertragen würde, könnte ihr das je einfallen, wenn nicht ihr Herz den größten Antheil für mich, in seinen Tiefen so viel Gutes bewahrt fühlte, daß es ein vorausgenossener Ersatz, eine übergroße Vergeltung für jene Ungebühr dünken kann? In der That, was ist liebenswürdiger, als ein Unwillen, der Ansprüche als bestimmt voraussetzt, die man früher eben so sehr wünschte, als bezweifelte? War ich durch solche Gedanken bald in meinem Innern zufrieden gestellt über das, was mich bei der Sache persönlich betraf, so gewann ich nun auch leicht bei meinem Geiste, sein Mißfallen und seine Forderungen diesmal nicht so genau zu nehmen, sondern in Gottes Namen alle Thorheiten, die mir solche Gunst brächten, geschehen zu lassen! Die ganze Liebesanmuth Eugeniens trat in immer helleres Licht, und durch die seltsame Verwickelung der Bilder fand sich mein Herz durch einen Vorfall, der so manche Täuschung zu haben schien, nur mehr und mehr von ihr eingenommen.

Das Schwierigste jedoch blieb nun noch zu thun übrig, ich mußte sie versöhnen, und auch in ihr die Stimmung zurückführen, deren ich mich auf's neue erfreute; dieses schien aber desto schwerer, als die Leichtfertigkeit, mit der ich ihren Vorwürfen zugehört hatte, alles verdorben haben konnte; um so eifriger mußt' ich mich jetzt bezeigen, um so gerührter und reuiger, und so eilt' ich denn, mit diesen Gefühlen, die mir ernst genug

wurden, am folgenden Vormittage zu ihr. Sie sei ausgegangen, hieß es, und werde wohl bald wiederkommen. Daß sie also nicht unpäßlich sei, und die gestrige Aufreizung keine nachtheiligen Folgen für sie gehabt, erfuhr ich dadurch wohl zu meiner Beruhigung, aber, so sehr ich mich auch deßhalb geängstigt hatte, jetzt hätte ich ihr lieber ein kleines Kopfweh gewünscht, als sie so zu verfehlen. Das Mädchen, schon gewöhnt mich als einen Hausgenossen zu betrachten, wollte mir das Zimmer öffnen, um die Rückkunft Eugeniens abzuwarten, allein meine Ungeduld ließ mich nicht ruhen, ich rannte fort, und versprach in einer Stunde wiederzukommen. Ich beschloß einen Spazirgang auf der Bastei zu machen, wo die freie Aussicht nach den im Kreise herum aufgethürmten Vorstädten, und die vom Lande frisch heranströmende Luft, meine beklommene Brust erleichtern sollten. Die Sonne schien prächtig auf den hohen Schnee herab, der Himmel war rein, nur die Ferne schwebte in glänzenden Nebeln. Eine große Anzahl Spazirgänger eilte schon durcheinander hin, und nahm mit jedem Augenblicke zu, so daß ich bei der kaiserlichen Burg, wo der Zusammenfluß am größten ist, aus dem Gedränge hinweg und einen einsamern Theil des Walles zu suchen ging.

Kaum war ich eine Strecke fortgeschritten, als ich zwei Frauenzimmer daherkommen sah, und meinen Augen nicht trauen wollte, die Theresen und Eugenien in ihnen zu erkennen glaubten. Das fremdartigste Erstaunen hemmte meinen Schritt, ich blieb verwundert stehen, und indem ich noch ungewiß überlegte, ob sie es wären, wurden mir alle Zweifel benommen durch die lachende Anrede Euge-

niens, der das überraschte und verlegene Wesen, womit ich sie, nachdem ich sie endlich erkannt, begrüßte, noch lange zur Belustigung diente. Therese, die von meiner innern Bewegung keinen Grund wußte, lachte mit, und fragte, was denn Außerordentliches an unserm Begegnen sei? Eugenie, der in diesem Augenblick das gestrige Gespräch einfallen mochte, ward über und über roth, ein Feuer, das sich meinem Gesichte sogleich mittheilte, und Therese, die uns beide so plötzlich erröthen sah, wurde gleichfalls roth, so daß wir seltsam genug alle drei denselben Zustand äußerten und gewahr wurden. Ich mußte nun mit umkehren, und die vielen Menschen, die uns entgegenkamen und störten, ließen glücklicherweise kein Gespräch zu, in welchem meine Verlegenheit sich unfehlbar offenbart hätte, denn die Dinge, die ich vorgehen sah, hörten nicht auf mich zu verwirren. Ich wußte nicht, wie ich Eugeniens Munterkeit, die keinen Groll im Hintergrunde zeigte, zu nehmen habe, denn ich konnte keinen Grund ersinnen, der sie heute so innig versöhnt mit derjenigen spaziren gehen ließ, durch deren bloße Erwähnung sie noch gestern so feindselig angeregt wurde. Therese machte mir freundliche Vorwürfe, daß ich sie so lange nicht besucht, und auch im Schauspiel fast gar nicht mehr zu sehn sei; sie habe geglaubt, ich sei krank, oder vielleicht nicht mehr in Wien, bis ihr heute auf der Probe, von der sie eben herkämen, Eugenie gesagt, o ich sei noch gar sehr hier, denn ich habe sie gestern erst tüchtig geärgert. Das geht doch zu weit, dachte ich, also mit gutem Bewußtsein übt sie diese Freundlichkeit, und hat wohl gar des Gegenstandes erwähnt, über den wir gesprochen? Ist das angelegte, weitaussehende Verstellung,

oder unbegreiflicher Leichtsinn? Therese fragte darauf näher, wie so mir es denn eingefallen wäre, eine so schöne Frau zu ärgern, und als meine Antworten schwankende Wendungen suchten und gerade im Gegentheil unwillkürlich die allertrefflichsten fanden, wollte Eugenie gar nicht wieder aufhören zu lachen, und trieb ihre ausgelassenen Tollheiten fort, bis wir vor ihrem Hause standen, wo wir uns trennen mußten. Ich verbeugte mich gegen Theresen, und wollte Eugenien hinaufbegleiten, sehr begierig Aufschluß über ihr sonderbar wechselndes Betragen zu erhalten; allein sie drängte mich eiligst zurück, und bestand darauf, daß ich vorher Theresen als ein artiger Herr nach Hause bringen müsse, und dann wiederkommen könne, worauf sie unter vielem Lachen, indem sie auf allerlei Scherzreden zurückkam, und immer noch etwas Launiges zu sagen hatte, Abschied nahm.

Dieser Wankelmuth, der mit leidenschaftlichem Streben von einem Aeußersten zum andern sprang, fing an mich im Innersten zu empören, und es gehörte die verständige, anregende und sanfte Unterhaltung Theresens dazu, um mich nach und nach wieder in eine Stimmung zu versetzen, die mir möglich machen konnte, zu Eugenien zurückzukehren. Therese sprach von dieser mit großer Uebersicht, und obgleich ihr Urtheil nichts weniger als günstig war, sondern den Geist und das Herz der launenhaften Frau sehr gering anschlug, indem sie ihr die kälteste Eitelkeit, und unerfreulichste Gefallsucht Schuld gab, so trug sie dieses doch mit solcher Milde und so unabsichtlich vor, daß es mein Gefühl weniger verletzte, als meinen Verstand zur Untersuchung zwang. Ich lächelte über eine Beschuldigung, die mir nur allzusehr

zeigte, daß Therese meine anmuthige Freundin wohl niemals in solch glücklichen Augenblicken gesehen habe, als mir zu Theil geworden waren, und für die tiefe Wahrhaftigkeit, das reine Erglühn und die stille Frömmigkeit ihrer Seele Bürgschaft leisteten, der bisher durch ihr unbegreifliches Betragen wohl widersprochen worden war, die aber doch nicht aufgehoben werden konnte. Dagegen schien Therese wieder über die Einfalt meines frommen Glaubens zu lächeln, und sich über die Verblendung zu verwundern, in welcher mir Dinge als herrlich vorkommen konnten, die sie mit gesunden Augen anders ansah. Sie lachte, als ich ihr versicherte, man müsse Eugenien ganz kennen, und alles von ihr, wie ich, aus ihrem Munde wissen, um ihren Werth zu erkennen. „Und was wissen Sie denn?" fragte sie lebhaft, „doch wohl nur, was Sie wissen sollen? Was gilt die Wette, ich erzähle Ihnen hundert Geschichten, von denen Ihnen neun und neunzig neu sind!" Und nun fing sie an, mir Begebenheiten und Personen flüchtig zu bezeichnen, von denen ich eine nach der andern als mir unbekannt eingestehen mußte. Betreten stand ich vor ihr, wünschte aber nur um so eifriger etwas Näheres zu erfahren, allein Therese war meinen inständigen Bemühungen unerbittlich, und versicherte, zum Versuche, meine Augen sehen zu lehren, sei es genug, sie wolle mir nicht eine Täuschung gänzlich verderben, in der ich mich wohl zu befinden schiene, denn was sie bis jetzt gesagt, würde sich gleich wieder verlieren, wenn ich der Ueberzeugung zu entfliehen Lust hätte.

Diese Aeußerungen hatten mir die Gedanken an Eugenien sehr verrückt. Ihr Bild war mir gefährdet, jeder seiner Züge ungewiß, seine hellsten Farben verdunkelt,

und in tiefstem Unmuth ging ich zu ihr zurück, um an dem Urbilde Wahrheit und Irrthum mit schärferer Aufmerksamkeit zu prüfen! Am nachdenklichsten machte mich die Behauptung, die ich aus den gegebenen Winken deutlich genug entnehmen konnte, daß Eugenie noch gegenwärtig in einem Verhältnisse stehe, das nichts weniger als schön genannt werden könne. Ich hatte in der ganzen Zeit, da ich fast täglich und zu verschiedenen Stunden ihr Haus besucht und die vertrautesten Gespräche mit ihr gehabt hatte, nicht das Geringste dieser Art bemerkt, und es schien mir uumöglich, daß sie, die mir so vieles gesagt, gerade dieses verschwiegen haben sollte, da ein solches Bekenntniß für mich, der ich stets von Freundschaft sprach und ausdrückliche Liebe ausschloß, nichts Kränkendes haben konnte.

Als ich zu ihr kam, bedurfte es all der zuvorkommenden Freundlichkeit, mit der sie mich empfing, um mein trübes und gestörtes Gemüth von dem Argwohn, den es wider Willen gefaßt hatte, abzulenken. Sie reizte meine Stimmung, die bereit war der geringsten Heftigkeit heftig zu begegnen, und selbst ihre Munterkeit feindlich zu erwidern, gar nicht auf, sie war im Gegentheil sanft und gutmüthig, gelassen und nachgiebig. Es sollte an diesem Abend die Jungfrau von Orleans gegeben werden, Eugenie hatte die große, schwierige Aufgabe, zum erstenmal die Johanna zu spielen, zwar vor einem wohlwollenden, aber diesmal auch mehr als gewöhnlich gespannten Publikum. Wir sprachen mancherlei von dem Wesen dieses Gedichts, von den Eigenheiten der Hauptrolle, von dem Geiste einzelner Stellen. Ich fand Gelegenheit, manches zu erinnern, auf Bedeutungen auf-

merksam zu machen, vor Mißgriffen zu warnen, und konnte doch mit aller Bemühung nicht dahin gelangen, mich über den Erfolg dieses Abends zu beruhigen, ich wußte zu sehr wie und wo es fehlte, wo keine Aushülfe zu statten kömmt, als daß ich ohne sorgenvollen Unmuth die Zeit hätte abwarten können, wo ich die mir so liebe und werthe Frau etwas vorstellen sehen sollte, dem nach meiner Einsicht ihre Fähigkeiten nicht entsprachen. Inzwischen fand sie sich selber nicht in der geringsten Besorgniß, mit dem glücklichsten Selbstvertrauen freute sie sich der glänzenden Rolle, und glaubte alles gethan zu haben, als ihr verschiedener Anzug, sowohl für die Schäferin, als für die Heldin, endlich in Ordnung war; sie hatte nichts daran gespart, und war in der That allerliebst gekleidet.

Seit langer Zeit ging ich heute wieder zrm erstenmal in's Schauspiel, wo die gedrängteste Menge schon erwartungsvoll versammelt war. Schon gleich im Vorspiel erntete Eugenie den rauschendsten Beifall, ihr Glück war für den Abend schon entschieden. Mir aber war krineswegs freudig zu Muthe, die unangenehmste Verstimmung setzte sich immer fester in mir, und ich schämte mich für Eugenien und das Publikum, die an manchen Stellen ordentlich wetteiferten, wer im Unrichtigen den Preis verdiene. Einzig diejenigen Auftritte, wo sie ein weicheres, in den untern Kreisen menschlicher Regungen erzeugtes Gefühl auszudrücken hatte, gelangen ihr vortrefflich, und so stellte sie die gewaltsame Liebesempfindung, welche der Anblick Lionels ihr in das Herz schießt, mit unnachahmlichem Reize dar. Die Zuschauer waren außer sich vor Entzücken, und ihr Beifall stieg am Ende

bis zur Wuth, die meinem Sinne höchst beschwerlich fiel. Ich fühlte, ungeachtet meiner Verstimmung, einen heftigen Drang Eugenien noch zu sehn, und war vielleicht nur ungeduldig, mich an dem Anblick ihrer anmuthigen Persönlichkeit für den unbefriedigenden Kunstgenuß schadlos zu halten. Ich ging zu ihr, und wurde gegen mein Erwarten noch angenommen.

Sie war schon wieder in ihren gewöhnlichen Kleidern; ermüdet und noch erregt ruhte sie auf dem Sopha, und schien ungemein zufrieden und vergnügt. Diese Stimmung ging alsbald auf mich über, man konnte nicht in ihrer Nähe sein, ohne an ihr Theil zu nehmen, und fühlte sie irgend ein Behagen, so sollte man dieses mitgenießen, wie denn auch ihr Verdruß die ganze Umgebung zum Verdrusse zwang. Ich sollte fröhlich sein, es sollte mir außerordentlich gut gehen, das beabsichtigte und erreichte sie mit tausend Liebenswürdigkeiten, mit vertraulichen Scherzen, mit Schmeichelreden und Liebkosungen. Mir fielen wohl bisweilen Theresens nur allzudeutliche Winke ein, und alle meine Regungen starrten in plötzlicher Kälte; aber das anhaltende Feuer der freundlichen Augen thaute sie jedesmal bald wieder auf, und erhitzte nur mehr und mehr durch den erneuerten Sieg die überwiegende Neigung, die mich unbedingt Eugeniens Macht überlieferte.

Wir hatten ein kleines Nachtessen verzehrt, der Tisch war hinausgetragen worden, und ich verließ meinen Platz, um mich neben Eugenien zu setzen, die sich bequemer und lässiger hingelegt hatte, die eine Hand stützte ihren Kopf, um welchen die schönen, langen Haare, aus ihren Schlingen gelöst, anmuthig umherflossen, die andere

Hand lag ausgestreckt zu mir hin, ich durfte liebkosend damit spielen. Je weniger wir sprachen, desto bewegter wurden die innern Bilder, die das wallende Blut auf seinen beschleunigten Wogen trug, und wir sahen uns lange mit Ernst und Freundlichkeit an. Ein solcher Zustand nimmt unmerklich zu, wie Tropfen in einem Gefäß anschwellen, bis sie den Rand desselben überströmen. Durch welche Mittelstufen die Empfindung geht, welche Aeußerungen ihrem vollen Ausbruch vorangehen, bedarf keiner ausführlichen Schilderung. Genug, ich fand mich über die Gränzen meines gewöhnlichen Daseins hinausgerissen, von Urtheilen, Entschlüssen und Gewohnheiten, die den Augenblick dem Ganzen untergeordnet hatten, befreit, und einer so reizenden als gefährlichen Bewußtlosigkeit hingegeben. Eugenie, welche sich den hinträumenden Bewegungen, die so mannigfaltige Thätigkeit des Geistes und des Körpers in dieses müssige Ausruhen hinausgedehnt hatte, anfangs gern überlassen wollte, wurde mehr, als sie dachte, von den strömenden Wogen bewältigt und entführt, als daß sie sogleich das zurückweichende Ufer hätte fassen können. Ein süßer Taumel ergriff uns, ich küßte ihre Lippen, und drückte sie innig in meine Arme; sie schien weniger zu erwiedern, als nachzugeben, eine seltsame Zweifelhaftigkeit schwebte über diesem Auftritt; doch nicht lange; nach einigen Augenblicken schon löste sich das zauberische Netz, worin ihre Seele gefangen zu liegen schien, und ein böser Ernst verfinsterte das eben noch so weiche, liebliche Gesicht. Sie bezeigte sich tief beleidigt durch meine Kühnheit, sie beklagte bitter, daß eine so schöne Freundschaft, als ich ihr angeboten, solch häßliche Störung erleiden, so ihren

besten Reiz, die sorglose Unbefangenheit verlieren solle, niemals, versicherte sie, könne sie wieder mit jenem ruhigen, heimischen Gefühl, das meinen Umgang ihr so werth gemacht, mich bei sich sehen.

Ihre Reden machten mich äußerst bestürzt, ich konnte diese Vorwürfe nicht ungerecht finden, und sah ein, daß die zu große Freiheit auch in mir ein Gefühl, das ich als das höchste und reinste zu empfinden glaubte, herabstimme; jedoch selbst ihr abgewandter Ernst, und ihr beleidigtes Zürnen übte noch solch unwiderstehlichen Reiz auf meine Augen, daß ich nicht aufhören konnte, sie mit Wohlgefallen zu betrachten, und nachdem ich mich vergebens bemüht, sie zu beruhigen und auszusöhnen, mit dem heitersten Eindruck sie endlich verließ; statt meines Unrechts schwebte mir ihre Anmuth, stattt der bevorstehenden Kälte die warme Erinnerung vor, und in dieser glücklichen Mischung von fürchtender Besorgniß und neigungsvollem Andenken an das Geschehene entstanden folgende Zeilen, die ich mit dem Früheſten abschickte:

Dir lieblichsten von allen Frauen,
Die mit der zarten Schönheit stiller Macht
Mein Herz in Flammen facht,
Mein Auge fesselt in glücksel'gem Schauen,
Dir hab' ich mich zum treuen Freund geweihet,
Dir edler Neigung Fülle dargebracht;
In schönem Frieden, allen Harms befreiet,
Sollt ich des holden Umgangs blüh'nde Bahn
In süßer Pflicht und ernster Treue wandeln,
In trunkner Sinne Wahn
Die reine Gluth des Herzens nie verwandeln:
Allein du selbst, der Himmelsgöttin eigen

Heut im Triumphe deiner Zauberkunst,
Erkoren du zum höchsten Handeln,
Bestimmt, zum Himmel glorreich aufzusteigen,
Unwiderstehlich kämpft der Liebe Gunst
Das stolze Herz darnieder?
Gewaltig mußt du selber zeigen,
Wie Menschliches das Göttliche bezwingt,
Dein Arm wirft Lionel zum Tode nieder,
Doch seines Blickes Pfeil dein Herz durchdringt.
Und Aller Augen sind in Thränen,
Und jede Brust von Wehmuth sanft erklingt!
Die Rückkehr nicht zu deinem hohen Sehnen
Ergreifet wie dies Eine!
Weißt du dem Bilde menschlichholder Schwächen,
Die knospend aus dem schönsten Innern brechen,
Solch übergroßen Reiz zu leihen,
Und wolltest, ungerührt nur du alleine,
Solch liebliches Vergessen nicht verzeihen?

Die Art der Frage gefiel, ich erhielt durch ein artiges Zettelchen Verzeihung, und wurde eingeladen, sie bald selber abholen zu kommen. Mir schmeichelte der gute Erfolg meiner Reimkünste, und ich unterdrückte ein mißbehagliches Gefühl, welches doch mit dem Leichtsinn oder der Eitelkeit, die Eugenien von ihrer gestrigen, wie mir selbst schien, so gerechten Strenge zurückkommen ließ, nicht ganz zufrieden war. Ich ergab mich darum nicht minder lebhaft den Freuden, mit welchen ihre günstige Nähe mein Wesen erfüllte. Einige Zurückhaltung, die sie in den ersten Tagen zeigte, war nur ein Reiz mehr, die frühere Vertraulichkeit, deren Wirkungen sich lieblich genug offenbarten, und die ganze süße Gewohnheit unseres innigen Umgangs wiederherzustellen.

So vergingen einige Tage unter dem heitersten,

glücklichsten Streben, und es wurde bald offenbar, daß der augenblickliche Einbruch losgelassener Leidenschaft, statt uns zu entfremden, nur näher und sicherer unsere Gemüther vereinigt hatte. Wir erklärten uns über mancherlei, und nachdem wir uns über unser gegenseitiges Verhältniß bestimmt und schön ausgesprochen, hielten wir keine Gefahr mehr für möglich, und es erfolgten unter diesem Schutze Vergünstigungen, die friedlich nun gewährten, was jener Kühnheit, die uns in Streit gebracht, nicht eingefallen war! So kündigt wohl ein Manifest den Krieg um solcher Ursachen willen an, die durch den Friedensschluß erst recht befestigt werden!

In diesen Tagen war es, daß ein Freund, den ich sehr liebte, aber seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, durch seine unvermuthete Ankunft den Gang dieses Verhältnisses etwas unterbrach. Wir hatten in früher Jugend innigst zusammengestimmt, durch unsre Briefe war unser Einverständniß inmitten aller Trennungen erhalten und ausgebildet worden. Er war auf einer Reise nach Italien begriffen, seine Gefährten waren nach Triest vorausgeeilt, und er dachte ihnen binnen einem Monat nach Venedig zu folgen, so lange Zeit wollte er mir zum Abschied noch schenken. Anton, so hieß er, war mit den glücklichsten Anlagen, und in der günstigsten Lage geboren, eine gute Erziehung hatte ihn schön entwickelt, und er war mit eben so ehrlichen als heitern Ansprüchen in das Getümmel des Lebens getreten. Er fand viele Freunde, die Gunst der Frauen zeichnete ihn vor Vielen aus, und er behauptete in jedem Umgange eine seltene Strenge und Wahrheit. Leider gerieth er in lauter solche Liebesverhältnisse, die er vor sich selber nicht ganz

rechtfertigen konnte. Sein theilnehmendes Gemüth widerstand nicht dem Unglück einer verheiratheten Frau, die ihn an sich zog als einen Retter und Helfer. Was er für sie empfand, wurde ihm bald, weil er es für unrechtlich hielt, zur Qual, und sein erstes Unrecht, das er nun behaupten mußte durch anderes, führte ihm das traurige Verhängniß zu, daß er den Gemahl seiner Geliebten im Zweikampf erschoß. Ein anderes Verhältniß, mit einer italiänischen Sängerin, der sein Herz fünf Jahre hindurch treugeblieben war, zerschlug sich auf eine häßliche Art; eine standesgemäße, und, wie es schien, glückliche Heirath, welche seine Verwandten ihm vorbereitet hatten, verhinderte der Tod.

Durch diese Unfälle hatte sich ein trauriger Schleier über sein Leben hingezogen, er wußte nicht mehr, wie er es angreifen sollte, denn er war in seinen Forderungen irre geworden. Da sein Verstand allein Herr des Gebiets blieb, wo sein Gefühl nur Böses erfahren hatte, so war er gegen sich selbst ungemein streng, gegen die Welt nachsichtig aber auch verschlossen geworden; es bedurfte der herzlichen Liebe, die er zu mir aus jüngern Jahren trug, um gegen mich niemals die kalte Rückhaltung auszuüben, die ihm schon zur Gewohnheit geworden war. Mein in dem Genusse der alten Freundschaft erfreutes Gemüth entbehrte jedoch ungern den Reiz des jungen Umgangs mit Eugenien, die ich in den ersten Tagen etwas zu vernachlässigen gezwungen war. Was ich meinem Freunde von ihr erzählte, nahm er zwar meiner Meinung nach viel zu kalt auf, er sollte neugieriger sein, und größern Antheil nehmen, doch war er es wohl zufrieden, als ich ihm den Vorschlag machte, sie zu

besuchen. Meine schriftliche Anfrage bei ihr erhielt die artigste Antwort.

Dieser erste Besuch mit Anton machte mich ganz glücklich; ich hatte Eugenien eine Zeitlang nicht gesehen, ihr Bild, glaubte ich, sei der glühendsten Einbildungskraft lebendig eingedrückt, allein wie sehr beschämte sie es! Sie dünkte mir schöner, edler, anmuthiger geworden, und ich machte seitdem oft die Erfahrung, daß die Abwesenheit mich sie jedesmal etwas vergessen machte, und das Wiedersehen immer aufzufrischen fand. Sie war äußerst gütig und zuvorkommend gegen Anton, sie schien ihm gern einzugestehen, daß sie um meinetwillen ihn gleich als einen von ihren Freunden aufnehme, und sie bezeigte mir so viele Aufmerksamkeit, Zuneigung und Vertrauen, daß ich mir zu dem mitgebrachten Zeugen Glück wünschte, der durch seine Gegenwart, weit entfernt jene Aeußerungen zu hemmen, sie im Gegentheil beförderte. Anton befand sich in dem allergrößten Wohlbehagen, und entfaltete zu meiner angenehmen Ueberraschuug die schönsten Gaben gesellschaftlicher Unterhaltung, ohne daß jedoch die verschlossene Kälte, deren ich früher erwähnt habe, von ihm gewichen wäre.

Es kamen nach und nach noch einige andre Personen, unter andern auch Therese, und das Gespräch wurde lebhafter, besonders ließ sich Anton mit Theresen in mancherlei angenehme Erörterungen ein, und schien durch ihren Verstand sehr angezogen. Kaum hatte Eugenie das bemerkt, als sie es sich zum angelegentlichsten Geschäft machte, ihre Gespräche zu stören, den Gegenstand zu verwechseln, andere Beziehungen unterzuschieben, und durch hundert Einfälle und Anregungen aller Art, wobei sich

die Kraft ihrer Anmuth glänzend offenbarte, die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich selbst zu versammeln. Mit einem entschiedenen Uebergewicht trug ihre reizende Geschäftigkeit den Sieg davon, der ihr jedoch von Theresen, die eigentlich keineswegs minder hübsch war, keinen Augenblick bestritten wurde; vielmehr gestattete diese jener den gewünschten Vorzug mit solch edler, freiwilliger Nachgiebigkeit, daß sie dadurch meinen Augen ein anderes Uebergewicht offenbarte, nämlich das eines erhabenen Geistes, der über das Kleine hinweg ist, und seine würdige Herrschaft nur in großartiger Ruhe sucht. Mein Freund wollte jedoch nicht sogleich der willkürlichen Laune Eugeniens gehorchen, sondern setzte zwischen Lachen und Störung aller Art noch eine Weile seine Unterhaltung mit Theresen fort, indem ich nicht ohne einige Verlegenheit seinen Trotz zu mäßigen suchte. Allein, da Therese selbst, indem sie sich zurückzog, ihn mehr und mehr Eugenien überlieferte, so blieb er endlich in deren Händen zurück, und konnte bei dem Eifer, mit dem sie es sich angelegen sein ließ, ihn zu vergnügen, wohl nicht lange sein Schicksal beklagenswerth finden.

Ich, der ich jetzt eine Weile ziemlich unbeachtet blieb, näherte mich Theresen mit unbefangener Anerkennung, und ihre ernsthafte Freundlichkeit, ihre milde Einsicht berührten mich äußerst wohlthätig, allein im Grunde wollte ich doch etwas anderes, und war doch keineswegs durch mein Urtheil befriedigt, denn diese Hochachtung, die ich in mir fühlte, sollte mich eigentlich nur für die kleine Kränkung, die mir Eugenie durch ihr Unbeachten jetzt zufügte, Ersatz schaffen.

Wir gingen spät auseinander. Anton begann sogleich, als wir allein waren, eine schöne Lobrede auf Theresen. „Nein", rief er aus, „was diese Frau für große Eigenschaften hat, das glaubt man nicht! welche Fähigkeiten hat die in ihrem Geiste, welche Eigenthümlichkeit in ihrem Empfinden!" und so fuhr er fort, mir manches Einzelne anzuführen, was ihn aus ihrem Munde überrascht und in ihrem Betragen erfreut hatte. Mir war das alles ganz recht, ich konnte nicht umhin einzustimmen. Doch bracht' ich zuletzt ungeduldig die Rede auf Eugenien; er anwortete nach einigem Besinnen ziemlich kalt, sie sei einnehmend, ja sehr lieblich, doch müsse er beklagen, daß er mehr einsehe, wie sie dies für Andre sein müsse, als es selbst unmittelbar zu empfinden vermöge, um so mehr, setzte er hinzu, als die Unwahrheit ihres ganzen Wesens und ihr ärmliches Heucheln mir niemals die Täuschung erlauben, als dürfte ich hier Liebe erwarten. Ich erschrak heftig über die unerwartete, harte Anklage. „Ich muß gestehen", äußerte ich mit feindseliger Gleichgültigkeit, „daß der Grad des Scharfsinns, den du dir zuzutrauen scheinst, mir etwas zu hoch dünkt, als daß ich ihn nicht gegenwärtig ein wenig bezweifeln sollte; du siehst Eugenien zum erstenmal, einige wenige Stunden, und schon ist alles ausgemacht, das Verdammungsurtheil fertig, der Stab über sie gebrochen!" — „Das Verdammungsurtheil?" fuhr mein Freund verwundert auf, „das hast du ja selber schon gegen mich ausgesprochen; oder was hast du mir denn von ihr gesagt, das nicht mein Urtheil vorbereitet hätte?" — „Ich?" schrie ich auf, indem ich ihn losließ. — „Freilich", erwiederte er; „oder erinnerst du dich nicht mehr, wie du meine Nach-

sicht für sie im voraus in Anspruch nahmst, mir sagtest, sie sei unverständig, launenhaft, wetterwendisch, die Wahrheit breche sich an ihrem Eigensinn, sie wehre die Ueberzeugung von sich ab, und dergleichen mehr, dessen auch heute genug sichtbar war? Du hast vielleicht geglaubt, dies alles nur als Zweige ihrer Liebenswürdigkeit vorzustellen; allerdings ist sie sehr artig, und von reizender Anmuth, das habe ich ja auch bestätigt, aber mir scheint, du hast ihre Fehler, und wahrlich große Fehler, in ihre Vollkommenheit flüchten wollen, das geht denn freilich wohl nicht!" — Ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ich selbst diese schreckliche Meinung in ihm erzeugt haben, und, was noch ärger war, unbewußt in meinem eignen Herzen verrätherisch genährt haben sollte, und doch konnte mein bewegtes Gemüth sich der eindringenden Schauder einer verborgenen Wahrheit nicht ganz erwehren.

Meine Neigung zu Eugenien war jedoch schon zu gewaltig, als daß sie nicht am Ende doch alle Schuld auf den Freund gewälzt, und wegen des unseligen Verdrusses und der peinlichen Verstimmung sich ganz an ihn gehalten, ihn angeklagt hätte. Je mehr ich an Eugenien dachte, je mehr ich ihr Betragen mir zurückrief, ihre Aeußerung überlegte, desto mehr verschwand mir die Möglichkeit, den Tadel, den Anton ausgesprochen hatte, an ihr wahrzunehmen. Ich suchte vergebens zu ergründen, was ihn oder mich zu solchem Irrthum verleiten könnte, der doch einen von uns nothwendig befangen mußte; doch eigentlich war ich mit großer Selbstzufriedenheit überzeugt, daß ich gewiß davon frei sei; darin mußte mich übrigens sein Nachgeben bald bestärken, das nach Maßgabe meiner Hartnäckigkeit zunahm, und mir die

Frucht der siegenden Berichtigung zu sein schien, da es doch nur aus Ueberdruß und Gleichgültigkeit geschah, und weil er einsah, wie sehr es mir darum zu thun war. Wenn ich dir erzählte, dachte ich bei mir selbst, was alles ich von ihr weiß! wenn ich dir es sagen dürfte, sagen könnte! aber es wäre ja ein Verrath, wenn ich die schönsten Heimlichkeiten ihrer Seele dem Schlechtgesinnten mittheilte! Nein, selbst um den Preis, dich ganz für sie zu gewinnen, soll es nicht geschehen! Ich hielt Wort, und ungeachtet Anton, der jeden neuen Menschen als eine zu lösende Aufgabe betrachtete, mich oft über Eugenien näher befragte, so erfuhr er doch nichts mehr durch mich. Eine warme Theilnahme hätte mich zu jedem Vertrauen gebracht, seiner kalten Neugier blieb ich verschlossen!

Ungeachtet der zalhreichen Zerstreuungen, welche die große Stadt Anton darbot, und der freundschaftlichen Ansprüche, die man von allen Seiten an ihn machte, wußte er seine Zeit doch meistens so einzurichten, daß er einen Theil des Abends mit mir bei Eugenien zubrachte, und wenn er anderswo festgehalten war, noch spät mich wenigstens abzuholen kam. Sie fuhr fort, sehr gütig gegen ihn zu sein, und verhehlte mir nicht, was sie zuweilen sogar ihn selbst merken ließ, daß es vorzüglich meinetwegen geschah; da er eben so heiter und vergnügt war, als geschickt die andern zu vergnügen, wozu seine vielen Erfahrungen, Kenntnisse und Gesichtspunkte, deren Darstellung immer etwas Neues und Anziehendes hatte, ein unerschöpflicher Schatz waren, und er überdies in Gesellschaft stets guten Willen hatte, so war uns seine Gegenwart höchst willkommen, und wir brachten die

angenehmsten Stunden mit ihm zu. Er fand sich bald wie zu Hause, erzählte und scherzte, spielte mit den Kindern, überließ sich dem glücklichsten Wohlbehagen, und alles wurde ihm bei Eugenien so bequem, jedes dünkte ihm so hübsch und angenehm, daß er nirgends lieber war, hier das Ziel seiner unstäten Wanderungen nahm, und die glückliche Verborgenheit dieses Schutzortes unaufhörlich pries. Dabei hörte er nicht auf, Theresen mir bei jeder Gelegenheit zu loben und dagegen Eugenien herabzusetzen, die er eine liebenswürdige Lügnerin nannte, ein kleines Ungethüm, vor dessen Tücken man sich in Acht nehme müsse. Ich lächelte über die Reden, die mir um so geringern Eindruck machten, als seine Handlungen ja offenbar das Gegentheil davon zeigten.

Neue Veranlassung mich zu quälen gaben ihm jedoch die abwechselnden Launen, welche Eugenie, vorzüglich gegen mich, von Zeit zu Zeit, annahm, und die so seltsam Anziehn und Abstoßen vereinigten, daß ich in den peinlichsten Zustand dadurch gerieth, ohne zu wissen, woran ich eigentlich sei. Sie schien oft Gunstbezeigungen von sehr ausdrücklicher Art nur in der Absicht an mich zu verschwenden, um die gleichgültige Kälte, die darauf nachfolgte, desto merklicher zu machen. Meine heißesten Versicherungen einer unbegränzten Verehrung, einer innigen Zuneigung, dienten ihr bald zum Spott, bald zürnte sie beleidigt, daß ich dieselben nicht feierlichst wiederholte. Mein Freund wollte diese Mißhandlung nicht zugeben, ich aber ließ sie mir still gefallen, und fand einen unwiderstehlichen Reiz, eine stets erneuerte Anmuth in diesen Ausbrüchen unverständiger Herrschsucht, die mir mit dem Wahn schmeichelten, sie liebe mich, und ihre

Ungeduld äußere sich zürnend auf diese Art, daß ich das Wort noch nicht auf ihre Lippen gerufen, sondern zu hören wie zu sagen vermieden habe. Es konnte nicht an leidenschaftlichen Auftritten fehlen, ich suchte nicht immer glücklich der Gelegenheit zu entgehn; ihre Vorwürfe über meinen Mißmuth, meine Gleichgültigkeit, meinen Unbestand, lauter Dinge, die in mir nur entstanden aus dem Schmerze sie in ihrem Betragen gegen mich so wandelbar zu sehen, brachten mich oft zur Verzweiflung, welcher ihre Thränen gewöhnlich durch wehmüthige Rührung und daraus erfolgende Aussöhnung ein Ende machten.

Die schönen Zwischenzeiten freudiger Theilnahme und verständigen Vertrauens gewannen ihr immer die Macht zehnfach wieder, von welcher mein Herz im Unwillen sich losgesagt hatte. Daß ich ihre Verkehrtheit, außerdem, daß sie an sich mir in jeder einzelnen Regung noch liebenswürdig erschien, auch noch für ein günstiges Zeichen nahm, war um so eher zu entschuldigen, weil ich nur auf mich allein, und niemals gegen Anton, noch sonst jemanden, dieses sonderbare Wesen gerichtet sah. Zur besondern Qual gereichte mir noch, daß mein Freund, den sie von unsern Zwistigkeiten mit großer Entstellung der Thatsachen unterrichtete, oft von ihr aufgefordert wurde, zwischen uns zu entscheiden, oder uns zu vermitteln, und er dann mit galanter Weisheit vor ihren Augen mir mein Unrecht vorhielt, zu Hause aber, oder schon auf dem Wege dahin, mich mit Vorwürfen überhäufte über meine Nachgiebigkeit, und hell und klar zu überzeugen trachtete, wie nichtig und unwahr alles in dieser Frau sei. Was sollte ich ihr nun erwiedern, wenn sie

gegen mich den Beifall Antons triumphirend anführte, und mich mit seinem Ansehn bestritt, das ich in seiner Wahrheit, wo es für mich gesprochen hätte, nie darstellen durfte, ohne sie auf's äußerste zu beleidigen? Und er lächelte scherzend über meine ängstlichen Verlegenheiten, ohne jemals weder gegen mich sein warnendes Abmahnen, noch gegen Eugenien sein gefälliges Nachgeben einzustellen; ihre muntre Lebhaftigkeit und die thätige Laune, mit der sie immer Neues anregte, gaben ihm ein beständiges Schauspiel, das ihn unterhielt, und das ganze Zusammensein, die Art der Gespräche, die Einrichtung, der Ort, alles war ihm ganz zusagend und bequem.

Theresen, deren nähere Bekanntschaft er eifrig gesucht hatte, vernachlässigte er mehr und mehr, obgleich er, so oft nur ihr Name genannt wurde, ernsthaft und feierlich mit immer zartern Ausdrücken ihre Vortrefflichkeit pries, und versicherte, daß er nie aufhören könne, sie mit tiefster Hochachtung zu verehren, weil er selten ihres Gleichen gefunden. Hätte ich doch auf gleiche Weise mit besonnener Kraft die Wahrheit im Innern festgehalten, und der Täuschung mich äußerlich hingeben können! Anton ließ sein Urtheil durch keine Annehmlichkeit irre machen, aber eben so wenig brauchte er einer reizenden Hinneigung zu entsagen, weil sie nur das, und nichts Tieferes war. „Einzeln werden die Güter des Lebens dargeboten", sagte er oft, „einzeln wollen sie genommen sein, wer sie verschmäht, um sie als ein Ganzes abzuwarten, der wird alles versäumen; nimm doch jedes noch so geringe Gut dankbar an, kein Augenblick geht verloren, als den man verschmäht; sieh nur, ich richte mich nach der Zeit, mir ist eine außerordentliche Anmuth

erschienen, eine überglückliche Behaglichkeit, und ich will mich ihr mit Freuden überlassen, ohne daß ich nöthig hätte, die durch Täuschung und Wahn höher zu stellen, als es ist und sein soll!" —

Sonderbar jedoch, ich konnte ungeachtet dieser deutlichen Erklärung sein Betragen nicht einsehen; die Widersprüche seines Urtheils und Gefallens waren zu auffallend, als daß ich nicht andere Erklärungen derselben gesucht hätte, als die er selbst angab. Es konnte mir wohl manchmal vorkommen, als bewerbe er sich aus derselben Absicht um die Gunst der schönen Frau, aus welcher er mich von ihr zu entfernen trachtete. Ich wurde eifersüchtig, und litt in den neuen Qualen, die ich mir bereitete, um so mehr, als es mir nicht immer gelang, die Störungen, die ich in meinem Innern fühlte, zu verbergen. Dadurch wurde mancher Verdruß, mancher Zwist, manche gespannte Entfremdung veranlaßt, und durch die glücklichsten Augenblicke, selbst durch ausdrückliche Versöhnung, selten vollkommen ausgeglichen.

Eines Tages jedoch, da ich diesen ungewissen Zustand nicht länger ertragen mochte, und Eugenien glücklicherweise allein fand, eröffnete ich ihr mein ganzes Herz, meine Wünsche, wie meine Zweifel, ja ich erklärte mich bereit, ihr meine Hand anzubieten, falls ich hoffen dürfe, sie dadurch glücklich zu sehen. Es erfolgte ein langer, heftiger Auftritt. Sie machte mir herbe Vorwürfe über meine Eifersucht, über den beleidigenden Verdacht einer Falschheit, die ihr die abscheulichste von der Welt dünke. „Ich liebe Sie zu sehr", rief sie aus, „um es Ihnen jetzt, wie ich vielleicht sollte, zu läugnen, daß ich Sie liebe! Was Ihre Frage betrifft, ob frühere Verhältnisse mich

vielleicht noch binden, oder sonst ein lästiger Zwang meine Freiheit beschränke, so kann ich Ihnen nur sagen, daß die höchsten Betheuerungen und Schwüre Sie nicht besser überzeugen sollten, als Ihre eigne Erfahrung, Ihre offenen Augen, denen ja nichts entgehen kann, was mich betrifft und in meine Nähe kommt." — Ihr schönes Gesicht glühte von edler Röthe, ihr Auge sprach zürnende Liebe, ihr ganzes Wesen war bewegt, es war ein himmlischer Anblick! Doch hielt ich noch mein ungeduldiges Gefühl, das mich zu ihren Füßen niederwerfen wollte, zurück, und fragte nochmals: „Eugenie, dieser Augenblick ist entscheidend, es muß auch das Letzte noch heraus, das in mir nagt und wühlt, noch diese Frage erlaube mir: Bist du wirklich in keiner Verbindung, die du mir verhehlst? Besinne dich wohl, ehe du dich zur Lüge entschließest! Bedenke, ob du mir nicht alles sagen kannst, ob ich nicht nicht dein Freund bin mehr noch als dein Geliebter! Sei aufrichtig, und meiner Theilnahme, meiner Hülfe in jedem Fall versichert, mir kannst du alles sagen!"— Sie sah mich erstaunt an, dann ließ sie einiges Mißvergnügen blicken, und betheuerte wiederholt die reine Unschuld ihres Herzens; „die Stille und Eingezogenheit", sagte sie, „in der ich lebe, das Offenbare aller meiner Stunden, meines Umgangs, Ihre eigne Anschauung selbst kann mich also auch nicht bei Ihnen gegen solche Verläumdungen schützen? O gewiß, wenn Sie noch zweifeln, so giebt es keine Sonnenklarheit für Sie, und alle Mittel, Sie zu überzeugen, sind vergebens!" — „Es braucht deren auch nicht mehr", rief ich aus, „ich glaube an dich mit unerschütterlicher Festigkeit

Eugenie! ich bin ja als der glücklichste Mensch hier zu deinen Füßen!"

Wie könnte ich beschreiben, in welchem Taumel trunkener Gedanken ich endlich sie verließ, in welcher Fülle wonniger Empfindungen ich meinen Freund aufzusuchen eilte! Das Bild ihres Liebreizes schwebte unaufhörlich vor mir, und erhellte jede trübe Gestalt meines frühern Lebens, ich glaubte eine schönere, tiefere Liebe zu empfinden, als jene entsetzliche Leidenschaft gewesen war, die mit Heftigkeit in mir gewüthet hatte, ohne mich zu beglücken. Anton war lange nicht zu finden, endlich hörte ich, er sei bei einem großen Mittagessen im Prater, und fuhr eilig dorthin.

Eine zahlreiche Gesellschaft von lauter Herren war fröhlich versammelt, und feierte den Namenstag eines ihrer Mitglieder. Viele meiner Bekannten riefen mich sogleich an, ich wurde mit lautem Beifall bewillkommt, und zum Niedersetzen gezwungen, ehe ich mich noch nach Anton umgesehn hatte; er saß am andern Ende des Tisches, und winkte mir vergnügt zu. Der rauschende Lärm machte jeden Gedanken an vertrauliche Mittheilung unmöglich. Ich mußte wider Willen an dem Feste Theil nehmen, man zwang mir Gesundheiten auf, es wurde ein schallendes Lebehoch nach dem andern ausgebracht, es galt der Armee, dem tapfern Erzherzoge, und solch aus dem Herzen dringenden Ruf hätte ich nicht mögen vorbeigehn lassen, ohne Bescheid zu thun, selbst wenn es schicklich gewesen wäre. Der Wein, der auf diese Weise nicht gespart wurde, erregte uns immer mehr, und wie es zu geschehen pflegt, wenn junge Leute ohne irgend einen Zwang zu empfinden versammelt sind; man

fing an auf ziemlich freie Weise von seinen Abentheuern und Liebschaften zu sprechen, wobei jeder sein Glück und sein Unglück rücksichtslos offenbarte.

Ich hatte eine Weile ohne sonderliches Vergnügen diesen meist gemeinen Erzählungen zugehört, als ein junger Uhlanenoffizier, der durch sein hübsches Aussehn wie durch seine geistreichere Munterkeit meinen Antheil schon mehrmals erweckt hatte, in einer beißenden Spottrede neben den bekanntesten Namen leichtfertiger Mädchen auch den Namen Eugeniens nannte, und die Zuhörer zu dem beifälligsten Lächeln erregte. Es war nicht anders, als wenn ein Todespfeil plötzlich meinen Sinn durchbohrte, als ich den theuren Namen in dieser entsetzlichen Verbindung erschallen hörte, ich glaubte noch es sei unmöglich, als ich schon einer Ohnmacht nahe war, denn die Leichenbläſſe, mit der ich mich erhob, erschreckte meine Nachbarn dergestalt, daß sie mit aufsprangen, in der Meiuung ich würde sogleich hinstürzen. Ich aber nahm alle meine Kräfte zusammen, schoß tödtliche Blicke auf den Uhlanen, der sich auch ängstlich herbeigedrängt hatte, und sagte mit bebenden Lippen, für diese schändliche Verläumdung wolle ich ihn zur Rechenschaft ziehen, und jeden, der es wagen würde, die Ehre einer Frau anzutasten, für deren Freund ich mich bekennte, und der man ohne die niederträchtigste Lüge zu begehen, nichts Böses nachsagen könne. Als ich dies gesagt, entstand eine allgemeine Verwunderung, man suchte mich zu beruhigen, und der Uhlane blickte mich mehr mit besorgter Neugier, als mit Zorn an, ich sah, wie er ruhig lächelnd auf die Fragen, mit denen man ihn bestürmte, leise antwortete. Dann bat er mich ihm in ein Seitenzimmer

zu folgen, und sprach folgendermaßen: „Hätte ich gewußt, wie nahen Antheil Sie an Eugenien nehmen, so hätte ich den Namen wahrlich nicht genannt; allein ich muß Ihnen bekennen, daß mich Ihr Betragen befremdet, wenn Sie eine Liebschaft mit der Frau haben, so werden Sie ja am besten wissen, daß sie keine Heilige ist; und wer sich mit solchen einläßt, muß sich auch ihren Ruf gefallen lassen.“ — „Und wenn der Ruf wirklich so wäre“, fuhr ich auf, „wie dürfen Sie solch unwahres Gerede fortsetzen und verbreiten?“ — „Was ich darf“, versetzte er gelassen, „das wollen wir besonders besprechen, hier aber trifft es sich zufällig, daß ich Ihnen außer jener noch eine andere Antwort geben kann, die Ihnen in der That unerwartet genug sein wird; wissen Sie denn, daß ich Eugenien genau kenne, so genau wie nur immer ein begünstigter Liebhaber seine Geliebte kennen kann, daß ich sie aber gering schätzen muß, weil sie mich eben so betrogen hat, wie sie durch mich den Baron Lauenstädt betrog, der sie unterhält, und Hahnrei genug ist, in Ungarn, wo er jetzt eine Reise macht, so fest auf ihre Treue zu bauen, als er ihr ungetreu ist.“ — „So wäre es denn doch wahr!“ rief ich betäubt aus, „so hätte sie mich dennoch schändlich hintergangen!“ — „Mein Ehrenwort“, erwiederte er ernsthaft, „bürgt Ihnen für die Wahrheit dessen, was ich gesagt!“ Ich war außer mir, die Hände zusammenschlagend ging ich im Zimmer auf und ab, indem ich von Zeit zu Zeit nur einzelne Laute auszustoßen vermochte.

Anton, der indessen mit dem Uhlanenoffizier gesprochen hatte, trat jetzt an meine Seite, und sagte, wir wollten nach Hause fahren. Ich war es gern zufrieden,

und folgte ihm, nach einem flüchtigen Abschied, den ich von der Gesellschaft nahm, zu dem Wagen. Als wir auf den Platz traten, wo die Kutscher standen und warteten, grüßte mich einer derselben ganz vertraulich, und rief mich um ein Trinkgeld an, ich aber sagte verdrießlich zu Anton: „Was will der Kerl von mir, ich kenne ihn nicht!" — „O", versetzte der Kutscher behaglich, „ich kenne den Herrn sehr wohl, ich habe Sie ja einmal Abends mit Madam Braun nach Hause gefahren." — Eugeniens Namen fiel mir auf's Herz, ich stand still, und fragte, wann und wo das geschehen wäre? Es ergab sich, daß dies derselbe Kutscher war, der an jenem ersten Abend, als ich Eugenien aus dem Schauspiel in das Gedränge gebracht hatte, seinen Wagen mit auffallender Bereitwilligkeit meiner Verfügung überlassen hatte. — „Ich habe Madam oft genug so gut wie meinen Herrn gefahren", sagte er, „und ihr Haus kenne ich, wie meines, aber mein Herr, der hatte den Tag warten müssen, und machte einen schönen Lärm." — Mir klärte sich alles auf. „Bei wem dienst du?" fragte ich hastig.— „Beim Baron Lauenstädt", sagte der Kutscher, „aber heute fahre ich seinen Bruder, denn er selbst ist die ganze Zeit verreist gewesen, und soll erst morgen wiederkommen." — Ich drückte ihm eiligst einige Zettel in die Hand, und warf mich mit Anton in den Wagen, der uns nach der Stadt zurückfuhr.

Ich hatte genug gehört, um keinem Zweifel mehr Raum geben zu können; die Wahrheit drang von allen Seiten einstimmig auf mein angegriffenes Gemüth ein; Anton, dem ich unterwegs alles erzählte und aufklärte, die bezaubernden Blendwerke des Vormittags, und die

jetzigen Lichtstrahlen der Wahrheit, suchte mich zu trösten, und schlug den besten Weg dazu ein, indem er mir alles mittheilte, was auch er über Eugenien Mißfälliges gehört hatte. Mit der Einsicht in die Lüge, welche sie gespielt, war mir all ihr Reiz verschwunden; nun ihr Inneres mir keine Wahrheit mehr bot, erschien mir ihre äußere Anmuth, ihre schöne Gestalt, ihr liebliches Gesicht, alles erlogen, wie man Blätter von einem Zweige rein abstreift, so war jedes Wohlgefallen von ihrem Andenken herabgerissen; die Lüge hatte allein sie liebenswerth machen können, von dieser befreit sah mein Auge nun fürder nichts, als ein beschränktes, gewöhnliches Weib, das noch obenein zu ungeschickt im Lügen war, um den so erworbenen Fang zu behaupten. Ich begriff nicht, wie ich ihre verrückten Launen, ihre lächerlichen Widersprüche so lange hatte ertragen, als etwas Bedeutendes zum Gegenstande eines sorgfältigen Nachdenkens hatte wählen können. Ich erneuerte unaufhörlich die Ueberlegung, wie es möglich gewesen war, mich selbst so lange, bis zu diesem Grade, zu täuschen. Mich schmerzte schon nicht mehr ihr Verlust, mich schmerzte nur noch die Beschämung, die ich erfahren hatte, und die noch so ernste Folgen nach sich ziehen sollte. Ich wollte gar nichts mehr mit ihr zu thun haben und wies den Vorschlag weit von mir weg, den mir Anton machte, noch diesen Abend sie zu besuchen, sie alle ihre Versicherungen wiederholen zu lassen, und dann auf frischer That zu entlarven. Ich wollte keine Rache, keine Beschämung, mir lag nichts daran, sie vor mir in Verwirrung zu sehen, es sollte rein aus mit uns sein, und mir gleich sein, ob und wie sie meine veränderte Gesinnung erführe und auslegte.

Da Anton mich so entschlossen sah, wünschte er mir freudig Glück, meinen Geist so klar, mein Herz so frei zu sehen; die Besinnung, meinte er, sei versäumte Besonnenheit, und mache oft leicht wieder gut, was man aus Mangel an jener gefehlt. „Freue dich denn dieses Guts", fuhr er fort, „das den Leichtsinnigen aus manchem Ungemach, welches er zu meiden nicht vermochte, am Ende noch herauszieht! Ich aber bin gesonnen, und habe nichts zu befürchten, wo ich klar sehe; sei daher nicht befremdet, daß ich den Umgang mit Eugenien fortsetzen, und sie auch heute Abend besuchen will, mich hat sie nicht betrogen, denn gerade so, wie sie sich nachher zeigen kann, habe ich sie vorher schon gesehen, und ich kann ihr persönlich keinen Vorwurf machen; sie gefällt mir, und es gefällt einem so wenig auf der Welt, daß man dies Wenige nicht fahren lassen darf." — Ich konnte den Gründen meines Freundes nichts entgegensetzen, wie er die Sache nahm, hatte er durchaus Recht, und wenn sein Betragen seltsam scheinen mußte, so lag dies in der Seltenheit einer solch unbefangenen, geraden und jeder unnöthigen Ziererei fremden Handlungsweise.

Wir trennten uns, und sahen uns von nun an selten Abends, denn diese Zeit widmete er ganz Eugenien, mit welcher er sehr zufrieden war, obgleich sie auch ihn, wie ich späterhin erfuhr, auf alle Weise hinterging, er wußte es aber immer sogleich, und sah, seiner Meinung nach, bloß einem Lustspiele zu, das man zu seinem Vergnügen aufführte. Er versöhnte mich noch zuletzt mit dem Uhlanenoffizier, indem er uns Beiden vorstellte, daß ein Wahn, nachdem er eingesehen worden und in aller Beziehung aufhöre, nicht in der einen Beziehung noch

abgesondert wirksam bleiben dürfe, und wie schön auch ein Kampf über die Tugend einer Frau sein möge, so werde er doch höchst lächerlich, sobald beide Kämpfer von ihrer Untugend überzeugt wären.

Die Zeit des Faschings war ziemlich verstrichen; für mich hatten alle Lustbarkeiten desselben ohnehin wenig Reiz, und jetzt, da ich ihrer, um einer unseligen Täuschung willen, gänzlich vergessen hatte, blieb für meinen Aufenthalt in Wien nichts übrig, was mich nur hätte anziehen, geschweige denn für die erlittene Trennung von einer Geliebten, und zum Theil auch von einem Freunde, hätte entschädigen können. Meine Gedanken richteten sich jetzt einzig auf die großen Weltbegebenheiten, deren Vorbereitung immer ernsthafter wurde, und den letzten Tagen der Freude einen schauerlichen Reiz dadurch gab, daß mancher, der jetzt fröhlich Theil nahm, einem Verhängniß entgegen ging, das in der gewöhnlichen Ordnung der Natur ihn noch nicht ereilt haben würde. Der bevorstehende große Kampf, in welchem Oesterreichs Geschick ernster als je auf viele Jahre sollte entschieden werden, rief jedes treue Herz zu den Waffen, und eine hohe Begeisterung beseelte die tapfern Schaaren des geprüften Heeres, wie den jungen Muth der neuen Landwehr; jeder Bewohner des glücklichen Landes wollte auch ein Vertheidiger desselben sein; schon strömten Deutsche aus allen Kreisen herzu, um unter den glorreichen Fahnen des Fürsten, der einst ihr Kaiser gewesen, die allgemeine Freiheit zu verfechten! Eine höhere Anstellung rief mich von meinem Regimente nach Prag, wohin ich eiligst abreisen mußte.

Alle meine Einrichtungen waren getroffen, den an=

dern Morgen sollte ich nicht mehr in Wien sein, ich hatte schon früh herzlichen Abschied von Anton genommen, und da dieser bei Eugenien versagt, und ich dadurch für den Abend allein war, so beschloß ich die Zeit im Schauspiel zuzubringen, wo ich noch Theresen zu finden hoffte, welche meine letzten wiederholten Besuche nicht angenommen hatte. Sie war in der Loge ganz allein; als ich ihr meine morgende Abreise ankündigte, konnte sie einige Bestürzung nicht ganz verbergen, und bestimmt von ihrer Theilnahme erzählte ich ihr den Ausgang des Verhältnisses mit Eugenien. Ihre Aufmerksamkeit war höchst gespannt, der wunderbare Zufall, daß ich gerade an jenem Abend den unglücklichen Kutscher wiederfinden mußte, durch den ich schon im ersten Augenblick hätte alles erfahren können, machte sie nachdenklich, und endlich fragte sie, ob es mir denn lieb gewesen wäre, gleich anfangs alles zu erfahren, oder ob ich nicht doch die glückliche Täuschung, die dann unmöglich geworden wäre, vorzöge? Ich aber versicherte, daß die Wahrheit mir um keinen Preis zu theuer sei, und ich den Verlust meines Wahnes schon gar nicht mehr auf die wirkliche Eugenie, die mich nie glücklich gemacht, beziehn könne. — Wir sprachen noch mancherlei über die plötzliche Auflösung der Geschichte, über das seltsame Betragen Antons, und den eben so lügenhaften als verführerischen Reiz Eugeniens. „Ach, wie hätte die glücklich sein können!“ rief Therese mit einmal vor sich hin, ohne gerade zu wollen, daß ich es hörte. — „Wie so?“ fragte ich, „Sie haben doch nicht Ursache, dies zu finden? Sind Sie denn nicht ganz glücklich? Dafür hielt ich Sie ganz! Solche Worte können nur von jemand her-

kommen, der sich zu beklagen hat; Sie sind ja liebenswürdig genug!"— „Das sagen Sie?" versetzte sie ernsthaft, „ich sage Ihnen, ich bin nicht liebenswürdig genug, gerade nicht liebenswürdig genug." Ich sah sie fragend an, als sollte sie weiter reden, allein heftig rief sie aus: „Nicht ein Wort mehr! nicht eine Frage mehr!" und das mit einer Bewegung, die mich wirklich hinderte, weiter zu fragen. Wir sahen Beide vor uns hin, nach einer Weile nahm ich wieder das Wort: „Aber Vorwürfe habe ich Ihnen zu machen, warum haben Sie mir nicht alles gesagt, da Sie's doch wußten? Sie mußten doch unterrichtet sein, warum haben Sie mir es nicht gesagt, wie es mit ihr steht, und in welchen Verbindungen sie lebt, die Ihnen kein Geheimniß sein konnten! Sie mußten es mir sagen!" — „Was ich Ihnen sagte", erwiederte Therese mit Ruhe, „war genug, um Sie aufmerksam zu machen, mehr konnte ich Ihnen nicht sagen, ich nicht!"— „Und warum nicht", versetzte ich, „solche Ursachen kann es nicht geben; reden Sie, ich bitte Sie, reden Sie!" —

Therese weigerte sich lange, ich sah sie nach ängstlichen Ausflüchten suchen, und wurde nur desto dringender, ich bat inständigst, mich nicht abreisen zu lassen, ohne mich über ein Geheimniß, das hier zu walten schiene, und das meine Gedanken unaufhörlich quälen würde, zu beruhigen. — „Nun so hören Sie!" sagte sie endlich, und sah mich lange an, indem mein Auge mit gespannter Erwartung an dem ihrigen hing, sie schien zu stocken, doch nicht zweifelnd, und nach einer großen Stille fuhr sie fort: „Auch ich war schwach genug, mich dieser Zartheit schuldig zu machen, aber es war nicht Zartheit, es war Unmöglichkeit; Neigung, tiefe Neigung hielt mich zurück. —

Sie liebten Eugenien, sie gefiel Ihnen, sie quälte Sie; mehr liebt' ich Sie, mehr quält' ich mich! Nun, da Ihr Glück unmöglich ist, da Ihr Auge mich morgen nicht mehr treffen kann, habe ich auch den unglücklichen Muth, Ihnen zu sagen, wie es mit mir ist und war. Scham, Unglück, das Glück, Sie zu sehen, alles ist verloren. Ich schone mich nicht mehr; jetzt ist es zu spät: Sie kennen die Verwirrung der Welt noch nicht, sie ist größer, als sie denken. Damit Sie mich jetzt nicht für besser halten, als ich bin, so wissen Sie denn, auch ich wurde inzwischen heftig geliebt, und — bin jetzt gebunden nach meinem innersten Gewissen. So ist es mit mir, denken Sie davon, was Sie können, und wie Sie wollen!" —

Erschüttert von einem solchen, unerwarteten Bekenntniß, bedurfte ich einiger Zeit, um mich zu fassen und den ganzen Zusammenhang so trauriger Mißverhältnisse zu überschauen; alles Lob, das Anton jemals über Therese ausgesprochen, das ich selbst mit unbefangenem Herzen ihr gezollt, trat mir jetzt auf's neue entgegen, und hielt mir nur herrlicher die glückliche Möglichkeit vor, die ungenützt an meinem geblendeten Sinne vergebens vorbeigegangen war. Doch war es mehr eine Verwunderung, was ich fühlte, als ein Schmerz, denn was ich nie besessen, noch zu besitzen gesucht, konnte ich nicht für verloren halten; das Geständniß Theresens hatte auch sie über jedes Gefühl der Wehmuth erhoben, und nur der schwere Ernst einer demüthigenden Betrachtung schwebte über uns, daß der Mensch einer fremden Schickung gehorche, die höchstens einzusehen, aber nie zu lenken, seinem Verstande gelingen mag. Das Schauspiel war zu Ende, ich

faßte Theresens Hand, und wir verließen die Loge. „Wir sollten unsre Rollen tauschen", sagte sie im Herausgehen, „so verlangten Sie einst an dieser Stelle: es ist geschehn in einem andern Sinne, als Sie es damals meinten, doch sehen Sie nun selbst, wie nichts damit gebessert ist, daß jede etwas anderes spielte, als sie war!" — Ich brachte Theresen bis zur Thür ihrer Wohnung, wo sie meine Hand zugleich drückte, und mich zurückstieß, und mir ein ewiges Lebewohl sagte. —

1812.

Die Sylphide.

Aus dem Russischen des Fürsten Wladimir Odojeffskii.

(Der Verfasser dieser Erzählung ist unter den lebenden Schriftstellern Rußlands als einer der vorzüglichsten geschätzt, der geistigen Gehalt und elegante Darstellung auf's glücklichste verbindet. Die hier mitgetheilte „Sylphide" gehört eigentlich einer Reihe von Erzählungen an, welche unter dem Namen „das Irrenhaus" künftig ein Ganzes bilden werden, und bei denen der Dichter neben dem poetischen auch ein psychologisches Interesse verfolgt. Abgesehen von dem letztern, das erst in jenem größeren Zusammenhange vollständig hervortreten kann, darf aber auch die bloße Mährchenausstattung als liebliches Spiel der Einbildungskraft hier ihren Reiz und Werth behaupten.)

Wir wollen den Dichter mit Blumen bekränzen, und ihn aus der Stadt führen.
Platon.

Drei Säulen hat das Reich: Dichter, Schwert und Gesetz.
Ueberlieferung nordischer Barden.

Die Dichter werden gebraucht nur zu bestimmten Tagen, um die Hymnen zu dichten für die gesellschaftliche Verfassung.
Einer aus der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts.

! ? ! ?

Neunzehntes Jahrhundert.

Erster Brief.

Endlich bin ich auf dem Gute des seligen Oheims; ich schreibe dir im weiten Großvaterstuhl sitzend, am Fenster; wahrlich, die Aussicht, die ich vor Augen habe, ist nicht sehr herrlich: der Küchengarten, zwei, drei Apfelbäume, der viereckige Teich, das kahle Feld, und weiter nichts; augenscheinlich war der Oheim kein guter Wirth; es wäre interessant zu wissen, was er während funfzig Jahren, die er hier ununterbrochen lebte, wohl getrieben hat. Mag er wohl, wie einer meiner Nachbarn, frühmorgens um fünf Uhr aufgestanden sein, Thee getrunken und grand-patience aufgelegt haben bis zum Mittagessen, dann gegessen, dann sich zum Ausruhen niedergelegt und darauf wieder zur grand-patience gewendet haben bis zur Nacht? — so vergehen 365 Tage. Ich verstehe es nicht. Fragte ich seine Leute, womit sich der Oheim beschäftigte, so antworteten sie mir: „Nun, so, so.“ Mir gefällt diese Antwort über die Maßen. Solch ein Leben hat etwas Poetisches und ich hoffe bald dem Beispiele des Oheims nachzufolgen; wahrlich der Selige war ein gescheidter Mann.

In der That bin ich hier wenigstens kälteren Blutes als in der Stadt, und die Aerzte thaten sehr recht mich hieher zu schicken; wahrscheinlich thaten sie es deßhalb, damit sie mich los wären; aber es scheint ich werde sie betrügen: mein Spleen, du wirst erstaunen, ist beinah vergangen; vergebens meinen sie, daß das zerstreute Leben die mir angebornen Uebel heilen könne; keineswegs: das Weltleben macht schlecht, eben so die Bücher; ich

aber hier — stelle dir mein Glück vor, — sehe beinahe niemanden, und habe kein einziges Buch bei mir! Dies Glück ist gar nicht zu beschreiben, — man muß es erfahren. Wenn ein Buch auf dem Tische liegt, so greift man darnach unwillkürlich, schlägt es auf, liest, der Anfang reizt, verspricht goldene Berge, — man liest weiter, und sieht lauter Seifenblasen, und hat das schreckliche Gefühl, welches alle Gelehrten empfunden haben vom Anfange der Jahrhunderte bis zum jetzigen Jahr einschließlich: Suchen und nicht finden! Dieses Gefühl quälte mich von der Zeit an, da ich anfing meiner bewußt zu werden und ihm schreibe ich diese Augenblicke von Spleen zu, welche den Aerzten beliebt der Galle zuzuschreiben.

Denke jedoch nicht, daß ich völlig als Einsiedler lebe; nach altem Herkommen habe ich als neuer Gutsherr allen meinen Nachbarn, deren zum Glück nicht viele sind, Besuche gemacht, mit ihnen von der Jagd gesprochen, die ich nicht leiden kann, vom Ackerbau, von dem ich nichts verstehe, und von ihren Verwandten, von denen ich in meinem Leben nichts gehört. Aber alle diese Herren sind so zuvorkommend, so gastfreundlich, so aufrichtig, daß ich sie von Herzen liebgewonnen; du kannst dir nicht vorstellen, welchen Reiz für mich ihre völlige, sorglose Unwissenheit hat über alles, was über ihren Sprengel hinausgeht; mit welchem Ergötzen ich ihre unglaublichen Urtheile anhöre über das einzige Exemplar der Moskau'schen Zeitung, das in dem ganzen Bezirk gehalten wird; in diesem, aus Fürsorge in Packpapier eingeschlagenen Exemplar lesen sie der Reihe nach alles, von den Pferdeverkaufs-Anzeigen bis einschließlich zu den gelehrten

Nachrichten; die erstern, versteht sich, lesen sie mit Interesse, und die letztern zum Spaß, — den ich mit ihnen von ganzem Herzen theile, wiewohl aus andrer Ursache, — und damit gewinn' ich mir die allgemeine Achtung. Vorher scheuten sie mich und dachten, daß ich als ein Ankömmling aus der Residenz ihnen Vorlesungen über Chemie oder Fruchtwechsel-Wirthschaft halten würde; aber nachdem ich ihnen geäußert, daß es nach meiner Meinung besser sei nichts zu wissen, als nur so viel zu wissen wie unsre Gelehrten, daß nichts dem Glücke des Menschen so entgegen sei, als viel zu wissen, und daß die Unwissenheit noch niemals die Verdauung gestört, da sahen sie es klar ein, daß ich ein guter Kerl und prächtiger Mensch, und fingen an, ihre mannigfachen Spöttereien über jene Klüglinge auszulassen, welche mit schlechtem Verstand auf ihren Gütern die Kartoffeln eingeführt, Dreschmaschinen, Grützmühlen und mancherlei andre wunderliche Neuerungen: es ist zum Todtlachen! — und jenen Klüglingen geschieht Recht — warum geben sie sich all' die Mühe? Die dreisteren unter meinen neuen Freunden wagen sich auch an die Politik; mehr als alles beunruhigt sie der türkische Sultan von alter Erinnerung her, und der Streit von Tipil-Busi mit Hafis-Busi beschäftigt sie ungemein, auch können sie es nicht herausbringen, weßhalb man Karl den Zehnten jetzt Don Karlos nennt, — glückliche Leute! Wir retten uns vor dem Ekel, den der Seele die Politik erregt, auf künstliche Weise, d. h. wir versagen uns die Zeitungen zu lesen, aber jene auf die natürlichste, d. h. sie lesen sie und verstehen sie nicht.

Gewiß, wenn ich diese Leute betrachte, so überzeuge ich mich mehr und mehr, daß das wahre Glück nur damit bestehen kann, entweder alles zu wissen oder nichts zu wissen, und da das Erstere bis jetzt dem Menschen unmöglich ist, so müssen wir das Letztere wählen. Diesen Gedanken predige ich meinen Nachbarn auf mannigfache Weise, — er ist sehr nach ihrem Sinne, mich aber vergnügt die Rührung, mit der sie mir zuhören; eines nur verstehen sie nicht in mir: daß ich, sonst ein so prächtiger Mensch, weder Punsch trinke, noch Jagdhunde halte; aber ich hoffe, daß sie sich daran gewöhnen, und daß es mir gelingen wird doch wenigstens in unserm Bezirk diese nichtswürdige Aufklärung zu vertilgen, die den Menschen nur außer Geduld setzt, und seinem innersten natürlichen Trieb entgegenstrebt, dem Triebe, mit untergeschlagenen Armen dazusitzen, . . . aber zum Teufel die Philosophie! Sie versteht es, sich in die Gedanken sogar des thierischen Menschen einzumischen. Apropos von Thieren: einige meiner Nachbarn haben allerliebste Töchter, welche man zwar eben nicht mit Blumen vergleichen kann, aber doch mit Küchengarten-Kräutern; sie sind stark und voll, gesund — und kein Wort aus ihnen herauszubringen. Einer meiner nächsten Nachbarn, ein sehr reicher Mann, hat eine Tochter, die — mich dünkt — Katinka heißt, und die man als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten könnte, hätte sie nur nicht die Gewohnheit: das Züngchen zwischen die Zähne zu drücken, und bei jedem Wort, das man ihr sagt, zu erröthen. Ich gab mir Mühe mit ihr ungefähr eine halbe Stuude, und bis jetzt kann ich nicht entscheiden, ob unter dieser schönen Hülle Verstand ist, diese Hülle aber, in der That, ist

schön. In diesen halbschlummernden Aeuglein, in diesem aufgeworfenen Näschen, ist etwas so Liebliches, so Kindliches, daß man unwillkürlich die Lust zum Küssen empfindet. Mir wäre sehr wünschbar, — wie man hier sagt — dieses Püppchen etwas zum Reden zu bringen, und ich will beim nächsten Wiedersehen ein Gespräch anknüpfen, wenn auch nur mit den Worten des unvergleichlichen Iwan Fedorowitsch Sponka *): „Sommers, meine Gnädigste, giebt es sehr viel Fliegen", und ich will sehen, ob aus diesem Gespräch nicht etwas Fortgesetzteres hervorgehen wird, als Iwans Fedorowitsch Unterhaltung mit seiner Braut.

Leb wohl. — Schreibe mir öfters, aber von mir erwarte nur seltne Briefe; mir ist es sehr erfreulich, deine Briefe zu lesen, aber doch gar nicht eben so erfreulich, sie zu beantworten.

Zweiter Brief.

(Zwei Monate nach dem ersten.)

Sprich jetzt noch von der Beständigkeit der menschlichen Seele! Unlängst noch freute ich mich, daß bei mir auch nicht ein einziges Buch zu finden sei; aber der Monat verging nicht, so sehnt' ich mich nach Büchern. Der Anfang war, daß mich meine Nachbarn zum Tode langweilten; du schriebst mir ganz richtig, daß ich ihnen meine ironischen Bemerkungen über die Gelehrten vergebens mittheilte, und daß meine Worte nur ihren dummen Eigendünkel erhöben und ihren Sinn noch mehr

*) Komische Figur aus einem russischen Roman von Gogol.

verwirrten. Ja! ich habe mich überzeugt, mein Freund: Unwissenheit ist kein Heil. Ich fand hier alsbald dieselben Leidenschaften, welche mich von den sogenannten gebildeten Leuten abgewendet, denselben Ehrgeiz, dieselbe Eitelkeit, denselben Neid, denselben Eigennutz, dieselbe Bosheit, dieselbe Schmeichelei, dieselbe Niedrigkeit, nur mit dem Unterschiede, daß alle diese Leidenschaften hier stärker, offner und feiger sind, — dabei die Gegenstände geringer! Ich sage noch mehr: den gebildeten Menschen zerstreut seine Bildung, und seine Seele findet sich wenigstens nicht jede Minute ihres Daseins in voller Erniedrigung; Musik, Gemälde, Erfindungen des Luxus, alles dies nimmt einige Zeit, die der Niedrigkeit verloren geht, — aber meine Freunde näher zu kennen ist schrecklich; der Egoismus durchdringt, so zu sagen, ihr ganzes Wesen; im Kauf betrügen, einen ungerechten Prozeß gewinnen, Bestechungen annehmen — gilt nicht insgeheim, sondern geradezu und öffentlich, als Handlung eines klugen Mannes; jemanden zu schmeicheln, von dem großer Vortheil zu erlangen steht, wird als Schuldigkeit eines wohlgezogenen Mannes angesehen; langjährige Bosheit und Rachsucht — als ganz natürliche Sache; Trunkenheit, Kartenspiel, und eine Ausschweifung, wie sie in den Kopf eines gebildeten Menschen niemals eingeht, — als unschuldige, erlaubte Erholung. Und dabei sind sie unglücklich, beklagen sich und verwünschen ihr Leben. — Wie könnt' es auch anders sein! All diese Unsittlichkeit, all diese gänzliche Vergessenheit menschlicher Würde geht vom Großvater auf den Vater über, von dem Vater auf den Sohn, durch väterliche Unterweisung und Beispiel, und steckt so ganze Geschlechter an. Ich begriff, indem

ich diese Herren näher beobachtete, warum die Unsittlichkeit so enge mit der Unwissenheit verbunden ist, die Unwissenheit hinwieder mit dem Unglück: das Christenthum ruft nicht umsonst den Menschen zum Vergessen des hiesigen Lebens auf; jemehr der Mensch die Aufmerksamkeit auf seine materiellen (sinnlichen) Bedürfnisse wendet, je höher alle häuslichen Angelegenheiten ihm gelten, die häuslichen Verdrüsse, die Reden der Leute, ihr Benehmen gegen ihn, die kleinlichen Vergnügungen, mit Einem Worte, alle Kleinlichkeit des Lebens, — desto unglücklicher ist er. Diese Kleinigkeiten werden für ihn das Ziel des Daseins, für sie bemüht er sich, ereifert er sich, verwendet er jede Minute des Tages, opfert er alles Heilige der Seele, und wie diese Kleinigkeiten unzählig sind, so unterwirft er sich seiner Seele unzähligen Aufreizungen: der Karakter verschlechtert sich; alle höheren, abstrakten, beruhigenden Vorstellungen werden vergessen; Duldung, diese höchste der Tugenden, verschwindet; — und ohne seinen Willen wird der Mensch böse, jähzornig, grollend, ungeduldig; das Innere seiner Seele wird zur Hölle. Beispiele hievon sehen wir jeden Tag: der Mensch, der immer beunruhigt ist, ob man nicht im Verhältniß zu ihm die Hochachtung oder die Höflichkeit verletzt, die Wirthin vom Hause, die ganz in die Aufsicht ihrer Wirthschaft vertieft ist, der Wucherer, der nur auf Mehrung seiner Prozente sinnt, der Beamte, der in dem pedantischen Kanzleiwesen die wahre Bestimmung des Dienstes außer Acht läßt, der Mensch, der in niedern Berechnungen seiner Würde vergißt, — sehet nur diese Leute in ihrem häuslichen Kreise, im Verhältniß zu Untergebenen — sie sind schauderhaft; ihr Leben ist eine

ununterbrochene Sorge, die niemals ihr Ziel erreicht, denn sie haben so viel mit den Mitteln zum Leben zu thun, daß sie nicht zum Leben selbst gelangen! — In Folge dieser traurigen Beobachtungen über meine ländlichen Freunde schloß ich mich ein, und befahl, keinen von ihnen zu mir zu lassen. Wie ich nun allein war, durchschritt ich das Zimmer, blickte einigemal nach meinem viereckigen Teich, versuchte, ob ich ihn wohl zeichnen könnte, aber du weißt, daß der Bleistift nie recht meine Sache war, ich gab mir Mühe und Mühe: eine Sudelei kam zu Stande! Ich legte mich auf Dichten, — es erhob sich der gewohnte Streit zwischen Gedanken, Füßen und Reimen; ich fing sogar das Singen an, wiewohl ich niemals auch nur di tanti palpiti herauszubringen vermochte, — und zuletzt ach! rief ich den alten Verwalter meines seligen Oheims herbei, und unwillkürlich fragt' ich ihn: „Hat denn der Oheim niemals eine Bibliothek gehabt?" Der gute Alte verbeugte sich tief und antwortete: — „Nein, lieber Herr, dergleichen haben wir nie gehabt." — „Was ist aber da", fragt' ich, „in diesen versiegelten Schränken, die ich im Oberzimmer sah?" — „Dort, lieber Herr, liegen Bücher; beim Tode Ihres Oheims hat die Tante diese Schränke versiegeln lassen, und befohlen, daß niemand je sie anrühren sollte." — „Oeffne sie."

Wir gingen in das Oberzimmer, der Verwalter riß die kaum noch haltenden Wachssiegel ab — die Schränke gingen auf, und was erblickt' ich? Der Oheim — was ich bis dahin nie vermuthete — war ein großer Mystiker. Die Schränke waren mit Schriften angefüllt, von Paracelsus, dem Grafen Gabalis, Arnold Villanova, Raymund Lullus, und andern Alchemisten und Kabalisten.

Ich bemerkte sogar in dem Schranke einige Reste chemischen Geräths. Wahrhaftig, der selige Alte suchte den Stein der Weisen — der Schäker! und wie er das geheim zu halten verstand!

Da ich ohne Beschäftigung war, so warf ich mich auf die Bücher, die sich fanden, und jetzt, stelle dir mich vor, einen Menschen im neunzehnten Jahrhundert über großen Folianten sitzend und mit ganzer Seele eine Abhandlung lesend: von der ersten Materie, von der allgemeinen Elektrizität, von dem Sonnengeiste, von der nördlichen Feuchtigkeit, von den Sternengeistern, und andern dergleichen. Lächerlich und langweilig und interessant. Bei diesen Beeiferungen vergaß ich beinah meiner Nachbarin, obgleich ihr Vater (der einzige ordentliche, wiewohl auch langweilige Mensch im ganzen Sprengel) mich öfters besucht und sehr zuvorkommend für mich ist; aber was ich von ihr höre, alles zeigt, daß sie, nach dem alten Ausdruck, ein sehr würdiges Mädchen ist, d. h. eine große Mitgift hat; nebenher vernehme ich, daß sie viel Gutes thut, z. B. armen Mädchen zum Heirathen verhilft, ihnen Geld giebt für die Hochzeitskosten, und oft den Zorn ihres Vaters, eines sehr hitzigen Mannes, zu besänftigen weiß; alle Bewohner der Umgegend nennen sie einen Engel. Das alles ist nicht hiesiger Art; übrigens haben diese Mädchen immer große Neigung zum Verheirathen, wenn nicht sich selber, doch andre. Weßhalb wohl das? —

Dritter Brief.

(Zwei Monate später.)

Vermuthlich denkst du, daß ich mich nicht nur verliebt, sondern sogar verheirathet habe, — aber du irrest. Ganz mit andern Dingen bin ich beschäftigt, ich trinke — und weißt du wohl was? Was ersinnt nicht der Müssiggang! Ich trinke Wasser, lache nicht — höre erst; welcherlei Wasser. Wie ich in der Bibliothek meines Oheims herumwühle, finde ich ein handschriftliches Buch, worin verschiedene Rezepte zum Geisterzitiren enthalten sind. Viele darunter sind äußerst lächerlich; dort wird eine Leber von einer weißen Krähe erfordert, hier Glassalz, da Diamantenbaum, und meistentheils sind alle Substanzen von der Art, daß du sie in keiner einzigen Apotheke finden magst. Unter andern Rezepten fand ich folgendes: „Die Elementargeister", sagt der Autor „lieben die Menschen sehr, und von Seiten dieser bedarf es nur der kleinsten Bemühung, um mit jenen in Verkehr zu treten, so z. B. ist es hinreichend, um die in der Luft schwebenden Geister zu sehen, daß man die Sonnenstrahlen in ein Glas Wasser sammelt, und dieses jeden Tag trinkt. Durch dieses geheimnißvolle Mittel wird der Sonnengeist allmählig in den Menschen eingehen, und dessen Augen werden sich für eine neue Welt eröffnen. Wer es unternimmt, sich mit ihnen vermittelst eines der edlen Metalle zu vermählen, der wird selbst die Sprache der Elementargeister verstehen, die Art ihres Lebens erkennen, und sein Dasein wird sich mit dem Dasein des von ihm auserwählten Geistes vereinigen, — der ihm Kenntniß von solchen Geheimnissen der Natur geben wird, . . . aber mehr dürfen wir nicht

sagen . . . Sapienti sat. . . hier ist auch ohnedies viel, schon viel gesagt für die Erleuchtung deines Verstandes, geliebter Leser, u. s. w." Dieses Mittel schien mir so einfach, daß ich es zu versuchen beschloß, wenn auch nur deßhalb, mich in Wahrheit rühmen zu können, daß ich an mir ein kabalistisches Geheimniß versucht habe. Ich gedachte jener Undine, die mich in der Kindheit so erfreute, — aber da ich nicht wünschte mit ihrem Oheim in Händel zu kommen, so begehrte ich eine Sylphide zu sehen; mit diesem Gedanken — was thut nicht der Müssiggang? — warf ich einen Türkisring in ein mit Wasser gefülltes Krystallgefäß, stellte dies Wasser in die Sonne, und so trink' ich es Abends vor dem Schlafengehen, und finde bis jetzt, daß dies wenigstens sehr gesund ist; irgend eine Elementarkraft davon spüre ich noch nicht, aber wohl ist mein Schlaf seitdem ruhiger.

Weißt du, daß ich nicht aufhöre meine Kabalisten und Alchemisten zu lesen, und weißt du was ich dir noch sage: diese Bücher ziehen mich sehr an. Wie freundlich, wie aufrichtig sind ihre Verfasser. „Unser Werk" — sagen sie — „ist sehr einfach: eine Frau kann, ohne ihren Spinnrocken zu verlassen, dasselbe vollbringen, — wisse nur uns zu verstehen." — „Vor meinen Augen" — sagt einer — „geschah es, daß Paracelsus eilf Pfund Blei in Gold verwandelte." — „Ich selbst" — sagt ein andrer — „ich selbst verstehe den Urstoff aus der Natur hervorzuziehen, und kann vermittelst derselben leicht alle Metalle eines in das andere nach Belieben umwandeln." — „Im vergangnen Jahr" — sagt ein dritter — „machte ich aus Thon einen sehr schönen Hyazinth", u. s. w. Bei jedem dieser Schriftsteller folgt nach solchem naiven Ge-

ständniß ein kurzes, aber lebenerfülltes Gebet. — Mich bewegt außerordentlich dieser Anblick: ein Mensch spricht mit Verachtung von dem, was sie die Gelehrsamkeit der Profanen nennen, d. h. unsere; mit stolzer Selbstgewißheit dringt oder glaubt er zu dringen bis zu den letzten Gränzen der menschlichen Kraft, — und auf diesem hohen Standpunkte demüthigt er sich, indem er sich mit dankbarem, einfältigem Gebet zu dem Allerhöchsten wendet. Unwillkürlich glaubt man dem Wissen eines solchen Menschen; nur der Unwissende kann ein Atheist sein, wie nur der Atheist ein Unwissender. Wir stolze Betriebsame des neunzehnten Jahrhunderts, wir vernachlässigen mit Unrecht diese Bücher, und wollen gar nichts von ihnen wissen. Unter mannigfacher Thorheit, worin sich die Kindheit der Physik zu erkennen giebt, fand ich viele tiefe Gedanken; viele dieser Gedanken konnten im achtzehnten Jahrhundert irrig scheinen, aber jetzt wird ein großer Theil derselben durch neue Entdeckungen bestätigt: es ging mit ihnen wie mit dem Drachen, den man vor dreißig Jahren für ein fabelhaftes Wesen hielt, und den man jetzt unter den vorweltlichen Thieren sichtlich aufgefunden hat. Sage, sollen wir jetzt an der Möglichkeit zweifeln, Blei in Gold zu verwandeln, in dieser Zeit, wo wir das Mittel gefunden haben, Wasser zu machen, das so lange Zeit für ein uranfängliches Element galt? Welcher Chemiker versagt sich den Versuch, den Diamant zu zerstören und ihn auf's neue in seine erste Gestalt wiederherzustellen? Aber wodurch ist der Gedanke, Gold zu machen, lächerlicher als der Gedanke, Diamanten zu machen? Mit Einem Worte, lache über mich wie du willst, aber ich versichere dir, daß diese vergessenen Leute unsrer Aufmerk-

samkeit würdig sind; wenn es nicht möglich ist, ihnen in allem zu glauben, so ist es doch andrerseits auch nicht möglich zu bezweifeln, daß ihre Schriften auf solche Kenntnisse hindeuten, die sich jetzt verloren haben, und die es gar nicht übel wäre auf's neue zu finden; hievon wirst du dich überzeugen, wenn ich dir einen Auszug aus der Bibliothek meines Oheims schicken werde.

Vierter Brief.

In meinem letzten Briefe vergaß ich dir gerade das zu schreiben, weßwegen ich ihn angefangen hatte. Die Sache ist diese, daß ich, mein Freund, mich in seltsamer Verlegenheit befinde und dich um Rath bitte: ich schrieb dir schon mehrmals von Katinka, der Tochter meines Nachbars; es gelang mir endlich, sie zum Reden zu bringen, und ich erkannte, daß sie nicht nur natürlichen Verstand und ein reines Herz hat, sondern auch noch eine völlig unvermuthete Eigenschaft: nämlich, daß sie ganz und gar verliebt in mich ist. Gestern besuchte mich ihr Vater und trug mir eine Sache vor, von der ich bisher, weil ich alle Geschäfte meinem Verwalter übergeben, nur flüchtig gehört hatte; zwischen uns ist ein Prozeß anhängig über einige tausend Desätinen Wald, welche das Haupteinkommen meiner Bauern ausmachen; dieser Prozeß zieht sich schon über dreißig Jahre hin, und wenn er nicht zu meinen Gunsten endet, so sind meine Bauern völlig zu Grunde gerichtet. Du siehst, die Sache ist sehr wichtig. Mein Nachbar trug sie mir mit der höchsten Umständlichkeit vor, und endigte mit dem Vorschlag, uns friedlich zu vergleichen; damit aber dieser Frieden fester

würde, so gab er mir durch seine Anspielungen zu verstehen, daß er sehr wünschte mich zum Schwiegersohn zu haben. Das war völlig eine Vaudeville-Scene, aber sie machte mich doch nachdenklich. In der That, wie steht es mit mir? Meine Jugend ist schon vorüber, ein großer Mann werd' ich nicht mehr, alles ist mir zum Ueberdruß; Käthchen ist ein sehr liebes, folgsames, stilles Mädchen; wenn ich sie heirathe, so beendige ich einen dummen Prozeß und verübe vielleicht das einzige gute Werk im Leben: ich sichere den Wohlstand meiner Bauern; mit Einem Worte, ich bin sehr geneigt, Käthchen zu heirathen, ein Leben als gesetzter Gutsherr anzufangen, der Frau die Verwaltung aller Geschäfte zu übertragen, und selber den ganzen Tag still zu sein und Taback zu rauchen. Das wäre doch ein Paradies, nicht wahr?... Dies alles dient nur zur Einleitung, dir zu sagen, daß ich schon zur Heirath entschlossen bin, aber dem Vater Kata's noch nichts davon gesagt habe, noch sagen werde, bis ich nicht deine Antwort auf diese Frage abgewartet: wie meinst du, schick' ich mich wohl zu einem Ehemann? wird mich vom Spleen eine Frau retten, welche, vergiß das nicht, die Gewohnheit hat, ganze Tage kein Wort zu reden, und folglich gar kein Mittel besitzt mich zu langweilen? mit Einem Worte, soll ich noch warten, bis irgend etwas Neues, Unverhofftes, Eigenthümliches aus mir hervorgeht, oder hab' ich ganz einfach meine Laufbahn, wie man zu sagen pflegt, schon beendigt, und bleibt mir nur übrig, dafür zu sorgen, daß aus meiner Person möge so viel als möglich Spermaceti gemacht werden können? Ich erwarte deine Antwort mit Ungeduld.

Fünfter Brief.

Ich danke dir, mein Freund, für deine Entschlossenheit, deinen Rath, und für den Segen! Kaum hatte ich deinen Brief empfangen, so ritt ich zum Vater meiner Kata, und machte förmlich meinen Antrag. Hättest du doch nur gesehen, wie Kata sich freute, erröthete! Sie sagte mir sogar folgende Phrase, in welche sich ganz ihre reine und unschuldige Seele ergoß: „Ich weiß nicht", sagte sie zu mir, „ob es mir gelingen wird, aber ich werde mich bemühen, Euch so glücklich zu machen, wie ich selber glücklich sein werde." Diese Worte sind sehr einfach, aber wenn du gehört hättest, mit welchem Ausdruck sie gesprochen wurden! Du weißt, daß oft in Einem Worte mehr Gefühl liegt, als in einer langen Rede; ich sah eine ganze Welt von Gedanken in Käthchens Worten: sie müssen ihr schwer angekommen sein, und ich weiß es ganz zu würdigen, welche Kraft ihr die Liebe gab, um die jungfräuliche Schüchternheit so zu überwinden. Die Handlungen des Menschen sind bedeutend im Verhältniß der Kräfte, die er besitzt, und ich glaubte bisher, die Schüchternheit zu überwinden sei für Kata über ihre Kräfte... Nach diesem kannst du dir vorstellen, daß wir uns umarmten, küßten, der Alte weinte, und nach Beendigung der Fasten geht es in fröhlichem Schmausen auf die Hochzeit los. Daß du nur unfehlbar kommest! wirf alle deine Geschäfte beiseit, — ich will, daß du ein Zeuge meines, wie man zu sagen pflegt, Glückes seist; komm wenigstens um der Merkwürdigkeit willen, dir einen Bräutigam mit seiner Braut anzusehen, wie du deren

gewiß noch niemals erblickt hast: sie sitzen einander gegenüber, sehen einander mit beiden Augen an, beide schweigen, und beide sind sehr zufrieden.

Sechster Brief.

(Eine Woche später.)

Ich weiß nicht, wie meinen Brief anfangen; du wirst mich für verrückt halten; du wirst lachen, mich schelten; alles erlaub' ich dir, erlaube dir sogar, mir nicht zu glauben; aber ich vermag nicht an dem zu zweifeln, was ich mit eignen Augen gesehen, und noch täglich sehe. Nein! in den Rezepten meines Oheims ist nicht alles aberwitzig. Wirklich ist dies ein Ueberbleibsel alter Geheimnisse, welche bis jetzt in der Natur vorhanden sind, und wir wissen vieles noch nicht, vieles haben wir vergessen, und viel Wahres halten wir für Unsinn. Hier ist, was sich mir ereignet hat, lies und erstaune: meine Unterhaltungen mit Kata, wie du dir leicht vorstellen kannst, ließen mich meines Gefäßes mit Sonnenwasser nicht vergessen; du weißt, Wißbegierde, oder, um aufrichtiger zu reden, Neugierde, ist mein eigentliches Element, das sich allen meinen Angelegenheiten beimischt, sie bedingt, und mich zu leben hindert; ich komme niemals davon los; immer reizt etwas, immer harrt irgend was in der Ferne, die Seele sehnt sich, leidet, — und was wird daraus . . . Aber kehren wir zur Sache zurück. Gestern Abend ging ich zu dem Gefäß hinan, und bemerkte in meinem Ringe eine Art von Bewegung. Anfangs dachte ich, dies sei eine optische Täuschung, und um mich zu überzeugen nahm ich das Gefäß in die Hände; aber kaum machte ich die kleinste Bewegung, als

wein Ring sich in kleine blaue und goldne Funken zertheilte, sie zogen auf dem Wasser feine Fäden und bald verschwanden sie völlig, dagegen wurde das Wasser ganz golden mit blauem Schillern. Ich setzte das Gefäß an seine frühere Stelle, und auf dem Boden desselben war mein Ring gleich wieder zusammengeflossen. Ich gestehe dir, daß mir unwillkürlich ein Schauder durch den ganzen Körper lief; ich rief den Diener herbei, und fragte ihn, ob er etwas in meinem Gefäß bemerkte; er sagte nein. Da erkannte ich, daß diese seltsame Erscheinung nur für mich allein sichtbar sei. Um dem Diener keinen Anlaß zu geben meiner zu spotten, schickte ich ihn weg mit dem Bemerken, das Wasser schiene mir nicht rein. Als ich allein geblieben war, wiederholte ich meinen Versuch lange Zeit, und dachte über diese wundervolle Erscheinung nach. — Ich goß mehrmals das Wasser aus einem Gefäß in das andere über, jedesmal wiederholte sich diese Erscheinung mit erstaunenswürdiger Genauigkeit, und doch ist sie durch keinerlei physische Gesetze zu erklären. Ist es denn in der That wirklich so? Bin ich dazu erkoren, dieses wunderbare Geheimniß zu sehen? Mich dünkt es so wichtig, daß ich entschlossen bin, dasselbe bis zum Schlusse zu verfolgen. Schon vorher war ich eifrig über meine Bücher, und jetzt, da dieser Versuch vor meinen Augen sich bewerkstelligt hat, macht alles mehr und mehr deutlich, daß der Mensch mit einer andern, uns entrückten Welt in Verbindung steht. Was wird noch ferner sein! . .

Siebenter Brief.

Nein, mein Freund, du hast dich geirrt und ich ebenfalls. Ich bin vorherbestimmt, Zeuge eines großen Geheimnisses der Natur zu sein und dasselbe den Menschen zu verkündigen, sie an die wunderbare Kraft zu erinnern, die sich in ihrer Macht befindet und deren sie vergessen haben; sie zu erinnern, daß wir von andern bis jetzt ihnen unbekannten Welten umgeben sind Und wie einfach sind alle Handlungen der Natur! Welch einfache Hülfsmittel wendet sie zur Hervorbringung solcher Dinge an, welche den Menschen verwirren und erschrecken! Höre und erstaune:

Gestern, vertieft in Betrachtung meines wunderbaren Ringes, bemerkte ich auf's neue eine Art von Bewegung darin: ich schaue — auf dem Wasser erheben sich blaue Wellen; und in ihnen brechen sich regenbogenfarbige, opalartige Strahlen; der Türkis verwandelte sich in einen Opal, und von ihm stieg im Wasser wie eine Art Sonnenschein aufwärts, alles Wasser gerieth in Wallung, goldne Quellen sprangen empor und zerstreuten sich in blaue Funken. Nun entstand eine Vereinigung aller möglichen Farben, welche bald in undeutlichen Schattirungen zusammenflossen, bald hell auseinander traten. Endlich verschwand der Regenbogenglanz, und an seine Stelle trat eine blasse, grünliche Farbe; über den grünlichen Wellen zogen sich rosige Fäden, verflochten sich untereinander und flossen auf dem Boden des Gefäßes in eine schöne, volle Rose zusammen — und alles wurde still: das Wasser klärte sich, nur die Blumenblätter der üppigen Blume

schwankten leise. So vergingen wieder einige Tage; seitdem stehe ich jeden Tag frühmorgens auf, trete zu meiner geheimnißvollen Rose hinan und erwarte ein neues Wunder; allein vergebens — die Rose blüht still weiter, und ich bemerke sonst nichts, als daß sie mein ganzes Zimmer mit unaussprechlichem Wohlgeruch erfüllt. — Ich gedenke unwillkürlich dessen, was ich in einem meiner kabalistischen Bücher gelesen habe, daß die Elementargeister alle Reiche der Natur durchwandeln, bevor sie ihre wirkliche Gestalt erlangen. Wunderbar! Wunderbar!

(Einige Tage nachher.)

Heute sah ich nach meiner Rose, und gewahrte in ihrer Mitte etwas Neues... damit ich sie besser betrachten könnte, erhob ich das Gefäß und wollte die Flüssigkeit in ein anderes übergießen, aber kaum hatte ich es in Bewegung gebracht, als wieder grüne und rosige Fäden sich von der Rose her aufzogen und mit gestreifter Strömung in das Wasser übergingen, und dann auf's neue zeigte sich mir auf dem Boden des Gefäßes die schöne Blume: alles beruhigte sich, nur schimmerte etwas in ihrer Mitte: die Blätter öffneten sich allmählig, und — ich traute meinen Augen nicht! — zwischen orangefarbenen Staubfäden ruhte — wirst du mir glauben? ruhte ein wunderbares, nie gesehenes, unglaubliches Wesen — mit Einem Worte, eine Frauengestalt, den Augen kaum erkennbar! Wie soll ich dir das Gemisch von Entzücken und Schauder beschreiben, das ich in diesem Augenblick empfand! — Die Frauengestalt war nicht ein Kind; stelle dir das Miniaturbild eines Frauenzimmers in der vollen Blüthe der Jahre vor, und du wirst einen schwachen Begriff des

Wunders erlangen, das vor meinen Augen war; nachlässig ruhte sie in ihrem weichen Lager und ihre bräunlichen Locken schwankten von dem Zittern des Wassers, bald enthüllten sie, bald verbargen sie wieder meinen Augen die Fülle jungfräulicher Reize. Sie war, so schien es, in tiefen Schlaf versunken, und ich, begierig die Augen auf sie heftend, hielt den Athem an, damit ich ihre süße Ruhe nicht unterbräche.

O, jetzt glaub' ich den Kabalisten; ich wundre mich nur, wie ich früher mit lächelndem Unglauben auf sie blickte; nein! wenn Wahrheit auf dieser Welt ist, so ist sie einzig nur in jenen Werken! Ich bemerkte jetzt erst, daß sie hierin unsern gewöhnlichen Gelehrten ungleich, nicht mit einander streiten, nicht einer dem andern widersprechen; alle sprechen von einem und demselben Geheimniß; nur ihr Ausdruck ist verschieden, verständlich aber sind sie für denjenigen, der in ihre geheimen Gedanken eindrang! Leb wohl! Entschlossen wie ich bin, dieses Geheimniß der Natur bis zu Ende zu verfolgen, habe ich den Verkehr mit den Menschen abgebrochen; eine andre, neue, geheimnißvolle Welt erschließt sich mir; nur der Nachwelt will ich die Geschichte meiner Entdeckung überliefern. — Ja, mein Freund, ich bin zu Großem auserwählt in diesem Leben!

Brief des Gabriel Sophronowitsch Reshenskii an den Herausgeber.

Geehrtester Herr,

Obwohl ich nicht die Ehre habe persönlich Sie zu kennen, hoffe ich doch bei Ihnen entschuldigt zu sein, wenn ich in Kenntniß Ihrer engen Freundschaft mit Michael

Platonowitsch den Entschluß fasse, Sie mit meinem Schreiben zu belästigen. Ihnen ist es gewiß nicht unbekannt, daß ich mit seinem seligen Oheim, in dessen Erbschaft er gesetzlich eingetreten, einen Prozeß über eine bedeutende Nutzung von Bau- und Brennholz hatte. Da Ihr Freund eine Neigung für meine älteste Tochter Katharina Gabrilowna empfand, so trug er sich mir zum Schwiegersohn an, wozu ich, wie Ihnen bekannt, meine Zustimmung äußerte; demzufolge stellte ich, in Hoffnung beiderseitigen Vortheils, den Prozeß ein; aber nun finde ich mich in äußerster Verlegenheit. Bald nach der Verlobung, als auch bereits allen Bekannten die Anzeige davon gemacht und die Aussteuer meiner Tochter völlig bereitet war, so wie alle erfoderlichen Schriften ausgefertigt, brach Michael Platonowitsch plötzlich seine Besuche bei mir ab. Ich hielt ein ihm zugestoßenes Unwohlsein für die Ursache, und schickte einen Diener zu ihm, und endlich meine Altersschwäche nicht beachtend, machte ich mich selbst auf den Weg; es hätte mir ungeziemend und beleidigend geschienen, ihn daran zu erinnern, daß er seiner Braut vergäße, aber er entschuldigte sich nicht einmal; er sprach mir nur von einem unternommenen, wichtigen Geschäft, das er vor der Hochzeit beendigen müsse, und das während einiger Zeit seine ununterbrochene Aufmerksamkeit und Sorgfalt erfordere. Ich vermuthete, daß er eine Pottaschfabrik zu errichten vorhabe, wovon er früher gegen mich bisweilen Erwähnung gethan; ich meinte, er könne mich überraschen und für mich ein Hochzeitsgeschenk bereiten wollen, um augenscheinlich darzuthun, daß er sich mit etwas Nützlichem zu beschäftigen wisse, indem ich ihn öfters wegen seiner Unthätigkeit getadelt hatte;

aber für solche Fabrik bemerkte ich keinerlei Vorbereitungen, noch sehe ich deren jetzt. Ich dachte nun einige Zeit zu warten, und zu sehen was ferner geschehen würde, als ich gestern zu meinem höchsten Erstaunen erfuhr, daß er sich eingeschlossen hat und niemanden zu sich läßt, ja daß man sogar das Essen ihm durch das Fenster reicht. Da kam mir, geehrtester Herr, ein seltsamer Gedanke in den Kopf. Der selige Oheim lebte in demselben Hause und galt in unserm Bezirk für einen Schwarzkünstler; ich, mein Herr, habe auch vormals auf der Universität studirt, und bin zwar etwas zurückgeblieben, aber an die Schwarzkunst glaub ich nicht; jedoch was kann dem Menschen nicht begegnen, besonders einem solchen Philosophen, wie Ihr Freund einer ist! Was mich aber noch mehr überzeugt, daß dem Michael Platonowitsch etwas nicht Gutes zugestoßen, ist das Gerücht, das an mich gelangt ist, er säße ganze Tage und blicke auf ein Gefäß mit Wasser. Unter solchen Umständen, geehrtester Herr, wende ich mich an Sie mit der unterthänigsten Bitte, Ihre Hieherkunft unverzüglich zu beeilen, um Ihren Freund, gemäß Ihrer ihm gewidmeten Theilnahme, bestens zu berathen, und damit auch ich erfahren möge, wie ich mich zu verhalten habe; ob ich auf's neue den Prozeß anfangen oder die bestimmte Sache zu Ende führen soll; denn ich selbst, nach der von Ihrem Freunde mir zugefügten Beleidigung, kann nicht mehr zu ihm in's Haus gehen, obgleich mein Käthchen mit bittern Thränen darum bittet. In der Hoffnung, Sie baldigst zu sehen, habe ich die Ehre u. s. w.

Erzählung.

Nach Empfang dieses Briefes glaubt' ich vor allem mich an einen mir bekannten Arzt wenden zu müssen, einen sehr erfahrnen und gelehrten Mann. — Ich zeigte ihm die Briefe meines Freundes, erzählte ihm den ganzen Hergang, und fragte ihn, ob er aus allem diesen sich irgend vernehmen könne? ... „Alles dies", antwortete mir der Doktor, „ist sehr klar, und gar nicht neu für den Arzt... Ihr Freund hat ganz einfach den Verstand verloren." — „Aber lesen Sie doch seine Briefe, — versetzte ich, — ist darin das kleinste Merkmal von Wahnsinn? Den seltsamen Gegenstand derselben bei Seite gesetzt, werden Sie darin nur die besonnene Beschreibung einer physischen Erscheinung sehen...." —

„Alles dies ist uns klar, ..." wiederholte der Arzt... „Sie wissen, wir unterscheiden mehrere Gattungen des Wahnsinns — vesaniae. Zur ersten Gattung gehören alle Arten der Wuth — hieher ist der Fall Ihres Freundes nicht zu rechnen; die zweite Gattung begreift in sich, erstens die Neigung zu Visionen — hallucinationes, zweitens den Glauben an die Gemeinschaft mit Geistern — daemonomania. Es ist ganz begreiflich, daß Ihr Freund, von Natur zur Hypochondrie geneigt, auf dem Lande einsam, ohne irgend eine Zerstreuung, sich in das Lesen solchen Unsinns vertiefte, dieses Lesen wirkte auf seine Gehirnnerven, die Nerven.."

Noch lange erklärte mir der Doktor, welchergestalt ein Mensch bei vollem Verstande und doch toll sein könne, zu sehen glaube, was er nicht sieht, zu hören, was er nicht

hört; zu meinem höchsten Bedauern kann ich dem Leser diese Erklärungen nicht mittheilen, denn ich verstand nichts davon, aber, durch die Beweisführungen des Doktors überzeugt, unterließ ich nicht ihn einzuladen, mich auf das Gut meines Freundes zu begleiten.

Michael Platonowitsch lag auf dem Bette, mager, blaß; während mehrerer Tage hatte er gar keine Nahrung zu sich genommen — als wir zu ihm traten, kannte er uns nicht, wiewohl seine Augen offen standen; in ihnen brannte eine Art wilden Feuers; auf alle unsre Anreden erwiederte er kein Wort.... Auf dem Tische lagen beschriebene Blätter Papier — ich konnte nur wenige Zeilen davon herausbringen, hier sind sie:

Bruchstücke aus dem Tagebuche des Michael Platonowitsch.

„Wer bist du?"

— Ich habe keinen Namen — ich bedarf dessen nicht....

„Woher kommst du?"

— Ich bin dein — das ist alles was ich weiß — dir gehör' ich an, und keinem Andern, — aber warum bist du hier? wo es so schwül und kalt ist; bei uns wohnt die Sonne, klingen die Blumen, — duften die Klänge — zu mir — zu mir.... Wie schwer ist deine Kleidung — wirf sie ab, wirf sie ab.... Nein, noch kannst du nicht in unsere Welt gelangen.... Aber ich lasse dich nicht! — Wie alles todt ist in deiner Wohnung... Alles Lebendige ist bedeckt mit kalter Hülle — zerreiße, zerreiße sie!

„Das hier ist eure Wissenschaft?... Das eure Kunst?... Ihr sondert Zeit von Zeit und Raum von Raum, und sterbet nicht aus Langerweile — zu mir, zu mir — schnell, schnell....

„Du bist dieses stolze Rom, die Hauptstadt der Jahrhunderte und der Völker? Wie hat sich das Epheu über deine Trümmer hingebreitet.... Aber die Trümmer bewegen sich, aus dem grünen Boden erheben sich mannigfach gestaltete Säulen, sie stellen sich in harmonischer Ordnung auf, — kühn biegt sich das Gewölbe über sie hin, den Staub der Jahrhunderte abschüttelnd belegt sich der Fußboden mit spielender Mosaik, — auf dem Fußboden drängen sich lebendige Menschen, starke Klänge der alten Sprache verfließen mit dem Geräusch der Wogen — der Redner im weißen Gewand mit dem Kranz auf dem Haupte erhebt die Hand... und alles ist verschwunden — prächtige Gebäude sinken zur Erde, — die Säulen biegen sich, die Wölbungen graben sich in die Erde, das Epheu windet sich auf's neue über die Trümmer hin — alles ist still geworden, — die Glocke ladet zum Gebet ein, der Tempel ist eröffnet, man hört Klänge der Orgel — tausend harmonische Uebergänge schweben unter meinen Fingern, Gedanke stürzt sich auf Gedanke, sie jagen einander wie Traumgesichte — wär' es möglich, sie zu ergreifen, sie festzuhalten? — und die gehorsame Orgel auf's neue wiederholt, als getreues Echo, alle augenblicklichen, unwiederbringlichen Bewegungen der Seele.... Der Tempel verödet, der Mondschein fällt auf zahllose Statuen — sie verlassen ihre Plätze, schreiten voller Leben an mir vorüber, ihre Reden sind alt und neu, ihr Lächeln und ihr Blick

bedeutungsvoll — und auf's neue lehnen sie sich auf ihre Fußgestelle, und auf's neue fällt der Mondschein auf die Statuen.... Schon spät ist es... unser harrt das muntre stille Gemach, vor den Fenstern schimmert der Tiber, über ihm das Kapitol der ewigen Stadt... Bezauberndes Bild — es fließt zusammen in dem engen Rahmen unsres Gemachs, ha! dort ist ein andres Rom, ein andrer Tiber, ein andres Kapitol — wie munter prasselt das Feuer.... umarme mich, reizendes Mädchen.... In dem Perlenpokal wallt das funkelnde Naß... trinke... trinke... Dort wirbelt in Flocken der Schnee und verwischt die Spur des Weges — hier erwärmen mich deine Umarmungen....

Rennet, rasche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee, wirbelt empor zur Säule den eisigen Staub, in jedem Stäubchen glänzet die Sonne — Rosen erblühen auf dem Antlitz der Geliebten — sie schmiegte mit duftigen Lippen sich mir an — wo fandest du diese Kunst des Küssens? Alles brennt in dir und heiße Feuchtigkeit umwallt jede Faser meines Leibes.... Rennet, rasche Pferde, rennet dahin auf dem krachenden Schnee.... Was? Geschrei des Kampfes? Ist neue Feindschaft zwischen dem Himmel und der Erde.... Nein, ein Bruder verrieth den Bruder, ein unschuldiges Mädchen in der Gewalt des Verbrechens.... und die Sonne scheint und die Luft kühlt? Nein! die Erde erbebte, die Sonne verfinsterte sich, ein Sturm senkte sich herab vom Himmel — rettete das Opfer und reinigte den Verbrecher, — und auf's neue scheint die Sonne, und die Luft ist still und kühl, der Bruder umarmt den Bruder, und die Stärke beugt sich vor der Unschuld....

Folge mir, folge mir.. — es giebt eine andre Welt, eine neue Welt.... Siehe, der Krystall hat sich aufgelöst — dort innen ist eine neue Sonne.... Dort vollendet sich das große Geheimniß der Krystalle, laß uns den Vorhang aufheben.... Schaaren von Bewohnern der durchsichtigen Welt feiern ihr Leben mit bunten Blumen, hier ist Luft — Sonne, Leben — ewiges Licht, sie schöpfen in der Pflanzenwelt wohlduftende Harze, sie fassen sie in glänzende Prismen ein, und befestigen sie mit dem Elemente des Feuers.... Folge mir, folge mir! Wir sind noch auf der ersten Stufe.... Aus unzähligen Wölbungen fließen Bäche — sie sprudeln rasch empor, und rasch fallen sie zur Erde herab; über ihnen bricht ein lebendiges Prisma die Strahlen der Sonne, die Strahlen der Sonne winden sich durch die Adern, und ein Springbrunnen führt ihre regenbogenfarbigen Funken in die Luft, bald fallen sie in die Kelche der Blumen, bald in langem Bande winden sie sich zu netzartigen Gebilden; Lebensgeister, angeschmiedet an ewigkochenden Gefäßen, verwandeln die lebendige Feuchtigkeit in duftenden Dampf, er verbreitet sich in Wolken über den Wölbungen und fällt in großem Regen in das geheimnißvolle Gefäß des Pflanzenlebens.... Hier, im Heiligthume selbst, kämpft der Keim des Lebens mit dem Keim des Todes, die lebendigen Säfte versteinern und erstarren in Metalladern, todte Elemente verwandeln sich in den Uranfang der Seele.... Folge mir! folge mir!... Auf den hohen Thron setzte sich der Gedanke des Menschen, aus aller Welt zogen sich zu ihm goldne Bande,— die Geister der Natur beugten sich in den Staub vor ihm, — im Osten brach das Licht der Bewegung an,—

im Westen in den Strahlen der Abendröthe drängten sich die Träume, und, nach Belieben der Gedanken — bald verschmolzen sie in Eine harmonische Form, bald zerstreuten sie sich in fliegende Wolken.... Am Fuße des Thrones hielt ich mich in ihren Umarmungen festgedrückt.... Wir gingen an der Erde vorüber!...

Siehe — dort im uferlosen Abgrunde schwebt euer Stäubchen; dort die Verwünschungen des Menschen, dort das Schluchzen der Mutter, dort das Geschwätz der Lebensnothdurft, dort der Hohn der Bösen, dort das Leiden des Dichters — hier verschmilzt alles in süße Harmonie, hier ist keine Leidenswelt, sondern eine Welt des Wohllauts, und harmonische Klänge durchbeben leise die Wogen des Aethers.

Lasse die irdische poetische Welt! Auch ihr auf Erden habt Poesie! den zerpflückten Kranz eurer Seligkeit! Arme Menschen! Seltsame Menschen! In eurer dumpfen Tiefe fandet ihr, daß sogar Leiden Glück sei! Ihr verleihet dem Leiden poetischen Abglanz! Ihr seid stolz auf eure Leiden, ihr möchtet, daß die Bewohner der andern Welt euer Leben beneideten! In unsrer Welt sind keine Leiden — dies ist nur der unvollkommenen Welt zugetheilt, — ein Geschöpf des unvollkommenen Daseins! — Dem Menschen steht es frei, vor ihnen sich zu beugen, und ihm steht frei, sie abzuwerfen wie ein zerlumptes Gewand von den Schultern des Beduinen........

Meinst du vielleicht, daß ich dich nicht kannte? Von früher Kindheit an war ich bei dir im Hauche des Lüftchens, in den Strahlen der Frühlingssonne, in den Tropfen des duftigen Thaues, in den überirdischen Gebilden des Dichters! Wann in dem Menschen der Stolz

seiner Stärke sich wiedergebährt, wann strenge Verachtung fällt aus seinen Augen auf die armseligen Gebilde der sublunarischen Welt, wann seine Seele den Staub abwerfend sterblicher Pein niedertritt mit Hohn die vor ihm zitternde Natur, — dann schweben wir über euch, dann harren wir des Augenblicks, euch aus den rauhen Fesseln der Materie emporzuführen, dann seid ihr würdig unsres Anblicks! — Diese! Ist irgend Leid in meinem Kusse — ist irgend Zeit in ihm — er verlängert sich in Ewigkeit und jeder Augenblick ist für uns — neuer Genuß!... O bleibe mir treu! bleibe dir treu! Bewahre dich vor den Aergernissen deiner groben verschmähten Natur!

Siehe — dort, in der Ferne, auf eurer Erde beugt sich der Dichter vor einem Haufen Steine, überwachsen von empfindungslosen Gebilden der Pflanzenkraft. „Natur!“ ruft er mit Begeisterung aus, „erhabene Natur, was ist größer als du in dieser Welt? Was ist gegen dich der Gedanke des Menschen.“ Und die blinde, leblose Natur spottet seiner, und in dem Augenblicke des vollen Frohlockens des menschlichen Gedankens, wälzt sie eine Eislawine herab und vernichtet den Menschen und den Gedanken des Menschen! Nur in der Seele der Seele sind hohe Gipfel! nur in der Seele der Seele tiefe Abgründe! In ihre Tiefe wagt sich nicht die todte Natur; in ihrer Tiefe ist die unabhängige, feste Welt des Menschen; siehe hier das Leben des Dichters — ein Heiligthum! hier ist die Poesie — eine Wahrheit! hier wird alles ausgesprochen, was der Dichter noch nicht sagen gekonnt; hier verwandelt sich dessen irdisches Leiden in eine unermeßliche Reihe von Genüssen! . . . .

O liebe mich! Ich welke nie dahin! Ewig jugendlich wird meine jungfräuliche Brust an deiner Brust schlagen! Ewiger Genuß wird für dich neu und in Fülle sein — und in meinen Umarmungen wird der unmögliche Wunsch immer zum möglichen Gedanken werden!

. . . .

Dieser Säugling — dies unser Kind! Es harret nicht der Pflege des Vaters, es erweckt nicht falsche Zweifel, es erfüllte im voraus deine Hoffnungen; es ist Jüngling und schon Mann zugleich, es lächelt und schluchzet nicht — ihm sind keine Leiden möglich, wenn du nur nicht dein grobes, verschmähtes Erdentheil zurückrufst. — Nein, du wirst uns nicht tödten durch bloßen Wunsch!

Aber weiter, weiter — es giebt noch eine andre, höhere Welt, dort fließt der Gedanke selber mit dem Wunsche zusammen — folge mir, folge mir! . . ."

Mehr herauszubringen war fast nicht möglich; es waren unzusammenhängende, verschiedenartige Worte: Liebe... Vegetation... Elektrizität... Mensch... Geist ... Am Schlusse waren die letzten Zeilen mit gewissen seltsamen mir unbekannten Buchstaben geschrieben, und brachen auf jeder Seite ab.

Nachdem wir alle diese Tollheiten sorgsam auf die Seite geschafft, gingen wir an's Werk, und fingen damit an, daß wir unsern Schwärmer in ein stärkendes Bad setzten; der Kranke erzitterte am ganzen Leibe; „gutes Zeichen"; rief der Doktor aus. In den Augen des Kranken drückte sich eine ganz besondere Empfindung aus,

wie etwa Reue, Bitte, Pein der Trennung, seine Thränen flossen in großen Tropfen... Ich machte den Doktor auf diesen Ausdruck des Gesichts aufmerksam.... Der Doktor antwortete: facies hippocratica!

Nach einer Stunde wieder ein stärkendes Bad — und ein Löffel Mixtur; darüber kämpften wir ordentlich, der Kranke sträubte und wehrte sich lange, aber endlich schluckte er es hinunter. „Der Sieg ist unser!" rief der Doktor aus.

Der Doktor versicherte, wir müßten aus allen Kräften uns bemühen, unsern Kranken aus seiner Erstarrung herauszubringen und seine Empfindung aufzureizen. So thaten wir auch — zuerst ein Bad, dann ein Löffel Mixtur die Eßlust zu wecken, dann ein Löffel Fleischbrühe, und Dank unsrer verständigen Sorgfalt, fing der Kranke sichtlich an, sich zu bessern; zuletzt zeigte sich auch Eßlust — er begann schon zu essen ohne unsre Beihülfe.

Ich suchte nun meinem Freunde die Erinnerung der vorigen Sachen abzuwenden, und seinen Sinn auf gründliche und nützliche Dinge zu lenken, als zum Beispiel auf den Zustand seines Besitzthums, auf den Vortheil, eine Pottaschfabrik hier zu errichten, und die Abgaben der Bauern auf andern Fuß zu setzen,... aber mein Freund hörte mich an wie im Schlaf, er widersprach mir in nichts, folgte mir in allem gutwillig, trank, aß, was man ihm darreichte, wiewohl er darauf keinerlei Achtung hatte.

Was alle Mixturen des Doktors nicht bewirken konnten, das brachten meine Gespräche zuwege von unsrer lustigen Jugend, und insonderheit einige Flaschen

auserlesenen Laffittes, welche ich mitzubringen bedacht gewesen; dieses Mittel, verbunden mit vortrefflichem Rostbeef, brachte meinen Freund vollkommen wieder auf die Beine, so, daß ich sogar wagte, die Rede auf seine Braut zu bringen; er hörte mich aufmerksam an, und stimmte mir in allem bei; ich, als ein praktischer Mann, säumte nicht, seine gute Gemüthslage zu benutzen, ritt zu dem künftigen Schwiegervater, machte alles ab, legte den streitigen Handel bei, schrieb den Heirathsvertrag nieder, ließ meinen Sonderling seine alte Uniform anziehen, verheirathete ihn — wünschte ihm Glück, und reiste zu mir nach Hause zurück, wo ein gerichtliches Geschäft mich erwartete, und ich gestehe, daß ich sehr zufrieden mit mir und meinem Erfolg abreiste. In Moskau, wie sich von selbst versteht, überschütteten mich alle Verwandten mit Freundlichkeiten und Danksagungen.

Einige Monate später, nachdem ich meine Geschäfte besorgt, hielt ich doch für gut, die Neuvermählten zu besuchen, um so mehr, als ich von dem jungen Ehemann gar keine Nachricht empfing.

Ich kam frühmorgens bei ihm an: er saß im Schlafrocke, mit der Tabackspfeife im Munde, seine Frau schenkte Thee ein, durch das Fenster fiel heller Sonnenschein, und eine große reife Birne bog sich an ihrem Zweige herein; mein Freund schien sich meiner zu freuen, war aber im Ganzen schweigsam.

Ich wählte den Augenblick, da seine Frau sich aus dem Zimmer entfernte, und sagte mit Kopfschütteln zu ihm:

„Nun, Brüderchen, bist du denn nicht glücklich?“

Was glauben Sie? Ließ er sich in's Gespräch ein? O ja! Aber was für Zeug brachte er vor!

„Glücklich!“ wiederholte er mit Lächeln, „weißt du, was du mit diesem Worte sagst? Innerlich lobest du dich und denkst: Was bin ich doch für ein kluger Kerl, ich habe diesen Verrückten wiederhergestellt, ihn verheirathet, und nun ist er durch meine Fürsorge glücklich... Glücklich!... Dir liegen alle Lobpreisungen meiner Tanten, Oheime, aller dieser sogenannten vernünftigen Leute, im Sinn, — und deine Eigenliebe ist stolz und rühmt sich — nicht wahr?“

— Und wenn es auch so wäre, versetzte ich. „So begnüge dich mit diesen Lobpreisungen und Danksagungen, aber die meinigen erwarte nicht; ja! Kätchen liebt mich, unser Besitzthum ist in guter Ordnung, die Einkünfte gehen richtig ein, — mit Einem Worte, du hast mir Glück verliehen, aber nicht meines; du hast dich in der Nummer geirrt. Ihr vernünftigen Herren seid jenem Tischler ähnlich, der einen Kasten für werthvolle physikalische Instrumente machen sollte: er hatte das Maß nicht recht genommen, die Instrumente gingen nicht hinein, was war zu thun? Der Kasten war fertig und schön polirt. Der Handwerker machte die Instrumente kürzer, bog sie hier zurecht, machte sie dort gerade, — nun gingen sie in den Kasten, und fügten sich bequem, es war ganz hübsch anzusehen, nur Eines dabei war schlimm: die Instrumente waren verdorben. — Meine Herren! nicht die Instrumente für den Kasten, sondern den Kasten für die Instrumente. Macht den Kasten nach den Instrumenten, aber nicht die Instrumente nach dem Kasten.“

— Was willst du damit sagen? —

„Du bist sehr erfreut, daß du mich, wie du sagst, wiederhergestellt, das heißt meine Gefühle vergröbert, sie

mit irgend einer undurchdringlichen Hülle überdeckt, sie unerreichbar gemacht hast für jede andere Welt, außer für deinen Kasten... Schön! das Instrument hat sich gefügt, ist aber verdorben; es war zu einer andern Bestimmung angefertigt... Jetzt, inmitten meines alltäglichen Lebens, wenn ich fühle, daß mein Unterleib von Tag zu Tag zunimmt, und mein Kopf in thierischen Schlaf versinkt, so gedenk' ich mit Verzweiflung der Zeit, wo ich nach deiner Meinung in Wahnsinn war, wo ein reizendes Wesen aus der unsichtbaren Welt zu mir herniederflog, das mir Geheimnisse enthüllte, welche ich jetzt nicht mehr ausdrücken kann, aber damals verstand — wo ist dies Glück? — Gieb es mir wieder!" — Du bist ein Bruder Poet und weiter nichts — sagte ich mit Verdruß — schreib Verse... —

„Schreib Verse" — erwiederte der Kranke, „schreib Verse; — eure Verse sind auch wieder jener Kasten; ihr habt auch die Poesie in Theile zerlegt, hier hast du Prosa, hier Verse, hier Musik, hier Malerei — wie beliebt es? Vielleicht aber bin ich Künstler einer solchen Kunst, die noch nicht vorhanden ist, weder Poesie, noch Musik, noch Malerei ist — einer Kunst, die ich bestimmt war zu entdecken, und welche jetzt vielleicht auf Tausende von Jahren dahin ist; finde mir sie! vielleicht tröstet sie mich für den Verlust meiner früheren Welt!"

Er beugte das Haupt, seine Augen bekamen einen seltsamen Ausdruck, er sprach für sich: „Es ist vorbei— kehrt nicht wieder — sie starb — sie ertrug es nicht — falle, falle!" und anderes dergleichen.

Uebrigens war dies sein letzter Anfall. In der Folge, wie ich erfahren, zeigte sich mein Freund als ein vollkommen

ordentlicher Mann, schaffte sich Jagdhunde an, errichtete eine Pottaschfabrik, führte in seiner Landwirthschaft den Fruchtwechsel ein, gewann meisterlich einige Prozesse über Grundstücke — (die Felder verschiedner Besitzer liegen dort gemischt unter einander), seine Gesundheit ist vortrefflich, er hat rothe Backen und einen stattlichen Bauch. (NB. Er gebraucht noch jetzt stärkende Bäder — sie thun ihm sehr gut.) Eines nur ist schlimm: man sagt, er trinke etwas stark mit seinen Nachbarn, und sogar ohne Nachbarn; auch sagt man, daß er kein Stubenmädchen unangefochten vorüber läßt, — aber wer hat nicht seine kleine Sünde in dieser Welt? Wenigstens ist er jetzt ein Mensch wie alle andere.

So erzählte mir, indem er mir die Briefe des Michael Platonowtisch zu lesen gab, einer meiner Bekannten, ein sehr vernünftiger Mann; ich bekenne, daß ich von dieser Geschichte nichts verstehe; werden etwa die Leser glücklicher sein?

Reval, 1836.

Frst W. Odojeffskii.

Der Winterabend.

Aus dem Russischen des Nikolai Melgunoff.

(Ich verhehle mir nicht, indem ich abermals eine Uebersetzung aus dem Russischen darbringe, daß ich unter meinen Lesern auch auf solche treffen werde, die anspruchsvoller sind, als ich es bin. Es giebt deren, welche jeder Neuigkeit gleichsam auflauern, und meinen, sie müsse ihnen das Unerhörteste, Ueberschwänglichste, Epochemachendste bieten, und die sehr unwillig thun, und als hätte man sie in ihrer Gebühr verletzt, wenn sie dergleichen nicht empfangen. Solche Leute werden denn wohl auch nicht ermangeln, das kleine Genrebild, das ich hier mittheile, ein ihnen zu gewöhnliches Gericht zu nennen. Fragen wir aber nur ja nicht, welche Kost sie sonst im Stillen sich genügen lassen, oder was sie sogar, im öffentlichen Prunk, ihren Gästen auftragen, und diesen wie sich selber zumuthen! — Ich meinerseits bekenne ohne Scheu, daß überall, wo mir auf dem guten Boden edler, von humaner Güte und Einsicht durchdrungener Bildung, ein so schöner Verein sinniger Lebensauffassung, ästhetischer und sittlicher Reinheit und gewandter, anmuthiger Behandlung begegnet, wie in den Erzählungen Melgunoff's, ich gar sehr erfreut und befriedigt bin, und auch die Freunde getrost einlade zu einem solchen Genusse, den man sich ohne Zweifel auch anderweitig verschaffen kann, nach welchem man aber auch allzu oft in der Nähe und Ferne nur vergebens spähet! —)

„Großväterchen", so sprachen
Die Mädchen mal zu mir,
„Weißt Du keine Mährchen,
Oder alte Geschichten?"
Ei gewiß! . . . .

B. Delwig.

I.

Einleitung.

Der lange russische Winter ist dem russischen Herzen theuer. „In allem mag Italien schön sein, doch — kein Winter!" pflegten die Soldaten Suworoff's zu sagen. Und wahrlich, was ist eure venetianische Sommernacht gegen helle Frosttage, wo man unwillkürlich tanzt vor Kälte? „Und kostet keinen Groschen", fügte wohl Suworoff's Soldat hinzu.

Der Rutschberg oder die Eisbahn, das muntre Dreigespann vor dem breiten Schlitten, sogar Schneegestöber und Windwehe, alles ist dem Russen lieb. Und wenn der zwölfstündige Abend kommt, — welch ein Genuß! Beim Lichte des mächtigen Kienspahns beginnt der lustige Erzähler sein weitausgesponnenes Mährchen, rings um ihn sitzen Alle mit aufgesperrtem Munde, — horchen, horchen, und schlafen auch wohl unter seinem Reden ein. Aber hier in der Ecke beim Spinnrocken sitzt ein schönes Mädchen, und ihr Lächeln, gleich einer Blume, ist dem Erzähler Lohn genug.

Im Winter, eben so wie im Alter, lebt der Mensch vom Vergangnen: von den Früchten des Herbstes, den Erinnerungen des Gewesenen. Im Winter, eben so wie im Alter, ist er gastfrei und redselig, — aus müssiger Behaglichkeit.

Wer im Winter je auf dem Lande gelebt, fern von dem Lärm der Stadt, der kennt aus Erfahrung die Gastfreiheit und Gesprächigkeit des Landbewohners, der auf die Seite hingestreckt von den Mühen des Sommers ausruht, und sich für die kurze Arbeitsamkeit mit langdauernder Muße belohnt.

Im vergangnen Winter traf es sich, daß ich bei einem Freunde war, der sich mit einem reichen und schönen Mädchen verheirathet hatte und mit ihr auf dem Lande lebte. Der Kreis seiner nächsten Nachbarn war nicht groß, aber ausgezeichnet: er bestand aus gebildeten Leuten, die mit Ehren im Heer oder in der Gemeindeverwaltung gedient hatten, jedes Jahr einmal Moskau besuchten, und von dort jedesmal einen vollen Vorrath von Neuigkeiten und Geschichten zurückbrachten.

Die meisten hatten Familie; ihre Söhne und Töchter, in der Hauptstadt erzogen, theilten auf einige Zeit mit ihnen die ländliche Einsamkeit. Sie brachten dahin alles mit, was uns in dem großstädtischen Leben reizt: freundliches Benehmen, gebildeten Geschmack, Anmuth, Geselligkeit, und ließen auf der Schwelle das zurück, was man den Schatten der großen Welt nennen darf, — Gezwungenheit, Klatscherei und Pflichtbesuche. Dieser nicht große Kreis erfreute sich solchergestalt aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, ohne dessen Gift, ohne dessen kleinliche Obliegenheiten und nichtige Ansprüche. Mit Einem Wort, Alle lebten verbunden durch Herz und Seele; die Zeit eilte im Fluge dahin; und jeder, wenn man sich zum Schlafengehen trennte, gedachte vergnügt des heutigen Tages, und beim Einschlafen noch vergnügter des morgenden.

Vor Weihnachten kam zu meinem Freunde noch sein Schwiegervater mit seiner Frau und seinen jungen Töchtern zum Besuch. Dies gab für das ganze Haus neue Festtage, neue Anlässe zur Fröhlichkeit. Die Nachbarn wurden auf die ganze Weihnachtszeit eingeladen, und des Tanzens, der Schlittenfahrten, der Spiele jeder Art war kein Ende. Auch die Alten nahmen Theil daran, und ermunterten durch ihr Beispiel die Jüngern. Der Tag verlief meist in dieser Weise: Morgens, nach dem Thee, mochte jeder vor uns, entweder auf seinem Zimmer oder im gemeinsamen Saale, nach Belieben sich beschäftigen, bis die Stimme des Hausbedienten zu dem nahrhaften Frühstücke rief. Dann verfügten sich Alle in das Gastzimmer, wo auf der großen, mit buntem gewirkten Tischtuch gedeckten Tafel der Feind des Mittagessens prangte. Auf dem Lande, unter dem Einflusse der reinen Luft, der Gemüthsruhe und starken Leibesbewegung, meldet sich die Eßlust von selbst früher an, als in dem dunstigen, geschäftvollen, sitzenden Stadtleben. Nach beendigtem Frühstück, setzten sich die Alten zum Lesen der Zeitungen hin, oder verhandelten Angelegenheiten des Tages und der Landwirthschaft; die jungen Leute aber eilten zum Saale, wo sie alsbald nach dem klangvollen Tischner'schen Fortepiano sich im Walzer lustig drehten. Doch nach einiger Zeit macht jemand, zum Fenster tretend, die Bemerkung: „Wie herrliches Wetter ist heute!" Dieser Ausruf wird von den Damen wiederholt, und ist das Zeichen zur Spazirfahrt. Zweispännige Schlitten mit ausgebreiteten Schneedecken sind an der Freitreppe vorgefahren, die Pferde stampfen ungeduldig mit den Hufen den Schnee; doch auf dem

Lande dauert die Damentoilette nicht lange: bald sind Alle in fröhlichem Gedränge versammelt, setzen sich ein, stellen sich hinten auf, jeder in wetteifernder Eile, und die Pferde stürmen wie im Windeshauche fort. Ein guter Traber ist in die Gabel gespannt; aber das Beipferd, sich im Bogen windend, wirft den Staub säulenhoch empor, und zerbeißt den Schnee unter den Füßen. Die furchtsamen Mädchen, ihre Schleier fallen lassend, wenden erschrocken das Gesicht ab, aber die kräftige Hand des Kavaliers hält die Zügel und mäßigt die Pferde; der Galopp verwandelt sich in leichten Trab; die Schleier der wiederberuhigten Damen werden aufgenommen, und auf ihren Wangen erblühen winterliche Rosen. Bald beginnt Reif ihre Hüte zu überziehen: es ist Zeit nach Hause zurückzukehren. Die Pferde sind müde geworden, sie gehen im Schritt; am Himmel erscheint der Mond; leiseres Gespräch knüpft sich zwischen Jüngling und Mädchen an: aber plötzlich spitzen die Pferde die Ohren, offenbar wittern sie den nahen Wolf; wie Pfeile schießen die Schlitten dahin, schon haben sie die Hoftreppe erreicht; die verschüchterten Damen, noch zitternd, treten in die Zimmer ein, — Lärm, Erzählungen, Bemerkungen. . . . Aber bald ist alles vergessen; fröhlich setzt man sich zum hellerleuchteten Tische; die Spazirfahrt hat neuen Appetit erweckt, und als ob kein Frühstück gewesen wäre! Ueberseeische Weine wechseln mit Fruchtweinen und mit Fruchtwässern, dem Lieblingsgetränke der Landmädchen. Sie kosten mit ihren Rosenlippen den hauserzeugten Nektar, die Zungen lösen sich; der Hausherr flüstert dem Diener etwas zu, es erscheint der schäumende Aï und — das Ende krönt das Werk.

Ein Hauptanordner unsrer Vergnügungen war gewöhnlich ein guter Alter, von großer Lebenslust und Munterkeit. Abends, wenn Alle um den Kamin oder den Theetisch versammelt waren, rückte er seinen Stuhl näher zu den Damen, und, — indem Ein Wort sich an das andre reiht, — man merkt nicht wie der Abend vergeht!

Einesmals, am zweiten oder dritten Weihnachtstage, nachdem unser Alter allen Vorrath der Spiele, Scherze und Einfälle erschöpft hatte, setzte er sich plötzlich hin und wurde nachdenklich.

„Genug", sagte er endlich, „genug des Rennens; setzen wir uns ordentlich, und sprechen wir von irgend was."

Aber von was denn?

„Wir wollen Mährchen erzählen."

Schön; mit der Bedingung, daß Sie anfangen.

„Recht gern; jedoch, was wünschet Ihr zu hören: Gefühlvolles, Lustiges oder Schreckliches?"

Schreckliches; das ist in der Mode jetzt.

„Nun denn, so besorgt vorher ein Fläschchen Weingeist."

Die Damen rückten näher eine zu der andern, und im voraus von Furcht erfüllt, bereiteten sie sich zum Hören.

Der Alte begann.

II.

Erzählung.

Als Ihr noch gar nicht auf der Welt wart, und ich noch sehr jung, fügte es sich, daß ich wegen amtlicher

Obliegenheiten ungefähr ein Jahr lang in Volhynien lebte. Die Geschäfte erforderten häufige Reisen; und ich, um nicht von Ort zu Ort unaufhörlich umzuziehen, miethete mir eine Wohnung in Shitomir, wo ich meine Sachen niederlegte und meiner guten Wirthin zur Verwahrung übergab. Ihr kleines Haus theilte sich in zwei Hälften, von denen ich die eine, die andre aber ein junger Graf einnahm, der nicht lange vorher aus fremden Ländern zurückgekehrt war, wo er, wie die Wirthin sagte, seine Frau verloren hatte. Weil ich sehr beschäftigt und oft abwesend war, so gelang es mir nicht ihn zu sehen, zumal er einsam lebte und sich nirgends zeigte. Nachdem ich den mir ertheilten Auftrag völlig ausgeführt, war ich schon im Begriff, nach St. Petersburg zurückzugehen, als plötzlich eine Krankheit mich zurückhielt. Neun Tage hindurch lag ich in heftigem Fieber; und wäre nicht die Sorge der Wirthin gewesen, welche den Doktor herbeirief und mich wie einen Sohn wartete, so möchte ich Euch dies Geschichtchen wohl nicht erzählen. Endlich bekam ich das Bewußtsein wieder, und der Erste, den ich bei mir am Bette wahrnahm, war der Graf, welcher, wie ich erfuhr, mich mehrmals am Tage zu besuchen pflegte. Solche Theilnahme rührte mich tief; ich wollte reden, und konnte doch nur ihm die Hand drücken. Aber nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein zog mich zu dem Unbekannten; seine hohe Wohlgestalt, sein schönes offenes Gesicht, dem ein schwermüthiger Ausdruck besondern Reiz gab, nahmen mich auf den ersten Blick ein. Meine langsame Genesung gab uns Gelegenheit genauer mit einander bekannt zu werden. Aber seine Seele, die sichtlich eben so schön war, wie sein

Aeußeres, blieb durch eine Wolke des Kummers verhüllt, und war mir noch nicht völlig aufgeschlossen.

Wir saßen öfters am Fenster, wo wir die Straße von Radziwiloff sehen konnten, und jedesmal blickte er dorthin mit einer Art von unruhiger Erwartung. Wenn ein Wagen kam, so richtete er sogleich sein Fernglas darauf, und trat dann mißvergnügt vom Fenster weg, indem er das Gespräch auf etwas Gleichgültiges lenkte. Einmal verrieth ihn seine Lebhaftigkeit. Ein Wiener Reisewagen mit überhangendem Schirmdach fuhr rasch an unsern Fenstern vorüber und hielt vor dem nahen Wirthshause: „Das ist sie, das ist sie!" rief er aus, ganz außer sich vor Freude, und eilte auf die Straße. Ich hielt meine Begleitung für überflüssig, und blieb zurück. Bald kam er wieder, aber aus seinem langsamen Gange, aus einer gewissen verschämten Schüchternheit in seinem Gesicht, konnte ich schließen, daß er sich in seiner Hoffnung getäuscht habe.

In das Zimmer tretend sagte er: „Mein Benehmen, gewiß, wundert Sie; das Verbergen wäre jetzt nicht am Orte: ich muß mich Ihnen offenbaren. — Sie muthmaßen ohne Zweifel die Ursache meines Trübsinns, und haben längst gemerkt, daß ich Jemanden erwarte. O, wenn Sie wüßten . . . . Aber, bei meiner Ehre, Sie sollen alles wissen: es ist Zeit, daß ich meine Seele enthülle, es ist Zeit, daß ich den Kummer meines ganzen Lebens zu erleichtern suche! Ich irre schon lange in der Welt umher; bittere Umstände haben mich den Freunden entrückt: sei Du mein Freund . . . Ja?"

Hierbei drückte der Graf mir fest die Hand, und eine Thräne rollte ihm über die Wange. Mein Herz

ahndete, was ich hören würde. Ich anwortete ihm mit stummem Händedruck, der aber beredter was als Worte: wir verstanden einander. Nach kurzem Schweigen fuhr der Graf fort:

„Dir brauch' ich nicht zu sagen, daß die Natur mich mit einer liebevollen Seele begabt hat, die fähig ist tief zu fühlen, aber nicht, die Gefühle zu beherrschen. Die Einbildungskraft entführte mich zu täuschenden Luftgebilden, die ich thörigt für Wirchlichkeit nahm. Aber auch dann, wie ich diese zu finden dachte, und ihr die liebsten Bilder opferte, auch dann erlaubte ein böses Geschick mir nicht, des Sieges über mich lange zu genießen, und versuchte meinen schwachen Willen durch neue Täuschungen."

„Was soll ich alle Umstände eines Lebens aufzählen, das reich an Empfindungen, aber arm an Ereignissen ist? Ich werde der wichtigsten erwähnen, mit denen alle übrigen verknüpft sind. Mein Vater hatte eine ferne Verwandte; wir hatten einander lange nicht gesehen. Ich war dreizehn Jahr alt, und sollte jetzt zu den Pagen abgehen, unter die ich eingeschrieben war, während ich noch zu Hause Unterricht genoß. Unser Weg führte uns auch zu dieser Verwandten. Sie war von einer zahlreichen Familie umgeben. Hier, zum erstenmale, sah ich die Welt, allerdings im Kleinen, aber scharf entgegengesetzt meiner früheren Einsamkeit; hier, zum erstenmale, stellte sich mir die bunte Verschiedenheit der Charaktere vor Augen, und ich verlor mich in diesem kleinen Chaos widersprechender Neigungen, Leidenschaften und Gewohnheiten. In der Menge der Kinder wußte ich nicht, wen ich mir zum Gefährten wählen sollte; keines von ihnen sprach mir an's Herz; aber das Bedürfniß der

Freundschaft enthüllt sich früh im Menschen, besonders wenn er aus stiller Einsamkeit plötzlich in einen geräuschvollen Kreis geräth, und es dem Herzen unerläßlich wird, auf irgend wen sein zerstreutes, gegenstandloses Gefühl zu befestigen. Die Absonderung macht diesen Durst der Seele nur noch empfindlicher, Bald aber gelangte ich zu der Quelle, wo ich ihn stillen konnte."

„Eines Abends, nachdem mehrere Tage feuchtes Wetter gewesen, machten alle Kinder sich auf, in dem englischen Garten zu spielen, der hinter dem Hause lag, und ich mit ihnen. Frei athmete ich in der reinen, durch Regengüsse erfrischten Luft. Da ich so lange nicht aus dem Hause gekommen war, so fühlte ich mich wie im Weiten, in aller Fülle des Lebens: ich fühlte, wie mein Herz sich ausdehnte, wie rasch das Blut in mir strömte. Fünfzehn Jahre stürmischen Lebens haben in mir den Eindruck dieses Tages nicht verlöscht. Ich war fröhlich, sprang vor Lustigkeit; aber diese Fröhlichkeit war schon nicht kindisch mehr: in ihr verbarg sich der Keim eines nicht knabenhaften Gefühls. Von dieser Minute begann ich die Tage zu rechnen, begann ich zu leben; von dieser Zeit an war ich herangewachsen. O, wie begierig war ich, Alle in Einer großen, festen Umarmung an mich zu schließen! Aber meine Gefährten verstanden mich nicht, und liefen auf dem feuchten Rasen umher. Sie waren mir bemitleidenswürdig; ich erkannte welch ein Abstand sie — Kinder, von mir — dem Jüngling trennte, — diese Bezeichnung kam mir zum erstenmal in den Sinn! — Vorher hatte ich mich aus einem gewissen schüchternen Mißtrauen in mich selbst, von ihnen entfernt gehalten, jetzt entfernte ich mich von ihnen aus

Stolz. Auf solche Weise fand ich mich unvermerkt allein in einer dunklen Allee. Die Sonne war im Untergehen; ihre schrägen Strahlen drangen durch die Blätter der dichten und wohlduftenden Linden. Ich ging und sann, ich weiß nicht selbst worüber, als plötzlich etwas Weißes in der benachbarten Allee schimmerte. Ich dorthin; mir entgegen ein Mädchen, von gleichem Alter mit mir, wunderschön, reizend, ein Vergißmeinnicht, wie es sich auf seinem zarten Stiele schaukelt! Dies war, wie ich später erfuhr, eine von meinen Basen; sie ging ihre Großmutter besuchen, die in der Nähe wohnte. Hand in Hand mit ihr ging eine bejahrte Dame, ihre Hofmeisterin. Da wir uns in früher Kindheit nicht gesehen hatten, so kannten wir einander nicht, und sie ging schweigend weiter. In mir schlug das Herz wie ein Fischchen im Netze. Ich nahm meinen Reisehut, und ging auch schweigend vorüber. Ich weiß nicht, was sie in diesem Augenblicke fühlte; aber ich! . . O! ich athmete kaum: so beklommen war mir die Brust. Unbegreifliches ging in mir vor. Ich folgte dem Mädchen mit den Augen, und sah mit quälendem Neide, wie sie, freundlich zur Schulter ihrer Gefährtin den Kopf neigend, kaum die Erde berührend, wie ein luftiges Gebilde, bald verschwand, bald wieder erschien, je nach den Biegungen der Allee. Noch Einmal, zweimal, schimmerte zwischen den Bäumen ihr weißes Gewand, und — ich sah sie nicht wieder. Diese einfache Erscheinung erfüllte mich mit unaussprechlichem Leid; dieses weiße Kleid, das sich vor mir verbarg, bedeutete mir die letzte schwindende Hoffnung nach augenblicklichem Glück und vor endlosem Weh. — O, meine Sylphide, mein Traum-

gesicht, meine paradiesische Blume, — dachte ich: wer bist du? woher? Werde ich dich noch wiedersehen?"

„Ich sah sie noch an demselben Abend; ich war wie neu geboren. Man führte mich zu der Base. Wie wir einander ansahen, errötheten wir; ich schwieg, sie ebenso. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte, ob sie sich meiner erinnerte? — „Nein", antwortete die Base, „ich erinnere mich nicht." — Aber ich wohl erinnere mich Ihrer! — Und indem ich dies sagte, wurde ich bis über die Ohren roth: es war mir, als hätte ich mit diesen Worten meine ganze Seele ausgesprochen."

„Unsre gegenseitige Schüchternheit verging bald. Die ganze Zeit, die ich noch bei der Verwandten zubrachte, blieben wir unzertrennlich. Das Gefühl, welches uns einander näherte, war nicht Freundschaft, nicht Liebe, sondern erhaben über beide, ein Gefühl ohne Namen, nur dem unschuldigen Alter bekannt, der ersten Jugend. Jede Minute in ihrer Gegenwart dünkte mich ein Fest; ohne sie aber war mir ganz, als fehlte der Welt die Sonne."

„Die Erinnerung an die Zeit der ersten Liebe ist so schmerzlich süß, daß Du mir einige Umständlichkeit wohl erlaubst. Nach alter Sitte, die jetzt nur selten unter Verwandten noch Statt findet, küßte ich die liebliche Wiera jeden Morgen und jeden Abend auf den Mund. Anfangs wußte ich den Werth dieses Gebrauchs nicht zu schätzen; aber nachdem ausgesprochen worden, daß wir uns nach acht Tagen zur Weiterreise anschicken würden, da — wirst Du es glauben? — begann ich jeden Tag zu überrechnen, wie oft mir noch vergönnt bliebe die Base zu küssen. Mit jedem Tage dünkte mich

ihr reiner Kuß süßer, der Gedanke der Trennung unerträglicher. Denke Dir hierzu unsre stillen Unterhaltungen, Erzählungen, Phantasieen, das unschuldige Stammeln des unschuldigen, nie wiederkehrenden Jugendalters! Wie alles unsre Verknüpfung nur stärker befestigte! Warum mußte dieses heitre Ergötzen sich so bald verdunkeln? Warum diese uneigennützigen Freuden und Qualen so bald durch Berechnung und Gesellschaftssitte erstickt werden?"

„Mehr als fünf Jahre waren vergangen seit diesem ersten Sehen. Ich verließ die Pagen, trat in den Kriegsdienst. Ich gehe auf Urlaub; mein erstes Anliegen ist, die Unvergeßliche aufzusuchen: die Zeit und das zerstreute Leben hatten ihr Bild in meinem Andenken nicht vertilgt. Aber, barmherziger Gott, was fand ich! Eine aufgeschossene achtzehnjährige Schönheit, von geziertem, abschreckendem Wesen, die mich kaum eines Blickes würdigte. Es war nutzlos, sie an das Vergangene zu erinnern: ein kalter Strom des Vergessens war in ihr Herz gedrungen. Die tödtliche Schule der Welt hatte diese, für die Liebe geschaffene, Seele ausgetrocknet; und das himmlische Geschöpf war in eine Puppe verwandelt, mit keinem andern Sinne mehr, als für Putz und die eitlen Erfordernisse der Mode!"

„Getäuscht in den heiligsten Hoffnungen, eilte ich den Ort meiner ersten Liebe zu verlassen, das Paradies meiner Jugend, jetzt verwelkt und verwüstet! Ich ging fort, ohne Abschied, und mit keinem Blicke sogar mochte ich sie an unsre frühere Freundschaft erinnern. Stolz und Rache gaben mir das ein."

„In kurzem hörte ich, daß sie versprochen sei. Auf

diese Nachricht begab ich mich nach Moskau, wo die Hochzeit sein sollte. Ich bot mich ihr zum Brautführer an, und mit mörderischer, ja! mit mörderischer Kaltblütigkeit geleitete ich sie zum Altar. Mit boshafter Freude sah ich, wie sie mit ihrem vornehmen Bräutigam, einem aufgeblasenen Geschöpf, getraut wurde. Ich ergötzte mich zur Gnüge, indem ich dieses theure Paar betrachtete!"

„Die erzürnte Eigenliebe bezwang in mir alle andern Gefühle. Die Treulose zu verachten war mir zu wenig; ich wollte den Triumph des Willens über die Leidenschaft vollenden: aus Verzweiflung, oder aus was Du willst, ich — verheirathete mich . . . ."

„Wundere Dich nicht, Freund; wenn Du die Liebe nicht erfahren hast, so weißt Du nicht, was alles für Launen sie hat. Meiner Base zum Trotz verheirathete ich mich, heirathete eine bekannte Schönheit, indem ich mich verliebt anstellte, spielte die Rolle eines leidenschaftlichen Gemahles durch, und um meine gewesene Gespielin zu kränken, hörte ich nicht auf, vor ihr den Verstand, die Schönheit meiner Frau zu preisen. Sie rühmte mir dagegen ihren Mann! Diesmal verstanden wir einander, und entzweiten uns völlig. Nach einiger Zeit ging sie mit dem Manne nach St. Petersburg, und ich verlor sie aus dem Gesicht."

„Inzwischen starben meine Eltern; ich blieb allein mit meiner Frau . . . Ich werde den Staub der Verstorbenen nicht aufstören; aber hart ist die Erinnerung des erlebten Geschicks. Ich will es mit zwei Worten sagen: ich trug das Kreuz, mein Freund! Alles, was Launen, Eigensinn und endlich Eifersucht, die keine

Gränzen kannte (denn zum Unglück liebte die Verstorbene mich), erzeugen konnten, alles das erfuhr ich in den Jahren meiner Ehe. Als sie an einer hitzigen Schwindsucht auszuzehren anfing, reiste ich mit ihr in das Ausland, — aber es war zu spät. Die Luft Italiens und des südlichen Frankreichs konnte ihren Tod nur verzögern. Ihre letzten Worte waren: „Bleibe mir getreu; sonst werd' ich an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen.“

„Kaum ist es zu glauben, aber diese Worte klingen mir seitdem stets in den Ohren wieder. Ich kann ihrer nicht ohne Schrecken gedenken, wennschon ich weiß, daß nur ohnmächtige Eifersucht allein ihr solch seltsame Drohung eingeben konnte! Gott! ob sie wohl sich erfüllen wird?“

Nach diesen Worten schwieg der Graf. Er litt sichtlich: etwas Schweres drückte ihm die Seele; und der unerwartete Ausruf: „Das ist sie!“ bestätigte meine Vermuthung, daß sein erschrecktes Gewissen nicht ohne Grund die Rache von jener Welt her fürchtete. Endlich glaubt' ich ihn aus seiner Schwermuth herausführen zu müssen, und fragte ihn: wen er hier erwarte?

Er erschrak, als würde er plötzlich aus dem Schlaf erweckt.

„Wen?“ wiederholte er, und sein Gesicht erheiterte sich plötzlich vor Freude. „O, ich habe meine wunderbare Geschichte noch nicht auserzählt! Wen? fragst Du; — unglaublich! kaum daß ich selbst an mein Glück glaube. . . .“

„Meine Frau starb — aber, sieh, das weißt Du ja . . . freilich, hab' es Dir doch erzählt! — Hierauf

streifte ich über ein Jahr in Europa umher; endlich, um mich wieder nach Rußland zu wenden, ging ich zurück nach Wien. Ich muß Dir sagen, daß ich leidenschaftlich Musik liebe; — und Wien ist die wahre Hauptstadt der Harmonie: hier wollte ich meine Reise beenden, hier der Kunst Lebewohl sagen.“

„Bald nach meiner Ankunft wurde von Musikliebhabern die Aufführung der Vier Jahreszeiten des siebenzigjährigen Haydn veranstaltet, und ich aufgefordert im Chor mitzusingen, ich besuchte daher alle Proben. Es kam der Abend des Konzerts; das Publikum war zahlreich. . . Meine Seele, erfüllt von der wunderbaren Harmonie des jugendlichen Greises, eröffnete sich unwillkürlich der Liebe; unwillkürlich gedachte ich der unvergeßlichen Gestalt, welche, wie ein Sinnbild alles Heiligen, mir in den Augenblicken der Begeisterung unaufhörlich vorschwebte. Plötzlich . . . nicht trau' ich meinen Augen . . . steht sie vor mir, und singt im allgemeinen Chor die Hymne des Frühlings und der Wiedergeburt der Natur. Mit zitternder Stimme sang ich das erhabene Oratorium zu Ende, welches grabähnlich schließt mit dreimaligen: Amen. Hat nicht auch meine Liebe so geendet? dachte ich, und richtete den Blick auf die Erscheinung. Der Frühling meiner Liebe ist vorüber; auch der heiße Sommer ging dahin; jetzt kommt der düstre Herbst, und kein fröhlicher Gesang, sondern eine Grabesmelodie erwartet mich.“

„Das Konzert war geendet, ich trete näher zu der jungen Sängerin . . . Gott, es ist Wiera! . . . ich vergaß alles, vergaß, daß wir inmitten des Publikums, vergaß, daß Wiera verheirathet, vergaß sogar ihre

Erkaltung gegen mich, unsern erzwungenen Zwist ... ich lag in ihren Armen. . ."

„Mit kurzen Worten, — dies war meine frühere Wiera, sanft, gut, liebevoll. Eine bittere Schule hatte sie wieder zu sich selber gebracht; sie war wie eine Blume, dahingewelkt durch Trockenheit, aber wieder aufgeblüht durch Gewitterfrische. Ihr Mann, ein kalter, seelenloser Egoist, hatte in ihr allmählich Langeweile, Kummer, Bedauern der Vergangenheit und Reue erweckt, — und sie, selber dies nicht bemerkend, wandte die Gedanken zu mir zurück, verglich ihr jetziges Leben mit jenen unvergeßlichen Augenblicken, welche wir in der Kindheit gehabt hatten: sie war schon mein, als sie den Mann durch den Tod verlor. Und ich wußte nichts davon; und ich, anstatt ihrer wiederaufgelebten Liebe entgegen zu fliegen, führte ein mühsames Leben ohne Ziel, ohne Hoffnung, mit dem Einen zertrümmerten Gedanken, mit dem Einen fruchtlosen Wunsche!"

„Wiera hatte in Wien einen Bruder; sie war zu ihm gereist, in der Hoffnung, mit mir zusammenzutreffen. Du erräthst das Uebrige . . . ja, wir verlobten uns; ihre entfernte Verwandtschaft mit mir konnte kein Hinderniß abgeben. Ich harre ihrer von Stunde zu Stunde; sie war in Wien bei dem Bruder geblieben, und ich vorausgeeilt, um alle Sachen zu ordnen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Hier, hab' ich verabredet, auf sie zu warten, hier wird auch unsre Hochzeit sein."

Und inzwischen bist Du bekümmert und schwermüthig? sagte ich ihm als Vorwurf. — Grillenfänger! Was hast Du jetzt noch zu fürchten?

„Den Schatten meiner Frau", antwortete der Graf

düster. „Soll ich es sagen?" setzte er flüsternd hinzu, und sah sich nach allen Seiten um, „soll ich es Dir sagen? ich habe sie gesehen!"

Stellt euch mein Erstaunen vor: ich sprang zurück von ihm.

Bist Du bei Sinnen?

„Ich habe sie heutnacht gesehen", fuhr der Graf mit gezwungener Fassung fort, „ich habe sie gestern gesehen, habe sie vorgestern gesehen."

Im Traum?

„Ich weiß nicht; vielleicht . . . vielleicht aber auch wachend."

Was sagte sie?

„Sie schwieg."

Und weiter nichts?

„Nein: sie zeigte auf eine andre Erscheinung hin, und dies war — meine Wiera!... Starb sie etwa?... Gott! Neulich schien mir, daß in dem Wagen sie vorbeiführe; aber es war ein Mönch in der Kapuzinerkutte, mit der Muttergottes. Sage, was soll ich beginnen?"

Ich bemühte mich, den armen Grafen zu beruhigen; aber die Einbildung hatte ihn zu sehr bewältigt. Ueberdies konnte ich nicht lange mehr bei ihm bleiben: der Dienst rief mich nach St. Petersburg. Mit gepreßtem Herzen mußte ich von ihm Abschied nehmen und ihn in qualvollster Verfassung allein lassen.

Nach St. Petersburg zurückgekehrt, richtete ich mehrere Briefe an ihn; aber, da ich keine Antwort bekam, so schwieg ich zuletzt.

Lange nachher, als ich wieder durch Shitomir kam, ging ich zu meinem alten Wirthe, in der Absicht mich

nach dem Grafen zu erkundigen. Hier in der Kürze das Ende seines Berichts:

Bald nach meiner Abreise kam Wiera wirklich an. Der Graf schien ruhiger. Der Tag der Hochzeit war bestimmt.

Allein an dem Vorabende gerieth das Haus, wo Wiera abgestiegen war, in Brand. Der Schrecken, die feuchte Nachtluft, erzeugten in ihr eine Krankheit, die aufangs unbedeutend war. Wie es auch sein mochte, die Hochzeit wurde aufgeschoben.

Die Zeichen der Krankheit verkündeten keinerlei Gefahr. Es vergingen einige Tage, und Wiera befand sich besser; aber plötzlich erschien der Kapuziner, in welchem der Graf den Mönch erkannte, der damals unter unsern Fenstern vorbeigekommen war. Der Mönch war auf Wallfahrt, die heiligen Oerter zu verehren, und kehrte eben zurück. Da er von der Kranken hörte, so beeiferte er sich, seine geistlichen Heilmittel hier anzubieten.

Der Graf dankt dem guten Kapuziner, und bittet ihn, die Kranke zu besuchen. Aber des Mönchs Gebete bringen bei ihr nicht die gewünschte Besserung hervor, und der fromme Vater ist genöthigt, dem Grafen zu eröffnen, daß seine Braut ohne Hoffnung sei.

Die Vorhersagung erfüllt sich: die Krankheit Wiera's wird stärker. Der Graf versammelt alle Aerzte, die sich in Shitomir finden lassen. Sie treten zusammen, sprechen lateinisch, zucken die Achseln, und — gehen fort.

Es vergingen noch drei Tage: die Kranke schlief still ein. Auf's neue versammeln sich die Aerzte, fühlen den Puls, das Herz, bringen einen Spiegel vor den Mund; auch kein Zeichen des Lebens mehr! Sie erklären,

daß Wiera gestorben, empfangen ihr Honorar, und — gehen fort.

Die Leiche wird mit den gebührenden Ceremonien zur Erde bestattet . . . Es ist überflüssig, von der Verzweiflung, dem Jammer des Grafen zu reden. Er verfällt in Stumpfsinn, vernimmt keine Rede, erkennt die Umgebung nicht. Sein Kammerdiener bringt die erste Nacht bei ihm vor dem Bette zu; plötzlich hört er einen Seufzer . . . Der Graf erhebt sich mit krampfhafter Bewegung, und schreit mit erstickter Stimme: „Wiera lebt; rettet sie, rettet!“ Der Kammerdiener denkt, der Herr sei im Wahnwitz, und legt sich wieder hin.

Aber vor Tagesanbruch, mit schrecklichem Geheul: „Rettet!“ springt der Graf rasch aus dem Bette, wirft sich in die Kleider, und läuft auf den Kirchhof. Der Kammerdiener ihm nach. Der Graf weckt den Wächter. „Haltet mich nicht für toll, spricht er, nehmet den Spaten, grabet das Grab auf: sie lebt, sie lebt!“

Der erschrockene Wächter gehorcht, schaufelt die Erde von dem Sarge fort, öffnet die Vernietung, und was findet sich? Das unglückliche Opfer der unerfahrenen Aerzte hat sich im Sarg umgedreht, krampfhaft sind ihre Glieder zusammengekrümmt, die Augen hervorgetrieben, der Mund halbgeöffnet, die Zunge zur Hälfte heraushängend. Ihre Kleidung war zerrissen; der Kopf, die Hände und die Füße blutig. . . .

Der Graf sank bewußtlos auf das Grab. Mit Mühe brachte man ihn zur Besinnung zurück; allein vergebens: sein Verstand hatte sich verdunkelt. Ob er jetzt noch lebt, oder schon starb — ist mir unbekannt.

So erfüllten sich die Worte des grausamen Weibes: „Ich werde an Dir auch nach dem Tode noch mich rächen.“

III.

Schlußwort.

Nach beendigter Erzählung blickte der Alte aufmerksam auf seine Zuhörerinnen. Einige von ihnen zitterten aus Furcht; andre hatten sich entfernt, ohne die Entwickelung abzuwarten. Aber der Schwiegervater und die Schwiegermutter meines Freundes, die zu dem Erzähler in der Mitte seiner Erzählung herangetreten waren, sahen sich einander an und lächelten. — „Und Sie glauben diese Schreckensgeschichte?“ fragte die alte Dame.

Warum nicht? sagte der Alte. Sie haben vielleicht von den beiden Engländern gehört, von denen der eine, im Vorgefühl, daß er dieses gewaltsamen Todes sterben werde, frühzeitig seinen Freund bat, ihm vor der Bestattung den Kopf aufzuhauen. Der Freund aber war in Frankreich auf Reisen, als der letztere starb. Da kam es dem ersteren Engländer einesmals im Traume vor, er sei auf dem Kirchhofe seiner Vaterstadt; nicht weit von ihm ein frisches Grab; er geht hinzu, und hört dort eine Stimme: „Rette mich, ich bin lebendig begraben.“ Es war die Stimme dessen, der ihm jene Vorsicht geboten hatte. Nach dem Erwachen kehrt er schleunig nach England zurück, läßt das Grab aufgraben: die Lage des Körpers zeigte, daß der Unglückliche erstickt war.

„Schrecklich!“ riefen die Mädchen aus.

Und unwahrscheinlich, setzte die Alte hinzu. —

„Aber erklären Sie uns“, bat eine junge Dame,

zu dem Erzähler hingewendet, „was geschah mit Ihrem Kapuziner? Wer war er? Weßhalb war er bei Ihnen?

Der Alte schwieg. Als treuer Geschichtschreiber überlieferte er nur das Vernommene, wußte aber weiter nichts.

Warten Sie, ich werde Ihre Neugier befriedigen, — sagte, als die Reihe an ihn kam, der Schwiegervater meines Freundes; mir ist diese Geschichte bekannt, wiewohl etwas anders.

Ich werde meine Erzählung von der Zeit anheben, als Wiera, nachdem sie durch die Familiengeschäfte des Bruders in Wien aufgehalten worden, zu Shitomir eintraf. Wirklich gerieth das Haus, wo sie abgetreten war, am Vorabende der Hochzeit in Brand; wahr ist auch, daß sie nach dem Feuer krank wurde. Aber sie genas bald, heirathete den Grafen, und verließ sogleich mit ihm Shitomir. Es traf sich, daß gerade am Tage ihrer Abreise in dem von ihnen bewohnt gewesenen Hause eine Frau starb. Die plauderhaften Nachbarinnen nahmen diese, wie man sieht, für Wiera, und verbreiteten das Gerücht von dem Tode der russischen Dame. Aber dieses falsche Gerücht würde in sich selber bald wieder erloschen sein, hätte sich nicht ein Mensch gefunden, der dasselbe zu seinem Zwecke benutzen wollte, und zu altem Unfug neuen hinzufügte.

Dieser liebenswürdige Mensch war kein andrer, als der Ihnen schon bekannte Kapuziner. Sie müssen wissen, daß Wiera, seit dem Tode ihres ersten Mannes, viele Anbeter hatte. Unter ihnen zeigte sich am meisten verliebt ein junger Taugenichts, dessen Namen hier nicht genannt zu werden braucht. Er bat um ihre Hand, und erhielt einen Korb. Der abgewiesene Liebhaber sann auf

Rache für die Kränkung. Die Gelegenheit ergab sich bald.

Als er erfahren, daß Wiera sich in Shitomir verheirathen würde, begab er sich als Kapuziner verkleidet dorthin. Er führte ein Muttergottesbild bei sich, und was sonst noch zum katholischen Wallfahrer gehört. Er hatte die Absicht, in das Haus der von ihm Geliebten sich einzuschleichen, und wo nicht ihr Herz, doch ihr Gewissen zu bewältigen. Dieser Plan gelang ihm zum Theil. Indem er die Krankheit Wiera's benutzte, da er ihre Neigung zum Katholicismus kannte, so erschien er bei ihr als Pilger, der eben von den heiligen Oertern zurückkehre, und von daher die Kraft zu heilen mitbringe. Wiera ließ ihn vor sich, und der Schalk, ganz geschickt seine Rolle spielend, unterhielt sich mit ihr von der Unsicherheit der irdischen Güter, von der Eitelkeit der Liebe der Menschen, von der Falschheit der Männer und anderem der Art. Er wollte sie von dem Grafen abwenden, und dann vielleicht verlassen; aber Wiera, bei aller ihrer Leichtgläubigkeit, hielt Stand gegen den Arglistigen. An dem Erfolg verzweifelnd, dachte er seinen Nebenbuhler wenigstens zu erschrecken, und eröffnete ihm, daß die Krankheit tödtlich sei. Der Graf jagte den Kapuziner fort, ohne übrigens im geringsten dessen wahren Stand zu ahnden.

Die von dem Schalk versuchte Täuschung wäre wohl bis heute geheim geblieben, hätte er selber sie nicht offenbart. Nach einigen Tagen empfing Wiera von dem Kapuziner einen Brief, in welchem er ihr seine Verzweiflung kund that und sich zu seiner Arglist als einem Hülfsmittel bekannte, das ihm die Liebe eingegeben, dann

aber hinzufügte, daß er sich unfehlbar erschießen würde, wenn sie nicht einwilligte seine Gattin zu werden, und ihn davon binnen einem Monate benachrichtigte. Die gute Wiera war überaus erschrocken; aber der Graf kannte den Freund. Um seine Frau zu beruhigen, zog er nach abgelaufener Frist über den verzweifelten Liebhaber Erkundigungen ein. . . .

„Und was nun?" unterbrachen die Mädchen.

Er war im besten Wohlsein. Sein Brief war nur zum Scherz. Als er von der Heirath der Grausamen hörte, und folglich alle Hoffnung sie zu gewinnen verlor, da verbreitete er aus Muthwillen das neue Gerücht, als wäre sie lebendig begraben worden, ich aber sei wahnsinnig geworden und niemand wisse, wohin ich verschwunden.

So bist Du also der Graf? sagte der gute Alte, außer sich vor Freude. Mein Gott, wir haben wir beide gealtert! Ich hätte Dich in einem Jahrhundert nicht wiedererkannt. Aber wo hast Du Dein Grafenthum gelassen?

„Und wo Du Deinen frühern Familiennamen?" rief der gewesene Graf, seinen alten Freund umarmend.

Beide lachten herzlich.

Nun, nun, ich vergaß auch, — sagte der Alte, — daß man mich damals mit einem geheimen Auftrage abgeschickt hatte, und ich mußte den Familiennamen ändern.

„Was mich betrifft", erwiederte der Schwiegervater meines Freundes, „so hab' ich nie daran auch nur gedacht, mich Graf zu nennen. Wahr aber ist, daß man mich in Shitomir, nach polnischer Art, mit diesem Titel beehrte; jedoch . . ."

Jedoch, — unterbrach ihn der Alte, — hatte ich meine Briefe mit Seiner Erlaucht überschrieben. Ist es darnach zu verwundern, wenn sie nicht an Dich gelangt sind?

„Wie auch meine nicht zu Dir", setzte der ehemalige Graf hinzu.

Aber sei es wie es sei, riefen beide zugleich; ist es wohl auszusprechen? Wahrlich es sind dreißig Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben!

„Nicht dreißig, weniger", bemerkte die gewesene Wiera.

Nun, was soll hier das Verbergen, meine Freundin, sagte der Mann, indem er liebkosend sie an das runzliche Kinn faßte: unser ältester Sohn möchte jetzt ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen.

Die Alte seufzte und zog sich zur Seite. Ich weiß nicht, ob die Erinnerung an den Sohn, oder der Rückblick auf ihre Jugend diesen Seufzer auspreßten; nur ging sie nicht mehr zu dem muntern Kreise der Mädchen.

Inzwischen erscholl im Saale der rasche Walzer, und unser Erzähler, zur gewesenen Wiera gewendet, sagte:

Mütterchen! dreißig Jahre zurück, und wir wären zusammen jung.

1838.

Bela.

Aus den Papieren eines russischen Offiziers über den Kaukasus.

(Aus dem Russischen des Michael Lermontoff.)

An

N. Melgunoff.

Ich widme Ihnen, hochverehrter Freund, die deutsche Uebersetzung einer russischen Novelle, welche Sie zuerst mir zu diesem Zweck empfahlen. Die Erzählung Lermontoff's gehört unstreitig zu den trefflichsten, deren sich diese Gattung rühmen kann; in Schilderung des Persönlichen darf sie wohl an den großen spanischen Dichter, in Darstellung der Gegenden an den anerkannten Meister, den wir hiefür in dem Fürsten von Pückler-Muskau besitzen, vortheilhaft erinnern. Schenken deutsche Leser mir für diese Uebertragung, wie ich hoffe, einigen Dank, so sei er gleich im voraus hier mit Ihnen und mit dem jungen russischen Freunde getheilt, dessen günstige Aushülfe mir hiebei, in Betracht des eigenthümlichen Stoffes, so erwünscht als förderlich war!

Kissingen, den 9. Juli 1840.

Der Uebersetzer.

Ich reiste mit Postfuhrwerk von Tiflis ab. Die ganze Ladung meines auf jeder Station zu wechselnden Karrens bestand in einem nicht gar großen Mantelsack, der zur Hälfte mit Reisebemerkungen über Grusien vollgestopft war. Ein großer Theil davon, zum Glück für euch, ging verloren, doch der Mantelsack selbst mit den übrigen Sachen, zum Glück für mich, blieb wohlerhalten.

Schon begann die Sonne hinter den schneeigen Bergesrücken zu entweichen, als ich in das Koischaurskische Thal hineinfuhr. Mein Fuhrmann, ein Ossetin, trieb unermüdlich die Pferde an, um noch zur Nacht auf den Koischaurskischen Berg hinaufzugelangen, und sang aus voller Kehle dazu. Eine herrliche Gegend dieses Thal! Von allen Seiten unersteigliche Bergwände, röthliche Felsen, mit grünen Ranken umhangen, und mit Gruppen von Platanen gekrönt, gelbliche Risse vom Regen ausgewaschen, und dann hoch oben die goldne Franze von Schnee, unterwärts aber der Aragwa, der mit einem andern, namenlosen Waldstrome vereint schäumend aus schwarzer, nebelvoller Felskluft hervorstürzt, sich als silberner Faden dahinzieht, und schimmert wie eine Schlange in ihren Schuppenwindungen.

Als wir zum Fuße des Koischaurskischen Berges hinuntergekommen waren, hielten wir bei der Duchana an. Hier waren lärmend ein Stücker zwanzig Grusinier und Gorzen versammelt, in der Nähe hatte eine Karawane von Kameelen zum Nachtlager Halt gemacht. Ich mußte Ochsen miethen, um meinen Karren diesen verwünschten Berg hinaufzuschleppen, weil es schon Herbst war und

Glatteis den Weg erschwerte, der ungefähr zwei Werste lang ist.

Es war nichts anders zu thun, ich miethete sechs Ochsen und einige Ossetinen. Einer von diesen warf meinen Mantelsack auf die Schultern, die andern waren bemüht den Ochsen nachzuhelfen, doch fast nur mit Schreien.

Hinter meinem Karren folgte ein andrer von nur vier Ochsen fortgezogen, als wenn dabei weiter nichts wäre, und doch war er bis hoch hinauf beladen. Dieser Umstand setzte mich in Verwunderung. Der Herr der Fuhre kam hinterdrein, sein kleines kabardinisches mit Silber beschlagenes Pfeifchen rauchend. Er war mit einem Offizier-Ueberrock ohne Epauletten und mit einer tscherkessischen Pelzmütze bekleidet. Er schien etwa vierzig Jahr alt, nicht älter; seine schwarzbraune Gesichtsfarbe zeigte, daß er längst mit der Sonne jenseits des Kaukasus bekannt sein müsse, und sein vorzeitig ergrauter Schnurrbart entsprach nicht seinem festen Gange und rüstigen Aussehen. Ich trat zu ihm und machte ihm eine Verbeugung; er erwiederte sie schweigend und blies einen ungeheuren Tabaksqualm aus dem Munde.

„Wir sind Reisegefährten, wie es scheint?"

Er schwieg ferner, aber verbeugte sich bejahend.

„Sie gehen gewiß nach Stawropol?"

— Allerdings ... mit Sachen, die der Krone gehören.

„Sagen Sie mir doch, ich bitte, wie so Ihren schweren Wagen vier Ochsen gleichsam spielend fortbewegen, aber meinen leeren sechse kaum weiterbringen, noch dazu mit Beihülfe dieser Ossetinen?"

Er lächelte listig, und blickte mich bedeutend an. — Sie sind gewiß noch nicht lange auf dem Kaukasus?

„Ein Jahr etwa“, erwiederte ich.

Er lächelte abermals.

„Aber was denn?“

— Nun, diese Asiaten sind abscheuliche Bestien! Sie glauben wohl, daß die Kerle durch ihr Schreien helfen? Kein Teufel weiß, was sie schreien! Aber die Ochsen, die verstehen es; spannen Sie ihrer bis zu zwanzig an, so lange die Kerle nur so auf ihre Art schreien, rühren sich die Ochsen kaum von der Stelle . . . Schreckliche Spitzbuben! Aber was soll man mit ihnen anfangen? Sie beeifern sich den Reisenden Geld abzupressen . . . Man hat sie verwöhnt, die Schelme: und Sie werden sehen, sie fordern Ihnen noch ein Trinkgeld ab. Ich aber kenne sie schon, mich werden sie nicht anführen.

„Sie dienen also schon lange hier?“

— O ja, schon bei Alexei Petrowitsch (Jermoloff's) Zeiten diente ich hier, antwortete er mit stolzem Wohlgefallen. Als er auf die Linie hieherkam, war ich Unterlieutenant — setzte er hinzu — und unter ihm bin ich zwei Stufen aufgestiegen für Auszeichnung in Gefechten gegen die Gorzen.

„Und jetzt sind Sie?“

— Jetzt gehör' ich zum dritten Bataillon der Linie. Und Sie, wenn ich fragen darf?

Ich sagte es ihm.

Hiemit endete das Gespräch, und wir gingen schweigend neben einander her. Auf der Höhe des Berges fanden wir Schnee. Die Sonne ging unter, und die Nacht folgte auf den Tag plötzlich, ohne Uebergang, wie dies im Süden gewöhnlich ist; doch konnten wir mit Hülfe des Schneeschimmers leicht den Weg unterscheiden,

der noch immer bergauf ging, wiewohl schon weniger steil. Ich befahl meinen Mantelsack auf den Karren zu legen, statt der Ochsen wieder Pferde vorzuspannen, und blickte noch zum letztenmal auf das Thal hinab, — aber ein dicker Nebel, der wallend aus der Felskluft hervorströmte, bedeckte dasselbe völlig, und kein einziger Schall mehr von dort erreichte unser Ohr. Die Ossetinen traten lärmend zu mir heran und forderten ein Trinkgeld; doch der Stabskapitain schrie sie so drohend an, daß sie augenblicklich das Weite suchten. — „Seht mir doch dieses Volk", sagte er, „nicht einmal Brot können sie auf Russisch nennen", aber: „Offizier, gieb Trinkgeld!" das wissen sie auswendig. Sogar die Tataren sind mir lieber: die sind wenigstens keine Säufer . . ."

Bis zur Station war noch ungefähr eine Werste zurückzulegen. Rings war alles still, so daß man den Flug einer Mücke verfolgen konnte, so genau hörte man ihr Summen. Links öffnete sich eine tiefe Felsenspalte, hinter ihr und vor uns zeichneten sich an dem blassen Horizont, der noch den letzten Abglanz der Abendröthe bewahrte, die dunkelblauen Gipfel des Berges ab, runzligt eingeschnitten, bedeckt mit Schichten Schnees. Am dunkeln Himmel begannen die Sterne hervorzuschimmern, und seltsam, sie däuchten mir weit höher zu sein, als bei uns im Norden. Auf beiden Seiten des Weges starrten kahle, schwarze Gesteine; hie und da blickten aus dem Schnee Gesträuche heraus, aber auch nicht Ein trocknes Blättchen rührte sich, und inmitten dieses Todesschlafes der Natur war es erquickend, das Schnauben eines fernen Postgespanns und das ungleiche Geklimper des russischen Glöckchens zu vernehmen.

„Morgen wird herrliches Wetter sein“, sagte ich. Der Stabskapitain erwiederte kein Wort, und zeigte mit dem Finger auf den hohen Berg, der sich gerade vor uns erhob.

„Was denn?“ fragte ich.

— Das ist der Gudberg.

„Was ist mit dem?“

— Sehen Sie nur, wie er raucht.

Und in der That, der Gudberg rauchte; auf seinen Abhängen krochen leichte Wolkenströme, auf dem Gipfel aber lag eine schwarze Wolke, so schwarz, daß sie auf dem finstern Himmel sich als ein Flecken zeigte.

Schon unterschieden wir den Posthof, die Dächer der ihn umringenden Hütten, und vor ihnen schimmerten uns freundliche Feuerchen entgegen, als ein feuchter, kalter Wind sich erhob, die Felskluft zu heulen anfing, und ein feiner Regen niederging. Kaum hatte ich die Burka um die Schultern geworfen, so stürzten auch schon dichte Schneeflocken herab. Ich blickte mit Ehrfurcht auf den Stabskapitain . . . .

— Wir müssen hier über Nacht bleiben, sagte er mit Verdruß: bei solchem Schneegestöber kann man nicht durch's Gebirge. Was? Gab es Schneefälle auf dem Kreuzberge? fragte er den Fuhrmann.

— „Es gab keine, Herr“, antwortete der Ossetin: „aber es hängt viel, viel.“

In Ermangelung eines Zimmers für die Reisenden auf dem Posthofe, wies man uns das Nachtlager in der räucherigen Hütte an. Ich lud meinen Reisegefährten ein, mit mir ein Glas Thee zu trinken, denn ich führte

einen gußeisernen Theekessel bei mir — meinen einzigen Trost auf den Reisen im Kaukasus.

Die Hütte war auf der einen Seite an den Felsen angeklebt; drei schlüpfrige, feuchte Stufen führten zur Thür hinauf. Tappend ging ich hinein, und stieß mich an eine Kuh, — der Viehstall ist bei diesen Leuten gleichsam das Bedientenzimmer. Ich wußte nicht, wohin mich wenden: hier blöken Schafe, dort knurrt ein Hund. Zum Glück schimmerte seitwärts ein trübes Licht, und half mir eine andre thürähnliche Oeffnung finden. Da enthüllte sich ein Bild, das merkwürdig genug anzusehen war: die weite Hütte, deren Dach sich auf zwei rauchgeschwärzte Pfähle stützte, war voller Leute. In der Mitte, auf dem Erdboden, prasselte ein kleines Feuer, dessen Rauch, durch die Gewalt des Windes von der Oeffnung des Daches zurückgestoßen, rings alles dicht umhüllte, so dicht, daß ich lange nicht aus den Augen sehen konnte; beim Feuer saßen zwei alte Frauen, eine Menge Kinder, und ein hagrer Grusinier, alle in Lumpen. Es war nichts anders übrig, als uns auch beim Feuer niederzulassen, wir zündeten unsre Pfeifen an, und bald begann der Theekessel sein angenehmes Brausen.

„Ein jämmerliches Volk!“ sagte ich zu dem Stabskapitain, indem ich auf unsre schmutzigen Wirthsleute hindeutete, welche schweigend uns anstarrten.

— Ein erzdummes Volk, erwiederte er. Glauben Sie nur, nichts in der Welt verstehen sie, keiner Art von Ausbildung sind sie fähig! Da lob' ich mir noch unsre Kabardinzer oder Tschetschenzen, zwar räuberische, armselige Leute, aber dabei rechte Tollköpfe. Doch diese hier haben nicht einmal zu den Waffen Lust: bei keinem

einzigen findet man einen guten Dolch. Nun gar erst die Ossetinen!

„Sie waren wohl lange in Tschetschen?“

— O ja, ich stand ein zehn Jahre dort in der Festung mit einer Kompanie, beim Steinernen Furt, wissen Sie den?

„Ich hörte davon.“

— Ich muß sagen, Freund, diese Händelmacher wurden uns sehr beschwerlich; jetzt, Gott sei Dank, ist es ruhiger, aber früher durfte man sich nur hundert Schritte vom Wall entfernen, und schon saß irgendwo ein wilder Teufel auf der Lauer: war man einen Augenblick achtlos, gleich hatte man entweder die Schlinge um den Hals oder die Kugel im Genick. Aber wackre Burschen sind's! . . . .

„Gewiß gab es viele merkwürdige Abentheuer zu bestehen?“ sagte ich, angespornt von Neugier.

— Wie sollt' es nicht! Es gab deren . . .

Hierauf begann er seinen linken Schnurrbart zu streichen, hing den Kopf und wurde nachdenklich. Ich hatte das größte Verlangen, irgend ein Geschichtchen aus ihm herauszuziehen, — ein Wunsch, der allen Reisenden und Reiseberichtern eigen ist. Unterdessen war der Thee fertig geworden, ich nahm aus dem Mantelsack zwei Reisebecher, schenkte ein, und stellte den einen vor ihn hin. Er schlürfte ein wenig ab, und sagte gleichsam für sich: „Ja, es gab deren!“ Dieser Ausruf gab mir große Hoffnungen. Ich weiß, die alten Kaukasusleute lieben etwas zu schwatzen, zu erzählen; es kommt ihnen dazu die Gelegenheit so selten; mancher steht ein Jahrer fünf irgendwo in einem einsamen Winkel mit der Kompanie,

und die ganzen fünf Jahre hindurch sagt niemand zu ihm schlechtweg: Guten Morgen! (denn der Feldwebel spricht ausdrucksvoller: Schönen guten Morgen wünsch' ich!) Aber an Stoff kann es nicht fehlen: ringsumher ein wildes, merkwürdiges Volk, jeden Tag Gefahr, häufig wunderbare Vorfälle, nothwendig muß man da bedauern, daß bei uns so wenig aufgeschrieben wird.

„Wollen Sie nicht etwas Rum hinzuthun?" sagte ich zu meinem Gefährten: „ich haben weißen aus Tiflis bei mir; jetzt ist es kalt."

— Nein, ich danke bestens, ich trinke keinen.

„Wie kommt das?"

— Das kommt so. Ich hab' es mir angelobt. Als ich noch Unterlieutenant war, einmal, wissen Sie, zechten wir ein wenig zusammen, und in der Nacht entstand Allarm; wir eilten vor die Front, noch etwas fröhlich vom Trinken. Aber es kam uns auch heim, als Alexei Petrowitsch es erfuhr: Gott bewahre! wie erzürnte er sich! er war nahe daran, Kriegsrecht über uns halten zu lassen. Es ist auch wahr, manchmal lebt man ein ganzes Jahr ohne jemand zu sehen, kommt nun noch der Branntwein — so ist man ein verlorener Mensch.

Als ich das von ihm hörte, verlor ich fast alle Hoffnung.

— Zum Beispiel die Tscherkessen, fuhr er fort, so wie sie anfangen sich in ihrer Busa gütlich zu thun, bei Hochzeiten oder Begräbnissen, so kommt es auch bald zum Einhauen. Ich hab' einmal den Kopf kaum davongebracht, und war doch bei einem friedlichen Fürsten zu Gast.

„Wie ereignete sich das?"

— Nun, (er stopfte sich die Pfeife zurecht, zog einen langen Zug in sich hinein, und begann zu erzählen), nun sehen Sie, ich stand da in der Festung jenseits des Terek mit der Kompanie — es ist bald fünf Jahr. Einmal, im Herbste, kam ein Transport mit Lebensmitteln; bei dem Transport war ein Offizier, ein junger Mensch von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Er erschien bei mir in voller Uniform, und meldete mir, daß ihm befohlen sei, bei mir in der Festung zu bleiben. Er war so dünn, so bläßlich, die Montirung stand ihm so neu, daß ich gleich vermuthete, er sei erst unlängst bei uns auf dem Kaukasus. „Sie sind gewiß", fragte ich ihn, „hieher aus Rußland herüberversetzt?" — „Ja, Herr Stabskapitain", antwortete er. — Ich nahm ihn bei der Hand und sagte: „Sehr erfreut, sehr erfreut. Es wird Ihnen etwas langweilig sein, indeß wollen wir zusammen ganz freundschaftlich leben. Nennen Sie mich also gefälligst nur schlechtweg Maxim Maximitsch, und — ich bitte — wozu diese volle Uniform? Kommen Sie zu mir nur immer in der Mütze." Man wies ihm sein Quartier an, und er blieb seitdem in der Festung.

„Wie hieß er?" fragte ich den Maxim Maximitsch.

— Er hieß... Doch was soll Ihnen sein Namen? Nennen wir ihn einstweilen Grigorii Alexandrowitsch Petschórin. Er war ein herrlicher Junge, kann ich Sie versichern; nur etwas sonderbar. Zum Beispiel, im Regen, in der Kälte, den ganzen Tag auf der Jagd, Alle frieren sehr, ermüden, — doch er keineswegs. Dagegen ein andermal sitzt er in seinem Zimmer; ein Lüftchen weht, er versichert, daß er sich erkältet habe; der Fensterladen stößt

an, er erschrickt und erblaßt: dann wieder sah ich ihn ganz allein auf ein Wildschwein losgehen. Zu Zeiten konnte man stundenlang kein einziges Wort aus ihm herausbringen, dafür wieder konnte er bisweilen so erzählen, daß einem vor Lachen der Bauch weh that. Ja, er hatte große Sonderbarkeiten, und muß reich gewesen sein, was für kostbare Seltenheiten er nur besaß! . . .

„Blieb er lange mit Ihnen zusammen?“ fragte ich wieder.

— Ja, wohl ein Jahr. Noch ist mir dieses Jahr in gutem Gedächtniß; er machte mir Sorgen und Verdruß, aber daran will ich jetzt nicht denken! Wahrlich, manchen Menschen ist es von der Geburt her vorbestimmt, daß sich mit ihnen mancherlei ungewöhnliche Dinge ereignen müssen.

„Ungewöhnliche?“ rief ich mit neugierigem Eifer, indem ich ihm Thee einschenkte.

— Ich werd' es Ihnen erzählen. Ungefähr sechs Werste von der Festung wohnte ein friedlicher Fürst. Sein Söhnchen, ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, hatte sich angewöhnt uns zu besuchen. Jeden Tag pflegte er zu kommen, bald wegen diesen, bald wegen jenen, und ich und Grigorii Alexandrowitsch verzogen ihn ganz. Aber auch was für ein flinker Junge war er, geschickt zu allem was man nur wollte! In vollem Galopp nahm er die Mütze vom Boden auf, schoß er aus der Flinte. Eines war in ihm nicht hübsch: er war schrecklich auf's Geld erpicht. Einmal, zum Scherz, versprach Grigorii Alexandrowitsch ihm einen Dukaten zu geben, wenn er ihm den besten Bock aus des Vaters Heerde wegstöhle; und was denken Sie? in der folgenden Nacht schleppte er ihn am

Horn herbei. Geschah es aber bisweilen, daß uns einfiel ihn zu necken, unterliefen ihm die Augen mit Blut, und gleich griff er zum Dolche. Ei, Asamat, du wirst den Kopf nicht davonbringen, sagte ich zu ihm, dein toller Sinn wird dein Verderben!

— Einst kam der alte Fürst selber, uns zu einer Hochzeit einzuladen: er verheirathete seine älteste Tochter, und wir waren gastbefreundet. Sie wissen, man kann dergleichen nicht wohl ablehnen, wiewohl er nur ein Tatar war! Wir verfügten uns hin. Im Aul stürzten uns eine Menge Hunde mit lautem Gebell entgegen. Die Weiber, sobald sie uns sahen, versteckten sich; diejenigen, deren Gesicht wir sehen konnten, waren bei weitem keine Schönheiten. „Ich hatte eine viel bessere Meinung von den Tscherkessinnen", sagte mir Grigorii Alexandrowitsch. — Nur noch etwas Geduld — antwortete ich lächelnd; und dachte das Meinige dabei.

— Bei dem Fürsten, in der Hütte, war schon viel Volks versammelt. Bei den Asiaten, wissen Sie, ist es Gebrauch, alle Begegnenden und Vorübergehenden zur Hochzeit einzuladen. Uns nahmen sie mit allen Ehrenbezeigungen auf, und führten uns in das Gastzimmer. Ich vergaß jedoch nicht, im Stillen mir zu merken, wo sie unsre Pferde unterbrachten; wissen Sie, für unvorhergesehenes Ereigniß.

„Wie ist bei ihnen die Hochzeitsfeier?" fragte ich den Stabskapitain.

— Wie gewöhnlich. Zuerst liest ihnen der Mulla aus dem Koran etwas vor, dann beschenken sie das junge Paar und alle seine Anverwandten, sie essen, trinken Busa, darauf beginnt die Dshigitoffka, und immer ist

irgend ein abgerissener, schmieriger Kerl auf einem häßlichen, lahmen Pferde dabei, der durch seine Verdrehungen und Späße die ehrenwerthe Gesellschaft zu lachen macht; alsdann, wenn es dunkel wird, beginnt, nach unsrer Art zu reden, der Ball. Ein alter Bettelmann klimpert auf einem dreisaitigen Instrument . . . ich habe vergessen wie es bei ihnen heißt . . . nun, in der Art wie unsre Balaleika. Die Mädchen und jungen Bursche stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber, klatschen mit den Händen und singen. Ein Mädchen und ein Jüngling treten dann hervor in die Mitte, und beginnen wechselsweise Verse gegen einander singend herzusagen, was ihnen einfällt, und die Uebrigen stimmen als Chor ein. Ich und Petschórin saßen auf dem Ehrenplatze, und eh wir's uns versahen, trat die jüngere Tochter des Wirthes vor jenen hin, ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, und sang ihm . . . wie soll ich es nennen? . . . eine Art von Kompliment zu.

„Aber was sie eigentlich sang, erinnern Sie sich dessen nicht?"

— Doch, mich dünkt, ungefähr so: „Schön, man kann es wohl sagen, sind unsre jungen Dshigit-Tänzer, und ihre Kaftane sind reich mit Silber besetzt, aber der junge russische Offizier ist schöner als jene, und seine Tressen sind von Gold. Er ragt zwischen ihnen, wie eine Pappel hervor; doch in unsrem Garten ist ihm nicht beschieden zu wachsen, zu blühen." Petschórin stand auf, verbeugte sich gegen sie, indem er die Hand an Stirn und Brust legte, und bat mich, ihr zu antworten; ich weiß ihre Sprache ganz gut, und übersetzte seine Antwort.

— Als sie von uns sich wieder entfernt hatte, flüsterte ich dem Grigorii Alexandrowitsch zu: „Nun, was

sagen Sie? wie ist diese?" — „Reizend!" rief er aus. „Wie aber heißt sie?" — „Sie heißt Bela", erwiederte ich.

— Und gewiß, sie war schön! hochgewachsen, dünn, schwarze Augen wie bei einer Berggemse, so blickte sie einem auch in die Seele hinein. Petschórin, ganz versunken, wandte die Augen nicht von ihr ab, und sie blickte öfters verstohlen unter den dunklen Brauen nach ihm hin. Nur hatte nicht Petschórin allein seine Freude die liebliche Fürstin anzusehen: aus der Ecke des Gemachs blickten auf sie zwei andre Augen, unbeweglich, gluthvoll. Ich sah scharf hin, und erkannte meinen alten Bekannten Kasbitsch. Er war, wissen Sie, weder so, daß er für friedlich gelten konnte, noch so, daß er erklärt unfriedlich gewesen wäre. Mancher Verdacht fiel auf ihn, wiewohl man keinerlei Unfug ihm bestimmt nachweisen konnte. Es geschah öfters, daß er zu uns in die Festung mit Schafen kam, und sie wohlfeil zum Verkauf anbot, nur wollte er niemals dingen, was er zuerst forderte, das mußte man geben, — er hätte sich eher den Hals abschneiden lassen, als einen geringeren Preis genommen. Man sagte ihm nach, er liebe, sich jenseits des Kubans mit den Abreken herumzutreiben, und, die Wahrheit zu sagen, sein Ansehn war ganz das eines Räubers; etwas klein, trocken, breitschulterig . . . Aber wie war er gewandt! o gewandt war er wie der Teufel. Sein tatarischer Rock, Beschmet genannt, war immer zerrissen, mit Flicken bedeckt, aber sein Gewehr mit Silber ausgelegt. Und sein Pferd, das war berühmt in der ganzen Kabarda, — und gewiß, ein besseres Pferd als dieses war gar nicht denkbar. Nicht umsonst beneideten ihn alle Raubreiter, und mehr als Einmal versuchten sie es ihm zu stehlen, nur glückte es nicht.

Als wenn es jetzt wäre, seh' ich dieses Pferd vor mir: schwarz wie Pech, die Füße — schlank und fest, und die Augen nicht schlechter als die der Bela; und welche Kraft! Wohl funfzig Werste legt' es in vollem Laufe zurück; und zugeritten! — wie ein Hund lief es seinem Herrn nach, sogar die Stimme desselben kannte es! Es geschah öfters, daß er es gar nicht einmal anband. Wahrhaftig, ein rechtes Räuberpferd! . . .

— An diesem Abend war Kasbitsch finstrer, als sonst, und ich bemerkte, daß er unter dem Beschmet ein Panzerhemd anhatte. „Nicht umsonst hat er dies Panzerhemd an", dacht' ich: „er hat gewiß irgend was im Sinn."

— Es war schwül in der Hütte, und ich trat hinaus, mich an der Luft zu erfrischen. Nacht lag schon auf den Bergen, und Nebel strich an den Felsklüften hin.

— Ich ließ mir einfallen, mich unter das Wetterdach zu begeben, wo unsre Pferde standen, nachzusehen, ob sie Futter hätten, und überdies kann Vorsicht nie schaden: ich hatte ein herrliches Pferd mit, und schon mehr als Ein Kabardinzer hatte es wohlgefällig in's Auge gefaßt, und dabei ausgerufen: Jakschi tche, tschek jakschi!

— Ich ducke mich längs des Plankenzaunes hin, und plötzlich hör' ich Stimmen; die eine Stimme kannte ich sogleich: das war der Taugenichts Asamat, der Sohn unsres Wirthes; die andre sprach seltner und leiser. „Wovon schwatzen die wohl?" dacht' ich: „doch wohl nicht gar von meinem Pferde?" Da kauerte ich mich bei dem Zaune nieder und fing an zu horchen, bemüht, daß kein einziges Wort mir entginge. Doch der Lärm der Gesänge und das Gewirr der Stimmen, die aus der

Hütte herausschallten, verschlangen bisweilen das für mich so wichtige Gespräch.

— „Du hast ein herrliches Pferd!“ sagte Asamat: „wäre ich Herr im Hause und hätte eine Heerde von dreihundert Stuten, so gäbe ich wohl die Hälfte davon für deinen Renner, Kasbitsch!“

— „Aha, Kasbitsch!“ dacht' ich, und erinnerte mich des Panzerhemdes.

— Ja, antwortete Kasbitsch nach einigem Schweigen: in der ganzen Kabarda findet man kein solches. Einsmals, — das war jenseits des Terek — zog ich mit den Abreken aus, russische Pferdeheerden wegzunehmen; es mißglückte, und wir wurden versprengt, der eine dahin, der andere dorthin. Hinter mir her waren vier Kosaken; schon hörte ich im Rücken das Geschrei der Gauren, und vor mir war ein dichter Wald. Ich duckte mich in den Sattel, übergab mich dem Allah, und zum erstenmal im Leben beleidigte ich das Pferd durch einen Schlag mit der Peitsche. Wie ein Vogel sprang es zwischen den Zweigen hin; scharfe Dornen zerrissen meine Kleidung, dürre Aeste von Zwergrüstern schlugen mich in's Gesicht. Mein Pferd sprang über die Baumstumpfen, riß mit der Brust das Gesträuch auseinander. Ich hätte besser gethan, das Pferd im Buschwerk laufen zu lassen, mich selbst aber zu Fuß im Walde zu verstecken, aber ich konnte mich von ihm nicht trennen, und der Prophet belohnte mich. Einige Kugeln sausten über meinem Kopfe hin; ich hörte schon die heißverfolgenden Kosaken dicht hinter mir . . . Plötzlich gähnt vor mir ein tiefer Abgrund; mein Renner stutzte — und sprang. Seine Hinderhufe glitten von dem gegenüberstehenden Rande ab,

und er hing an den Vorderfüßen; ich warf die Zügel weg, und flog in die Schlucht hinab; hiedurch wurde mein Pferd gerettet: es sprang hinauf. Die Kosaken sahen alles mit an, doch keiner von ihnen ließ sich hinab, mich zu suchen: sie dachten wohl, ich müsse den Hals gebrochen haben, und ich hörte, wie sie sich anstrengten mein Pferd aufzufangen. Das Blut stockte mir im Herzen, ich kroch im tiefen Grase längs der Schlucht hervor, — ich sehe: der Wald war zu Ende, einige Kosaken ritten aus ihm in das freie Feld heraus, und siehe! mein Karagös sprengt grad' auf sie los: Alle warfen sich mit Geschrei hinter ihm her; lange, lange verfolgten sie ihn, besonders Einer war zweimal nahe daran, ihm die Schlinge über den Hals zu werfen: ich erbebte, senkte die Augen, und fing an zu beten. Nach einigen Augenblicken erheb' ich sie wieder — und sehe: mein Karagös, hoch den Schweif tragend, fliegt gleich dem Winde daher, und die Gauren ziehen sich einer hinter dem andern auf den ermüdeten Pferden fern zur Steppe hin. Beim Allah! Dies ist Wahrheit, genaue Wahrheit! Bis zur späten Nacht saß ich in meiner Schlucht. Plötzlich, was denkst du wohl Asamat? in der Dunkelheit hör' ich, daß am Rande ein Pferd läuft, schnaubt, wiehert, und mit den Füßen auf die Erde stampft; ich erkannte die Stimme meines Karagös: das war wirklich er, mein Gefährte! . . . Von dieser Zeit an blieben wir unzertrennlich.

— Und man konnte hören, wie er mit der Hand den glatten Hals seines Renners klatschte, indem er ihm verschiedene zärtliche Namen gab.

— „Hätte ich eine Heerde von tausend Stuten",

sagte Asamat, „wahrlich wohl die ganze gäbe für deinen Karagös ich hin!“

— „Jok, ich gäb' ihn dafür nicht“, antwortete Kasbitsch gleichgültig.

— „Höre, Kasbitsch“, sagte schmeichelnd Asamat, „du bist ein guter Kerl, du bist ein wackrer Dshigit, mein Vater aber fürchtet die Russen, und läßt mich nicht in die Berge; gieb mir dein Pferd, und ich will alles thun, was du nur verlangst, ich will für dich meinem Vater seine beste gezogene Büchse, seine beste Schaschka wegstehlen — was du nur wünschest: seine Schaschka ist eine ächte Gurda; die Schneide, so wie du sie nur anlegst an die Hand, saugt sich von selbst in das Fleisch; und sein Panzerhemd ist wohl so gut wie deines, o gewiß.“

— Kasbitsch antwortete nicht.

— „Das erstemal, als ich dein Pferd sah“, fuhr Asamat fort: „als es unter dir sich im Kreise drehte und mit aufgeblasenen Nüstern dahin sprang, und unter seinen Hufen hervor die Steine in Funken stoben, da entstand in meiner Seele etwas Unbegreifliches, und von der Zeit wurde alles andre mir zuwider: auf die besten Renner meines Vaters sah ich mit Verachtung, ich hätte mich geschämt, mich auf ihnen zu zeigen, und Traurigkeit übernahm mich ganz; und harmvoll versaß ich auf einem Felsen ganze Tage, und in jedem Augenblick erschien mir in Gedanken dein schwarzes Roß mit seinem edlen Gang, mit seinem glatten, pfeilgeraden Rücken; es blickte mir in die Augen mit seinen muntern Augen, als ob es sprechen wollte. Ich werde sterben, Kasbitsch, wenn du mir es nicht überlässest!“ sagte Asamat mit bebender Stimme.

— Ich glaubte zu hören, daß er zu weinen anfing:

dabei muß ich Ihnen sagen, daß Asamat ein erztrotziger Bursche war, dem nichts in der Welt Thränen abzudringen pflegte, sogar als er noch ganz jung war.

— Zur Antwort auf seine Thränen war nur eine Art spöttischen Lachens vernehmbar.

— „Höre!“ rief mit fester Stimme Asamat! „Sieh, ich bin zu allem entschlossen. Willst du, soll ich für dich meine Schwester stehlen? Wie sie tanzt! wie sie singt! und sie nähet in Gold aus, wundervoll! Solch ein Mädchen hat wohl der türkische Padischa kaum... Willst du? Erwarte mich morgen in der Nacht dort, in der Felskluft, wo der Bach fließt, ich werde mit ihr zum benachbarten Aul vorübergehen, und sie ist dein. Nun, ist nicht Bela deinen Renner werth?“

— Lange, lange schwieg Kasbitsch; endlich, anstatt der Antwort, hob er mit halber Stimme ein altes Lied zu singen an:

Im Aule bei uns sind der Schönheiten viel,
Sterne strahlen im Dunkel ihrer Augen;
Sie zu lieben ist süß, ein beneidenswerth Loos!
Aber süßer doch bleibt die jugendliche Freiheit.
Gold wohl kaufet der Frauen vier,
Doch ein muthiges Pferd hat keinen Preis:
Fliegt in der Steppe so rasch wie der Wind,
Und in ihm ist kein Wechsel, in ihm ist kein Trug.

— Vergebens bat ihn Asamat wiederholentlich, den Vorschlag einzugehen, er weinte, und schmeichelte, und schwur; endlich unterbrach ihn Kasbitsch ungeduldig:

— „Geh fort, thörigter Junge! Wie kannst du denn mein Pferd reiten? Bei den ersten drei Schritten wirft es dich ab, und du zerschlägst dir das Genick auf den Steinen.“

— „Ich!“ schrie Asamat in Wuth, und das Eisen des Knabendolches klirrte auf dem Panzerhemde. Doch eine kräftige Hand warf ihn zurück, und er schlug sich an den geflochtenen Zaun so heftig, daß dieser wankte. „Das giebt einen schönen Spaß“, dacht' ich, eilte zum Stall, zäumte unsre Pferde auf, und führte sie zu der Hinterthüre. Binnen zwei Minuten schon war in der Hütte ein schreckliches Getöse. Was dort vorfiel, ist kürzlich: Asamat, mit zerrissenem Beschmet dort hereinstürzend, rief, Kasbitsch wolle ihn ermorden. Alle sprangen auf, griffen zu den Waffen, und der Spaß ging an. Geschrei, Lärm, Schüsse; doch Kasbitsch war schon zu Pferde und brach wie ein Teufel durch die Menge in die Straße, indem er die Schaschka schwang. „Ein schlimmer Handel, in fremder Schmauserei die Nachwehen der Trunkenheit“, sagte ich zu Grigorii Alexandrowitsch, indem ich ihn bei der Hand ergriff: „thäten wir nicht am besten, uns eiligst davonzumachen?“

— „Aber warten Sie doch, wie es endigen wird.“

— Es wird wahrscheinlich schlecht endigen: bei diesen Asiaten ist es immer so: sie betrinken sich in Busa, und die Balgerei geht los! Wir saßen auf und ritten spornstreichs nach Hause.

„Und wie ging's dem Kasbitsch?“ fragte ich ungeduldig den Stabskapitain.

— Was kann diesem Volke geschehen! erwiederte er, indem er die Neige seines Thees austrank: er entkam ganz gut.

„Und nicht verwundet?“ fragte ich.

— Das mag Gott wissen! Sie haben ein zähes Leben, diese Räuber! Ich sah deren zum Beispiel einen

im Gefecht: von Bajonetten ganz wie ein Sieb durchlöchert, schwang er noch immer die Schaschka. — Der Stabskapitain fuhr nach einigem Schweigen fort, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte:

— Niemals verzeih' ich mir das Eine: der Teufel zupfte mich, daß ich, in der Festung angelangt, dem Grigorii Alexandrowitsch alles erzählte, was ich hinter dem Zaun sitzend erhorcht hatte; er lächelte, — so verschmitzt! — und dachte sich etwas aus.

„Was aber? Erzählen Sie weiter, o ich bitte!"

— Nun es bleibt wohl nichts anderes übrig! Ich habe angefangen zu erzählen, so muß ich auch fortfahren.

— Nach vier Tagen etwa kam Asamat in die Festung. Nach seiner Gewohnheit ging er zu Grigorii Alexandrowitsch, der ihn immer mit Näschereien fütterte. Ich war dort; das Gespräch kam auf Pferde, und Petschórin beginnt das Pferd des Kasbitsch herauszustreichen, wie es so muthig, so schön, ganz wie eine Gemse sei, — genug, seinen Worten nach war ein solches auf der ganzen Welt nicht mehr.

— Des kleinen Tataren Augen fingen an zu glänzen, doch Petschórin that, als bemerkte er es nicht; ich wende das Gespräch auf andres, aber er, sehen Sie, führt es immer sogleich auf das Pferd des Kasbitsch zurück. Diese Geschichte wiederholte sich jedesmal, so oft Asamat zu uns kam. Nach Verlauf von drei Wochen konnte ich wahrnehmen, daß Asamat bleich wurde und abzehrte, wie es so, mein Herr, von der Liebe in den Romanen vorkommt. Welch Wunder!

— Nun sehen Sie, ich habe erst hinterher diese ganze Schelmerei erfahren: Grigorii Alexandrowitsch reizte ihn

so weit auf, daß er sich fast in's Wasser gestürzt hätte: Nun, einmal auch sagte er ihm sogar: „Ich sehe, Asamat, daß dir dieses Pferd sehr gefällt: aber du wirst seiner so wenig als deines Nackens ansichtig werden! Doch sag' einmal, was würdest du wohl dem geben, der es dir verschaffte?...“

— „Alles, was er verlangt“, antwortete Asamat.

— „Unter solchen Umständen will ich dir es schaffen, mit der Bedingung, nur... Schwöre, daß du sie erfüllen wirst...“

— „Ich schwöre... Schwör' auch du.“

— „Schön! Ich schwöre, das Pferd wird dein; nur bist du verpflichtet, mir dafür deine Schwester Bela zu überliefern. Karagös wird ihre Morgengabe sein. Ich hoffe, der Handel ist für dich vortheilhaft.“

— Asamat schwieg.

— „Du willst nicht? Nun, wie du willst! Ich dachte, du wärst schon ein ganzer Mann, aber du bist noch ein Jüngling: es ist noch zu früh für dich zu reiten...“

— Asamat entbrannte. „Aber mein Vater?“ sagte er.

— „Entfernt er sich denn etwa vom Hause niemals?“

— „Es ist auch wahr!“...

— „Richtig also?“...

— „Richtig“, flüsterte Asamat, bleich wie der Tod. „Wann denn?“

— „Das erstemal, wenn Kasbitsch hierher kommt; er versprach, zehn Schafe herbeizutreiben; das Uebrige — ist meine Sache. Gieb Acht, Asamat!“

— So brachten sie diese Sache denn vollends in Ordnung. — Die Wahrheit zu sagen, keine schöne Sache! Ich sagte das nachher auch dem Petschórin, allein

er antwortete mir nur, die wilde Tscherkessin müsse glücklich sein, einen so freundlichen Mann zu haben wie er einer sei, denn nach ihrer Art sei er ganz wie ihr Mann; Kasbitsch aber sei ein Räuber, den man bestrafen müsse. Urtheilen Sie selbst, was konnt' ich darauf erwiedern?... Aber damals wußt' ich noch nichts von jener Verabredung. Nun, sehen Sie, einmal kam Kasbitsch und fragte, ob man Schafe nöthig habe und Honig; ich bestellte ihn damit auf den nächstfolgenden Tag. „Asamat!" sagte Grigorii Alexandrowitsch: „morgen ist Karagös in meinen Händen; wenn nun in dieser Nacht Bela nicht hier sein wird, so bekommst du das Pferd nie zu sehen..."

— „Gut!" versetzte Asamat, und sprengte zum Aul. Abends bewaffnete sich Grigorii Alexandrowitsch und ritt aus der Festung: wie sie diese Sache vollbracht haben, weiß ich nicht, — nur daß sie in der Nacht beide zurückkehrten, und daß die Schildwache sah, wie quer auf dem Sattel Asamat's ein Frauenzimmer lag, dessen Hände und Füße gebunden waren, der Kopf aber mit einem dichten Schleier umhüllt.

„Nun, und das Pferd?" fragte ich den Stabskapitain.

— Gleich, gleich. Am folgenden Tage kam Kasbitsch, und brachte zehn Schafe zum Verkauf. Nachdem er sein Pferd an den Zaun gebunden, trat er zu mir ein: ich bewirthete ihn mit Thee, weil wir, wiewohl er Räuber, doch in gastfreundlichem Verhältniß lebten.

— Wir plauderten von diesem, von jenem: plötzlich sehe ich, daß Kasbitsch erschrickt und sein Gesicht die Farbe wechselt, — er eilt an's Fenster; aber das Fenster, un-

glücklicherweise, ging auf den Hinterhof. — „Was hast du?“ fragte ich.

— „Mein Pferd!... Pferd!“ rief er, ganz zitternd.

— In der That, ich hörte Hufschlag: wahrscheinlich kam irgend ein Kosak angeritten...

— „Nein! Russischer Verrath, Verrath!“ brüllte er, und stürzte über Hals und Kopf hinaus, wie ein wilder Panther. In zwei Sprüngen war er draußen; an dem Festungsthor vertrat ihm die Schildwache den Weg und hielt ihm das Gewehr vor: er sprang über das Gewehr hinweg, und rannte aus allen Kräften den Weg entlang... Fernhin wirbelte Staub auf — Asamat sprengte auf dem muthigen Karagös daher; im Laufe machte Kasbitsch sein Gewehr von dem Ueberzuge los und schoß, gleich darauf stand er unbeweglich, bis er sich überzeugt hatte, daß er fehlgeschossen; dann fing er an zu heulen, zerschlug das Gewehr auf den Steinen und weinte wie ein Knabe... Rings um ihn hatten sich Leute aus der Festung versammelt, — er achtete auf nichts; sie verweilten, schwatzten, und gingen zurück; ich befahl, das Geld für die Schafe neben ihn hinzulegen, — er rührte es nicht an; er lag mit dem Gesicht auf der Erde wie ein Todter. Glauben Sie's wohl? er lag so bis zur späten Nacht und die ganze Nacht!... Erst am andern Morgen kam er wieder zur Festung und bat, daß man ihm den Entführer nennen möchte. Die Schildwache, welche gesehen hatte, wie Asamat das Pferd losband und auf ihm davonsprengte, hielt nicht für nöthig, dies zu verheimlichen. Bei diesem Namen erglänzten die Augen des Kasbitsch, und er wandte sich stracks nach dem Aul, wo der Vater Asamat's lebte.

„Wie erging's dem Vater?“

— Ja das gehörte auch zu der Schelmerei, daß Kasbitsch ihn nicht fand: er war irgendwohin auf ein Tager sechs ausgezogen, wie hätte auch sonst Asamat die Schwester entführen können?

— Als der Vater aber zurückkehrte, da war nicht Tochter noch Sohn mehr dort. Solcher Spitzbube: er hatte nämlich wohlbedacht, daß er seinen Kopf nicht davonbringen würde, wenn er sich ertappen ließe. So war er von der Zeit an nicht zu sehen; wahrscheinlich schlug er sich zu irgend einer Bande Abreken, oder hat seinen tollen Kopf jenseits des Terek oder Kuban niedergelegt: dahin ging auch sein Weg!...

— Ich gestehe, auch auf mein Theil kam hiebei viel Verdruß. So wie ich erfahren hatte, daß die Tscherkessin bei Grigorii Alexandrowitsch sei, so legte ich meine Epauletten und den Degen an, und verfügte mich zu ihm.

— Er lag in dem ersten Zimmer auf dem Bette, die eine Hand unter dem Nacken, mit der andern die erloschene Pfeife haltend; die Thüre zum zweiten Zimmer war verschlossen, und der Schlüssel steckte nicht. Ich bemerkte das alles sogleich. Ich fing an zu husten, auf der Schwelle mit den Absätzen zu scharren, — doch er stellte sich, als ob er nicht hörte.

— „Herr Lieutenant!“ sagte ich so streng als möglich. „Sehen Sie etwa nicht, daß ich hier bei Ihnen bin?“

— „Ach, guten Tag, Maxim Maximitsch! Wollen Sie nicht eine Pfeife?“ — antwortete er, ohne sich zu erheben.

— „Entschuldigen Sie! Ich bin hier nicht Maxim Maximitsch: ich bin jetzt der Stabskapitain.“

— „Gleichviel. Wollen Sie nicht Thee? Wenn Sie nur wüßten, was für Sorge mich quält!"

— „Ich weiß alles", antwortete ich, und trat zum Bette hin.

— „Desto besser: ich bin so nicht in der Stimmung zu erzählen."

— „Herr Lieutenant, Sie sind eines Vergehens schuldig, für das auch ich Rede zu stehen habe..."

— „Ei was ist da mehr! Was schadet das? Zwischen uns ist ja längst alles zur Hälfte."

— „Was sind das für Scherzreden? Ich bitte mir Ihren Degen aus!"

— „Mitka, den Degen!..."

— Mitka brachte den Degen. Nachdem ich so meine Pflicht erfüllt, setzte ich mich zu ihm auf's Bette, und sagte: „Ich bitte, Grigorii Alexandrowitsch, gestehe, daß das nicht schön ist."

— „Was ist nicht schön?"

— „Nun das, daß du Bela entführt hast... Und diese Bestie von Asamat! — Nun, gesteh' es nur", sagte ich zu ihm.

— „Aber wenn sie mir nun gefällt?..."

— Wohl, mein Herr, was wollen Sie, daß man darauf antworten soll? Ich war ganz verdutzt. Indeß, nach einigem Stillschweigen, sagte ich ihm, wenn ihr Vater sie fordern werde, müsse man sie ihm nothwendig zurückgeben.

— „Das ist ganz und gar nicht nothwendig."

— „Wenn er jedoch erfährt, daß sie hier ist?"

— „Aber wie soll er das erfahren?"

— Ich war auf's neue verlegen. — „Hören Sie,

Maxim Maximitsch!" sagte Petschórin sich aufrichtend: „Sie sind ein braver Mann, und meinen es gut, — allein wenn dieser Wilde die Tochter zurückbekommt, so wird er sie umbringen, oder verkaufen. Die Sache ist einmal geschehen; es ist nicht nöthig, sie noch muthwillig zu verschlimmern; lassen Sie sie mir, und ich lasse Ihnen meinen Degen..."

— „Zeigen Sie sie mir aber doch!" — sagte ich.

— „Sie ist hinter dieser Thür; doch hab' ich selbst bisher vergebens sie zu sehen verlangt: sie sitzt im Winkel, eingehüllt in ihr Schleiertuch, sie spricht und sieht nicht: sie ist schüchtern wie eine wilde Gemse. Ich hab' unsre Marketenderin gedungen: sie kann Tatarisch, die wird ihrer warten, und sie an den Gedanken gewöhnen, daß sie mein ist, indem sie ja auch wirklich außer mir niemandem mehr gehören wird", — setzte er hinzu, auf den Tisch mit der Faust schlagend. — Ich konnte auch dagegen nichts einwenden. Was sollt' ich thun? Es giebt Leute, denen man unbedingt immer Recht geben muß.

„Doch wie?" fragte ich den Maxim Maximitsch: „gewöhnte er sie wirklich zu sich, oder verzehrte sie sich in der Gefangenschaft, aus Heimweh?"

Lieber Gott, wie so denn aus Heimweh? Aus der Festung waren dieselben Berge zu sehen, die es aus dem Aul waren, und mehr bedarf's nicht für diese Wilden. Ueberdies brachte Grigorii Alexandrowitsch ihr jeden Tag irgend was zum Geschenk: die ersten Tage stieß sie schweigend und stolz die Geschenke von sich, welche dann der Marketenderin zufielen und diese zur Beredsamkeit ermunterten. Ach, Geschenke! was thut nicht ein Frauenzimmer für einen bunten Lappen!... Doch lassen wir

das jetzt! Lange plagte sich Grigorii Alexandrowitsch mit ihr; mittlerweile lernte er etwas Tatarisch, und sie begann unsre Sprache zu verstehen. Nach und nach gewöhnte sie sich ihn anzusehen, anfangs unter den Brauen schräg hervorblickend, doch immer härmte sie sich, und sang ihre Lieder mit halber Stimme, so rührend, daß auch mir selber öfters weh um's Herz wurde, wenn ich aus dem benachbarten Zimmer zuhörte. Eines Auftritts werde ich nie vergessen: ich ging vorbei, und sah in's Fenster; Bela saß auf dem Schemel, das Köpfchen zur Brust gesenkt, Grigorii Alexandrowitsch aber stand vor ihr. „Höre, meine Peri", sagte er: „Du weißt nun doch, daß früh oder spät Du mein sein mußt, — weßhalb denn so sehr mich quälen? Liebst Du etwa irgend einen Tschetschenzen? Wenn das der Fall ist, so entlasse ich Dich auf der Stelle nach Hause." — Sie erbebte und schüttelte den Kopf. — „Oder", fuhr er fort, „bin ich Dir gänzlich verhaßt?" — Sie seufzte. — „Oder verbietet Dir Dein Glaube, mich zu lieben?" — Sie erblaßte, und schwieg. — „Glaube mir, Allah ist für alle Geschlechter ein und derselbe, und wenn er mir gestattet, Dich zu lieben, weßhalb sollte er Dir verbieten, mich durch Gegenliebe zu belohnen?" — Sie sah ihm unverwandt in's Gesicht, als wäre sie getroffen von diesem neuen Gedanken; ihre Augen drückten Ungläubigkeit und zugleich den Wunsch aus, überzeugt zu werden. Was für Augen! Wahrhaftig, wie zwei feurige Kohlen glänzten sie.

— „Höre, liebliche, gute Bela", fuhr Petschórin fort: „Du siehst, wie ich Dich liebe; ich bin bereit, alles dahinzugeben, um Dich vergnügt zu sehen: ich will nur,

daß Du glücklich seiest: wenn Du aber immer auf's neue Dich härmst, so werd' ich sterben. Sage, wirst Du vergnügter sein?" — Sie wurde nachdenklich, ohne von ihm die schwarzen Augen abzuwenden, dann lächelte sie schmeichelnd, und nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Zustimmung. Er nahm sie bei der Hand, und wollte sie bereden, ihn zu küssen; sie wehrte sich schwach, und wiederholte nur: „O laß, laß, es ist nicht nöthig, nicht nöthig." Er wurde dringender; sie fing an zu zittern, zu weinen. — „Ich bin Deine Gefangene, sagte sie, Deine Sklavin, Du kannst mich wohl zwingen"; — und wieder Thränen.

— Grigorii Alexandrowitsch schlug sich mit der Faust vor die Stirne und sprang hinaus in das andre Zimmer. Ich ging zu ihm hinein; er ging düster auf und ab, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt. „Was ist, Lieber?" sagte ich zu ihm. — „Ein Teufel ist sie, und kein Weib" — antwortete er: „doch geb' ich Ihnen mein Ehrenwort, daß sie mein sein wird." Ich schüttelte den Kopf. „Wollen Sie wetten?" rief er: „binnen einer Woche!" — Wenn es beliebt! — Wir gaben uns gegenseitig Handschlag, und trennten uns.

— Am nächsten Tage sandte er sogleich einen Eilboten nach Kislar, um verschiedene Einkäufe zu machen; eine Menge vielartiger persischer Stoffe wurden herbeigebracht, gar nicht aufzuzählen was alles.

— „Was dünkt Ihnen, Maxim Maximitsch!" sagte er, indem er mir die Geschenke zeigte: „wird die asiatische Schönheit gegen eine solche Batterie Stand halten?" — „Sie kennen die Tscherkessinnen nicht", erwiederte ich: „sie sind gar nicht das, was die Grusinierinnen sind, oder

die Tatarinnen jenseits des Kaukasus, — ganz und gar nicht das. Sie haben ihre eigne Weise, sie sind anders auferzogen." — Grigorii Alexandrowitsch lächelte, und pfiff einen Marsch vor sich hin.

— Aber es ergab sich, daß ich Recht hatte: die Geschenke wirkten nur halb: sie wurde schmeichlerischer, zutraulicher — das war aber alles; so daß er sich endlich zu folgendem Mittel entschloß. Einmal Morgens ließ er sein Pferd satteln, zog sich tscherkessisch an, bewaffnete sich, und trat bei ihr ein. „Bela!" sagte er: „Du weißt, wie ich Dich liebe. Ich beschloß, Dich zu entführen, weil ich dachte, wenn Du mich kennen wirst, wirst Du mich lieben; ich habe mich geirrt; — leb' wohl! Dir verbleibe alles, was ich besitze; — willst Du, so kehre zu Deinem Vater zurück, — Du bist frei. Ich habe mich gegen Dich vergangen und muß mich bestrafen; leb' wohl, ich gehe — wohin? was weiß ich selbst! Vielleicht werd' ich bald meine Kugel finden, oder einen Schaschkahieb: dann denke meiner und verzeih' mir." — Er wandte sich ab, und hielt ihr die Hand hin zum Lebewohl. Sie nahm die Hand nicht, sie schwieg. Nur, da ich hinter der Thüre stand, konnte ich durch den Spalt ihr Gesicht sehen: und es erbarmte mich, so war von Leichenblässe dies liebliche Antlitz überdeckt! Keine Antwort hörend, that Petschórin einige Schritte zur Thüre hin: er zitterte — und soll ich's sagen? ich glaube, daß er wirklich im Ernste das zu erfüllen im Begriff stand, was er im Scherze gesprochen hatte. Solch ein Menschenkind war er, Gott weiß es! Kaum aber hatte er die Thüre berührt, als sie herzusprang, zu schluchzen anfing, und sich ihm um den Hals warf. — Glauben Sie es

wohl? ich, hinter der Thüre stehend, fing auch zu weinen an, das heißt, nicht daß ich wirklich weinte, aber so — Dummheit!..."

Der Stabskapitain schwieg ein Weilchen still.

— Wahrlich, sagte er dann, seinen Schnurrbart streichend: ich bekenne, daß mich schmerzte, daß niemals irgend eine Frau mich so geliebt.

„Und war ihr Glück von Dauer?" fragte ich.

— O ja; sie gestand uns, daß Petschórin von dem Tage, da sie zuerst ihn gesehen, ihr oft im Traum erschienen sei, und daß noch niemals irgend ein Mann solchen Eindruck auf sie gemacht habe. Ja, sie waren glücklich!

„O wie schade!" rief ich unwillkürlich aus. In der That, ich war auf eine tragische Entwickelung gefaßt, und plötzlich fand sich meine Hoffnung so unerwartet getäuscht!... „Aber ist's möglich", fuhr ich fort, „daß ihr Vater nicht errieth, daß sie bei Ihnen in der Festung war?"

— Wohl, es scheint, er hatte Argwohn. Doch nach einigen Tagen schon erfuhren wir, der Alte sei todt. Das war so gekommen...

Meine Aufmerksamkeit wurde auf's neue wach.

— Ich muß Ihnen sagen, daß Kasbitsch nicht anders glaubte, als Asamat habe mit Wissen seines Vaters ihm das Pferd geraubt, wenigstens vermuth' ich so. Da lauerte er einmal auf der Straße, etwa drei Werste hinter dem Aul; der Alte kehrte von vergeblichen Forschungen nach der Tochter heim; seine Usdenen (Gefolge von Lehnsleuten) waren zurück, — es war in der Dämmerung, — und er ritt schwermüthig im Schritt, als plötzlich

Kasbitsch, einer Katze gleich, unter einem Strauch hervortauchte, sich hinter ihn auf's Pferd schwang, ihn mit einem Dolchstoße zu Boden warf, die Zügel ergriff, — und auf und davon! Einige Usdenen sahen Alles von einem Hügel mit an; sie sprengten hitzig nach, doch die Verfolgung war umsonst.

„Er hielt sich schadlos für den Verlust des Pferdes, und rächte sich", sagte ich, um die Meinung meines Gefährten hervorzulocken.

Fürwahr, nach ihrer Weise, sagte der Stabskapitain, hatte er vollkommen Recht.

Ich mußte hier unwillkürlich an die Fähigkeit des Russen denken, sich zu den Sitten derjenigen Völker zu bequemen, mit denen der Zufall ihn zusammenbringt; ich weiß nicht, ob diese Eigenschaft des Gemüths Lob oder Tadel verdient, jedenfalls beweist sie die unglaubliche Biegsamkeit desselben und das Dasein jenes hellen gesunden Menschenverstandes, der das Böse überall verzeiht, wo er dessen Nothwendigkeit einsieht, oder die Unmöglichkeit seiner Abstellung.

Unterdessen war der Thee ausgetrunken; die längst angespannten Pferde standen durchfroren auf dem Schnee; der Mond erbleichte im Abend, und war bereit, in seine schwarzen Wolken unterzutauchen, die auf den fernen Berggipfeln hingen gleich den Fetzen eines zerrissenen Vorhanges; wir traten aus der Hütte; entgegen der Vorhersagung meines Reisegenossen hellte sich das Wetter auf und versprach einen stillen Morgen; die Reigen der Sterne senkten sich mit ihren wundersamen Gebilden zu dem fernen Horizont, und einer nach dem andern erlosch, in demselben Maße, als der blasse Schimmer des

Ostens sich auf das dunkelviolette Himmelsgewölb ergoß und allmählig die steilen, mit jungfräulichem Schnee bedeckten Bergabhänge beleuchtete. Rechts und links gähnten schwarze, geheimnißvolle Abgründe, und Nebel, die sich zusammenknäuelten und aufwanden gleich Schlangen, krochen über die Runzeln der benachbarten Felsen, als ob sie die Annäherung des Tages fühlten und flöhen.

Still war alles am Himmel und auf der Erde, wie im Herzen des Menschen während des Morgengebets; nur kam von Osten her ein kühler Wind, der die von Reif bedeckten Mähnen der Pferde aufwehte. — Wir machten uns auf den Weg; mit Mühe schleppten fünf schlechte Mähren unser Fuhrwerk auf der gewundenen Straße den Gudberg hinan; wir gingen zu Fuß hinterdrein, und legten Steine unter die Räder, so oft die Pferde erschöpft anhielten; es schien, als führte der Weg in den Himmel, denn so weit die Augen sehen konnten, ging er immer aufwärts, und verlor sich zuletzt in einer Wolke, welche schon seit dem vorigen Abend auf dem Gipfel des Gudbergs ausruhte, einem Geier gleich, der auf Beute wartet; der Schnee krachte unter unsern Füßen; die Luft wurde so dünn, daß das Athemholen schmerzte; das Blut strömte heftig zum Kopf, aber zu gleicher Zeit ergoß sich in alle meine Adern ein gewisses tröstliches Gefühl, und so hoch über der Welt zu sein, machte mir schon Vergnügen — ein kindisches Gefühl, ich will's nicht läugnen, aber wenn wir uns von den Uebereinkommnissen der Gesellschaft entfernen und uns der Natur nähern, so werden wir unwillkürlich Kinder: alles bloß Angeeignete fällt ab von der Seele, und sie gestaltet sich auf's neue so, wie sie einst gewesen ist und wahrscheinlich einst wieder

werden wird. Der, dem es beschieden war, wie mir, über die Bergeseinöden hinzuschweifen, und lange, lange sie in ihren wunderlichen Bildungen zu betrachten, und gierig die belebende, durch ihre Klüfte dahinströmende Luft einzuathmen, — der wird gewiß meinen Wunsch verstehen, solche zauberhafte Bilder zu überliefern, zu erzählen, hinzuzeichnen. Nun wohl, wir stiegen den Gudberg hinauf, hielten an, und sahen uns um: auf ihm hing eine blaue Wolke, und ihr kalter Hauch drohte einen nahen Sturm; aber im Osten war alles so hell und golden, daß wir, das heißt ich und der Stabskapitain, jener Seite ganz vergaßen... Ja, auch der Stabskapitain: in einfachen Herzen ist das Gefühl der Schönheit und Erhabenheit der Natur hundertmal stärker und lebhafter, als in uns, die wir uns an Worten und auf dem Papier begeistern.

„Sie aber, denk' ich, sind an diese erhabenen Gemählde schon ganz gewohnt?" sagte ich zu ihm.

— Freilich, sogar an das Pfeifen der Kugeln kann man sich gewöhnen, das heißt sich gewöhnen, das unwillkürliche Schlagen des Herzens zu verbergen.

„Ich hörte im Gegentheil, daß für manche alte Kriegsleute diese Musik sogar angenehm sei."

— Versteht sich, in gewissem Sinn ist sie auch angenehm; schon deßhalb, weil das Herz stärker schlägt. Sehen Sie, fügte er hinzu, indem er nach Osten zeigte: was für eine Gegend!

Und gewiß, ein solches Panorama wird mir schwerlich noch irgend wieder dargeboten werden: unter uns lag das Koischaurskische Thal, durchschnitten vom Aragwa und einem andern Flusse wie von zweien silbernen Fäden;

ein bläulicher Nebel schlich darüber hin, fliehend vor den warmen Strahlen des Morgens in die nahen Klüfte; rechts und links Bergeskämme, einer höher als der andre, die sich durchschnitten, ausdehnten, bedeckt mit Schnee, mit Gesträuch; in der Ferne immer wieder Berge, aber auch nicht zwei Felsen, die einander ähnlich gesehen hätten, — und all der Schnee von röthlichem Glanze so munter und so hell angestrahlt, — wahrlich, hier hätte man lebenslang verweilen mögen; die Sonne blickte nur eben hinter dem dunkelblauen Berge hervor, welchen ungewohnte Augen kaum von dem drohenden Gewölk unterscheiden konnten; auf der Sonne aber war ein blutiger Streif, welchem mein Gefährte besondere Aufmerksamkeit widmete. „Ich sagte Ihnen", rief er aus, „daß nun ein Unwetter kommen wird; wir müssen uns tummeln, oder es wird uns, behüte, auf dem Kreuzberge überfallen. Macht fort!" rief er den Fuhrleuten zu.

Sie legten Ketten an die Räder, statt der Hemmschuhe, damit sie nicht hinunterrollten, hielten die Pferde am Zügel fest, und begannen hinabzufahren; rechts war Felsen, links ein solcher Abgrund, daß ein ganzes Dörfchen von Ossetinen, die auf dem Boden des Abgrunds wohnten, ein Schwalbennest schien; ich erbebte, wenn ich daran dachte, daß öfters hier, in tiefer Nacht, auf diesem Wege, wo zwei Fuhrwerke nicht an einander vorbeikönnen, irgend ein Kurier wohl zehnmal im Jahre fährt, und aus seinem gerüttelten Wagen doch nicht hinausgleitet. Einer von unsern Fuhrleuten war ein Bauer aus Jaroßlaw, der andre ein Ossetin: der Ossetin führte das Hauptpferd am Zügel mit aller nur möglichen Vorsichtigkeit, nachdem er bei Zeiten die Vorderpferde abgespannt,

— aber unser sorgloser Russe stieg nicht einmal von seinem Brett herunter! Als ich ihm bemerkte, daß er sich wohl etwas stören könnte, wenn auch nur meinem Mantelsack zu Liebe, dem ich keineswegs in diese Tiefe nachzuklettern gesonnen sei, antwortete er mir: „Ei, Herr! Mit Gottes Hülfe kommen wir eben so gut hin wie jene, — es ist ja nicht zum erstenmale", und er hatte Recht: wir hätten wirklich nicht hinkommen können, indeß gelangten wir ganz eben so hin, und wenn die Leute mehr Einsicht hätten, so würden sie sich überzeugen, das Leben sei so viel nicht werth, daß man sich darum so große Sorgen mache.

Aber vielleicht wünschet ihr, liebe Leser, das Ende der Geschichte Bela's zu wissen? — Da muß ich erstlich erinnern, daß ich keine Novelle schreibe, sondern Reisebemerkungen; folglich kann ich den Stabskapitain nicht früher erzählen lassen, als er in der That zu erzählen anfing. Und so wartet ein wenig, oder wenn es euch beliebt, überschlagt einige Blätter, nur kann ich dazu noch nicht rathen, weil der Uebergang über den Kreuzberg (oder, wie der gelehrte Gamba ihn nennt, den Berg St. Christoph) eurer Beachtung werth ist. Und so ließen wir uns von dem Gudberg in das Teufelsthal hinab... Das ist eine romantische Benennung! Sie sehen dabei schon das Nest des bösen Geistes zwischen unersteiglichen Felsen, — aber so war es nicht: die Benennung Teufelsthal ist falsch: hier war einst die Gränze Grusiens, und daher die Linie, die auf Russisch Tscherta heißt; die Leute aber machten daraus Tschort, auf Russisch Teufel. Dieses Thal war zugeschneit mit gefrornem Schnee, der lebhaft genug an Saratoff, Tamboff,

und die andern lieblichen Orte unsres Vaterlandes erinnerte.

„Da ist auch der Kreuzberg!“ sagte zu mir der Stabskapitain, als wir in das Teufelsthal hinabgefahren waren, indem er auf eine Anhöhe deutete, die mit einem Schneegewand überkleidet war; auf dem Gipfel erhob sich schwarz ein steinern Kreuz, an welchem eine kaum bemerkbare Straße vorbeiführte, auf der man nur dann zu fahren pflegt, wenn der Seitenweg durch Schnee verschüttet ist; unsre Fuhrleute erklärten, noch sei keine Lawine gefallen, und führten uns, um die Pferde zu schonen, den gewundenen Seitenweg. Wo beide Wege sich schieden, trafen wir ein fünf Ossetinen; sie boten uns ihre Dienste an, und, sich an die Räder hängend, suchten sie unsre Karren zu schleppen und zu halten. Und gewiß, der Weg war gefährlich: zur Rechten hingen über unsern Häuptern Massen Schnee's, die bereit schienen, beim ersten Hauche des Windes sie hinabzureißen in die Kluft; der enge Weg war zuweilen mit Schnee bedeckt, der an einigen Stellen unter den Füßen einbrach, an andern durch die Wirkung der Sonnenstrahlen und der Nachtfröste sich in Eis verwandelt hatte, so daß wir selber uns mit Mühe durchbrachten: die Pferde aber fielen; — zur Linken gähnte eine tiefe Felsenspalte, wo sich ein Bach fortstürzte, bald unter einer dünnen Eisrinde versteckt, bald über schwarzen Steinen einherschäumend. — In zwei Stunden kaum vermochten wir um den Kreuzberg herumzukommen, — zwei Werste in zwei Stunden! Unterdessen hatten die Wolken sich gesenkt, es fiel Hagel, Schnee; der Wind, sich in die Kluft stürzend, heulte, pfiff wie der Räuber Nachtigall — von dem die Sage

geht, sein Pfeifen sei von einem Ende Rußlands zum andern vernehmbar gewesen, und in kurzem war das steinerne Kreuz in Nebel gehüllt, dessen Wogen, eine dunkler und dicker als die andre, von Osten heraneilten... Bei Gelegenheit dieses Kreuzes muß ich der seltsamen, doch allgemein verbreiteten Ueberlieferung erwähnen, als hätte der Kaiser Peter der Erste dasselbe bei seinem Zuge durch den Kaukasus errichten lassen; allein, für's Erste, war Peter bloß in Daghestan, und für's Zweite, so steht auf dem Kreuze mit großen Buchstaben geschrieben, daß es auf Befehl des Grafen Jermoloff, und zwar im Jahre 1824, aufgestellt worden. Aber die Sage hat sich der Inschrift ungeachtet so eingewurzelt, daß man in Wahrheit nicht weiß, was man glauben soll, besonders da wir nicht gewohnt sind, Inschriften viel Glauben beizumessen.

Wir hatten auf übereisten Felsen und durch morastigen Schnee bis zum Posthof Kobi noch ungefähr fünf Werste hinunterzufahren. Die Pferde ermatteten, wir waren erstarrt von Kälte; das Schneegestöber tobte stärker und stärker, genau wie unser vaterländisches, nördliches; nur war das Singen der Windsbraut noch trauriger, noch schwermüthiger. „Auch Du, Verbannte", dacht' ich bei mir selbst, „weinest über Deine weiten offnen Steppen! Dort kannst Du Deine kalten Schwingen entfalten, aber hier ist Dir schwer und beklommen, wie dem Adler, der mit Geschrei gegen das Gitter seines eisernen Käfigs anstrebt."

— Schlimm! — sagte der Stabskapitain: schauen Sie, rings ist nichts sichtbar als Nebel und Schnee — wir können nur gewärtig sein, daß wir in den Abgrund

stürzen oder in der Schneemasse stecken bleiben, und dort weiter unten hat sich die Baidara so ausgebreitet, daß man auch da nicht durchkommen kann. Daß Dich... mit diesen Asiaten! wie die Menschen, so die Flüsse, nie kann man sich auf sie verlassen. — Die Fuhrleute trieben mit Schreien und Schelten die Pferde an, welche schnaubend sich anstemmten, und um nichts in der Welt von der Stelle wollten, trotz des Zuredens der Peitschen. „Gnädiger Herr", sagte endlich der eine, „da ist alles umsonst, wir kommen so nun nicht nach Kobi; erlauben Sie wohl, daß, während es noch möglich ist, wir links abbiegen? Dort auf dem Abhang ist etwas Schwarzes, — es sind Hütten: dort halten immer die Vorüberfahrenden im Unwetter an; sie sagen, daß sie uns hinbringen werden, wenn sie ein Trinkgeld bekommen", setzte er hinzu, auf den Ossetin zeigend.

— Ich weiß es, Lieber, ich weiß es ohne Dich, sagte der Stabskapitain: o diese Bestien! sie sind bereit, sich in Stücken zu reißen, um nur Trinkgeld uns abzunöthigen.

„Bekennen Sie aber nur", sagte ich, „daß es ohne sie um uns wohl noch schlechter stünde."

— Wohl wahr, wohl wahr — brummte er: das sind mir Führer! sie wittern es, wo sie Gewinn hoffen können, als wär' es ohne sie nicht möglich, den Weg zu finden.

So wandten wir uns denn zur Linken, und wie es eben ging, nach mancher Noth, erreichten wir die armselige Unterkunft, zwei Hütten, aus Fliesen und Kieselsteinen zusammengesetzt, und eingefaßt mit ebensolcher Mauer. Die zerlumpten Wirthsleute nahmen uns gutherzig auf.

Ich erfuhr später, daß die Regierung sie bezahlt und nährt, mit der auferlegten Verpflichtung, die vom Sturm überraschten Reisenden zu beherbergen. — „Alles zum Besten", sagte ich, indem ich mich am Feuer niedersetzte: „jetzt können Sie mir Ihre Geschichte von Bela zu Ende erzählen; ich bin überzeugt, daß es damit so nicht aus war."

— Doch wie so sind Sie davon überzeugt? antwortete der Stabskapitain, mit den Augen blinzelnd und listig lächelnd.

„Deßhalb, weil es so nicht in der Ordnung der Dinge wäre: was in ungewöhnlicher Weise begann, das muß auch so endigen."

— Nun, Sie haben es errathen.

„Ich freue mich."

— Sie haben gut sich freuen, aber ich werde recht betrübt bei der bloßen Erinnerung. Sie war ein herrliches Mädchen, diese Bela! Ich gewöhnte mich zuletzt so an sie wie an eine Tochter, und sie liebte mich. Sie müssen wissen, daß ich keine Familie habe; von Vater und Mutter hab' ich seit zwölf Jahren keine Nachricht, eine Frau zu versorgen hatte ich früher nicht genug, — und jetzt, wissen Sie, paßt es schon nicht recht mehr zu mir; — ich war nun froh, daß ich jemanden zu verziehen fand. Sie sang uns öfters Lieder, oder tanzte Lesginisch . . . aber wie tanzte sie auch! Ich hab' unsre Provinz-Damen gesehen, ich bin Einmal in Moskau auf einem der Adelsbälle gewesen, vor etwa zwanzig Jahren, — aber was war das alles gegen sie!... Grigorii Alexandrowitsch putzte sie wie eine Puppe heraus, hielt sie köstlich und liebevoll; auch wurde sie bei uns immer

schöner, es war wundervoll; von Gesicht und Händen schwand die Sonnenbräune, Röthe spielte auf den Wangen, — und was war sie oft munter, und oft, die Muthwillige, wie hatte sie ihren Spaß mit mir... Gott sei ihr gnädig!...

„Wie war es, als Sie ihr den Tod des Vaters bekannt machten?"

— Wir hielten dies vor ihr lange geheim, so lange sie sich noch nicht an ihre Lage gewöhnt hatte; als man es ihr dann sagte, da weinte sie ein paar Tage, und darauf vergaß sie es.

— Vier Monate lang ging alles so, daß es nicht besser sein konnte. Grigorii Alexandrowitsch, wie ich, dünkt mich, schon sagte, liebte ungemein die Jagd: früher trieb es ihn in den Wald hinter Wildschweinen und Böcken her, — aber nun ging er kaum über den Festungswall hinaus. Jedoch, einesmals seh' ich ihn auf's neue nachdenklich werden, im Zimmer umhergehen, die Hände rückwärts zusammendrücken; dann, einmal, ohne jemanden ein Wort zu sagen, ging er zum Schießen aus, — der ganze Morgen verstrich; bald auch ein zweitesmal, dann immer öfter und öfter... Nicht schön, dacht' ich: sicher ist eine schwarze Katze zwischen beiden durchgesprungen!

— Eines Morgens sprech' ich bei ihnen ein — als wär' es heute, hab' ich es vor Augen: Bela saß auf dem Bette in schwarzseidenem Beschmet, etwas blaß, mit so traurigem Ausdruck, daß ich erschrak.

— „Wo ist denn Petschórin?" fragte ich.

— „Auf der Jagd."

— „Ging er heute schon fort?“ — Sie schwieg, als wäre es ihr peinlich, mehr zu sprechen.

„Nein, schon gestern Abend“, sagte sie endlich, schwer seufzend.

— „Hat sich mit ihm irgend etwas zugetragen?“

„Ich habe gestern den ganzen Tag nachgesonnen, nachgesonnen, erwiederte sie in Thränen: ich stellte mir mancherlei Unglück vor: bald schien es mir, daß ein grimmiges Wildschwein ihn verwundet habe, bald, daß ein Tschetschenz ihn in die Berge fortgeschleppt... Aber nun hab' ich schon keinen andern Gedanken mehr, als daß er mich nicht liebt.“

— „Wahrlich, Liebe, Schlimmeres als das konntest Du nicht erdenken.“ — Sie weinte, doch plötzlich erhob sie stolz den Kopf, wischte die Thränen ab, und fuhr fort:

„— Wenn er mich nicht liebt, was hindert ihn denn mich nach Hause fortzuschicken? Ich zwinge ihn zu nichts. Wenn aber das so fortdauern soll, so werde ich von selbst fortgehen: ich bin seine Sklavin nicht, — ich bin eine Fürstentochter!...“

— Ich suchte ihr zuzureden. — „Höre, Bela, das siehst Du doch ein, er kann nicht immer hier sitzen, wie an Deinen Rock angenäht; er ist ein junger Mann, er liebt es, dem Wilde nachzujagen — er geht und kehrt wieder; aber wenn Du Dich härmst, dann wirst Du ihm um so eher Ueberdruß erregen.“

„— Wahr, wahr“, antwortete sie, „ich werde fröhlich sein, sehr fröhlich.“ — Und mit Lachen ergriff sie ihr Tamburin, fing an zu singen, zu tanzen und um mich herumzuspringen; nur war auch das nicht von langer

Dauer, sie sank wieder auf das Bett, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

— Was sollt' ich mit ihr machen? Ich, wissen Sie, habe mich nie mit Weibern viel abgegeben: ich sann, und sann, womit ich sie wohl trösten könnte, aber mir fiel nichts bei; einige Zeit schwiegen wir beide... ein höchst unerfreulicher Zustand, mein Herr!

— Endlich sagt' ich zu ihr: „Willst Du, so gehen wir auf den Wall spaziren, das Wetter ist herrlich!" — Das war im September; und gewiß, der Tag war wundervoll, hell und nicht heiß; alle Berge waren so deutlich zu sehen, als ob man sie auf dem Tische vor sich hätte. — Wir gingen, spazirten auf dem Festungswall hin und her, und schwiegen: endlich setzte sie sich auf den Rasen, und ich setzte mich neben sie. Nun fürwahr, es ist zum Lachen, wenn ich daran denke: ich lief hinter ihr her ganz wie eine Wärterin.

— Unsre Festung war hochgelegen, und die Aussicht vom Walle sehr schön: auf Einer Seite weites Feld, durch einige Schluchten eingefurcht, dahinter ein Wald, der sich bis zum Kamm der Berge hinzog; hie und da rauchten Aule, weideten Pferdeheerden; — auf der andern Seite läuft ein kleiner Bach, der ein dichtes Gesträuch bespült, das die steinigten Höhen bedeckt, welche sich mit der Hauptkette des Kaukasus vereinigen. Wir saßen an der Ecke einer Bastion, so daß wir nach beiden Seiten alles überschauen konnten. Da seh' ich plötzlich, wie irgend einer auf einem grauen Pferde aus dem Walde hervorreitet, immer näher und näher, endlich jenseits des Baches ungefähr hundert Klafter von uns still hält, und dann sein Pferd anfängt herumzuwerfen, wie ein Besessener. „Was zum

Henker ist das?... Sieh mal dorthin, Bela", sagte ich zu ihr: „Deine Augen sind jünger, was ist das für ein Dshigit: wen zu belustigen kommt der her?..."

— Sie blickte hin, und rief aus: „Das ist Kasbitsch!..."

— „Ach der Räuber! Ist es uns zum Hohne, daß er sich so nahe zu uns wagt?" — Ich sehe genauer hin, wirklich Kasbitsch: sein schwarzbraunes Gesicht, seine Kleidung, abgerissen und schmutzig wie immer. — „Dieses Pferd ist das meines Vaters", sagte Bela, mich bei der Hand fassend; sie zitterte wie ein Espenlaub, und ihre Augen leuchteten. — Aha! dacht' ich: auch in dir, mein Herzchen, schweigt das Räuberblut nicht.

— „Komm' einmal her!" rief ich der Schildwache: „Sieh nach Deinem Gewehr, und schieße mir den Burschen da herunter, — Du bekommst einen Silberrubel." — „Sehr wohl, Euer Hochwohlgeboren; aber er bleibt keinen Augenblick auf derselben Stelle."... „Heiß' ihn stille stehen!" sagte ich lachend... — „Heda, mein Lieber!" schrie ihm die Schildwache zu, mit der Hand winkend: „warte doch ein bischen, was drehst Du Dich denn immer wie ein Kreisel?" — Kasbitsch hielt wirklich an, und gab Acht: wahrscheinlich dachte er, man wolle mit ihm unterhandeln, — aber nicht so!... Mein Grenadier legte an ... baz! ... vorbei, — nur das Pulver auf der Pfanne brannte ab; Kasbitsch spornte das Pferd, und es machte einen Seitensprung. Er hob sich in den Bügeln, schrie etwas in seiner Sprache, drohte mit der Nagaika — und auf und davon.

— „Wie, schämst Du Dich nicht!" sagte ich zu der Schildwache.

„— Euer Hochwohlgeboren! er entging“, war die Antwort: „solch verfluchtes Volk, in einemmale bringt man sie nicht um.“

— Nach etwa vier Stunden kam Petschórin von der Jagd zurück; Bela fiel ihm um den Hals, und nicht eine Klage, nicht ein Vorwurf über die lange Abwesenheit... Ich aber mußte mich über ihn ereifern: „Um Gotteswillen!“ sagte ich: „gerade diesen Augenblick war Kasbisch hinter dem Bach, und wir schossen nach ihm: wie leicht hätten Sie auf ihn stoßen können? Diese Gorzen sind ein rachsüchtiges Volk: Sie denken, er muthmaße nicht, daß Sie dem Asamat ein gut Theil beigestanden? Ich aber gehe eine Wette ein, daß er nun Bela erkannt hat. Ich weiß, daß sie vor einem Jahr ihm sehr gefiel — er hat's mir selber gesagt, und daß er, wenn er erst die nöthige Morgengabe zusammengebracht, wahrscheinlich um sie freien würde.“.. Da wurde Petschórin nachdenklich: — „Ja“, versetzte er, „es ist nöthig, vorsichtiger zu sein... Bela, vom heutigen Tage an darfst Du nicht mehr auf den Festungswall gehen.“

— Abends hatte ich mit ihm eine lange Erklärung: mich verdroß es, daß er sich gegen dieses arme Mädchen verändert hatte; denn außer dem, daß er die Hälfte seiner Zeit auf der Jagd zubrachte, war auch sein Benehmen kalt, er liebkoste sie selten, und sie begann bemerkbar abzumagern; ihr Gesichtchen wurde schmaler, die großen Augen wurden trübe. Fragte man etwa: Worüber härmst Du Dich, Bela? bist Du traurig? — „Nein!“ — Wünschest Du irgend etwas? — „Nein!“ — Ist Dir weh um Deine Geschwister? — „Ich habe keine

Geschwister.“ — Es kam vor, daß man ganze Tage, außer „Ja“ und „Nein“, nichts von ihr herausbringen konnte.

— Gerade hierüber auch wollt' ich mit ihm sprechen. „Hören Sie, Maxim Maximitsch“, antwortete er, „ich habe einen unglücklichen Karakter: ob die Erziehung mich so gemacht, ob Gott mich so geschaffen, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß, wenn ich Andern Unglück verursache, ich selber nicht minder unglücklich bin; freilich ein schlechter Trost für jene — doch hier kommt es nur darauf an, daß die Sache so ist. In meiner ersten Jugend bis zu diesem Augenblicke, seit ich mündig geworden, hab' ich mich ausschweifend allen Vergnügungen hingegeben, die man durch Geld nur irgend erlangen kann, und, versteht sich, diese Vergnügungen wurden mir bald zuwider. Darauf ging ich in die große Welt, und in kurzem war die Gesellschaft mir ebenso zum Ueberdruß; ich verliebte mich in weltliche Schönheiten, und wurde wiedergeliebt: doch ihre Liebe reizte nur meine Einbildung und Selbstgefälligkeit, das Herz blieb leer... Ich fing an zu lesen, ich sammelte Kenntnisse,— die Wissenschaften wurden mir nicht minder langweilig; ich sah, daß von ihnen weder Ruhm noch Glück irgend abhängig sind, denn die glücklichsten Menschen sind gerade unwissend, und der Ruhm nur ein Glücksfall, den zu erlangen nur Geschicklichkeit nöthig ist. So wurde mir alles zum Ekel. Bald wurde ich zum Kaukasus versetzt: das war die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich hoffte, die Langeweile würde unter den Kugeln der Tschetschenzen nicht Stand halten — vergebens! nach einem Monat war ich an ihr Sausen und

an die Nähe des Todes so gewöhnt, daß ich in Wahrheit mehr Acht auf die Mücken hatte, — und ich wurde noch mißmuthiger als vorher, weil ich nun fast die letzte Hoffnung verloren hatte. Als ich Bela'n in meinem Hause hatte, als ich sie das erstemal in den Armen hielt, ihre schwarzen Locken küßte, da, Thor der ich war, dacht' ich, sie sei ein Engel, vom mitleidigen Schicksal mir zugesandt... Ich irrte mich abermals: die Liebe einer Wilden ist nicht viel besser als die Liebe einer vornehmen Dame; die Natürlichkeit und Herzenseinfalt der einen werden uns ebenso zum Ueberdrusse, wie die gefallsüchtige Ziererei der andern; wenn Sie wollen, lieb' ich sie noch, ich bin ihr dankbar für einige angenehme Stunden, ich würde mein Leben für sie opfern, nur das Eine kann ich nicht ändern, ich langweile mich mit ihr... Ich weiß nicht, bin ich ein Dummkopf oder ein Bösewicht; aber das ist gewiß, daß ich in jedem dieser Fälle sehr bemitleidenswerth bin, vielleicht mehr als sie: in mir ist die Seele durch die Welt verdorben, die Einbildungskraft unruhig aufgeregt, das Herz unersättlich; mir ist an allem nicht genug: an die Traurigkeit gewöhn' ich mich eben so leicht, wie an das Vergnügen, und mein Leben wird von Tag zu Tag leerer; mir ist nur Ein Hülfsmittel noch übrig: auf Reisen zu gehen. Sobald es nur möglich sein wird, werd' ich das thun, — nur nicht in Europa, Gott behüte! — nach Amerika will ich reisen, nach Arabien, nach Indien — vielleicht sterb' ich irgendwo unterwegs! Wenigstens bin ich überzeugt, daß, mit Hülfe der Stürme und schlechten Wege, dieses letzte Vergnügen sich langsam erschöpfen wird." — So sprach er lange fort, und seine Worte gruben sich

mir in's Gedächtniß, weil ich zum erstenmal solche Dinge von einem fünfundzwanzigjährigen Menschen hörte, und, Gott gebe, zum letztenmal... Wie seltsam! Sagen Sie, ich bitte, — fuhr der Stabskapitain fort, indem er sich zu mir wandte, — Sie waren doch, wie es scheint, in der Hauptstadt, und noch nicht längst: ist die dortige Jugend alle so?

Ich erwiederte, daß es viele Leute gäbe, die eben so sprächen, das heißt, zweifelsohne auch solche, die in Wahrheit so sprächen; daß ferner der Lebensüberdruß, wie alle Moden, aus den höheren Reihen der Gesellschaft, wo er beginne, zu den niedern hinabsteige, die ihn dann abtragen, und daß heutzutage diejenigen, welche ihn am meisten und wirklich empfinden, dieses Unglück zu verbergen streben wie ein Laster. — Der Stabskapitain verstand diese Feinheiten nicht, schüttelte den Kopf, und lächelte listig:

— Aber, nicht wahr, die Franzosen haben diese Mode der Langenweile bei uns eingeführt?

„Nein, die Engländer."

— Aha, die also!.. versetzte er, — nun ja, waren sie nicht auch immer ausgemachte Trunkenbolde?

Ich mußte unwillkürlich an eine Moskauer Dame denken, welche versicherte, Byron sei nichts weiter als ein Trunkenbold. — Uebrigens war die Bemerkung des Stabskapitains verzeihlicher; damit er sich des Weins besser enthielte, redete er sich die Ueberzeugung ein, daß alles Unglück in der Welt vom Trunk herkomme.

Mittlerweile setzte er seine Erzählung folgendermaßen fort:

— Kasbitsch ließ sich nicht wieder sehen. Nur, ich weiß nicht wie so, konnt' ich den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, daß er nicht umsonst herangekommen sei, und irgendwas Schlechtes im Sinn führe.

— Nun geschah es, daß Petschórin einmal mich beredete, mit ihm auf die Wildschweinsjagd zu gehen; ich hatte mich lange geweigert: nun wahrlich, die war nichts Neues mehr und konnte mich nicht reizen! Er aber schleppte mich dennoch mit sich fort. — Wir nahmen uns fünf Soldaten zur Begleitung, und brachen frühmorgens auf. Wir streiften bis zehn Uhr durch Schilf und Busch, aber kein Wild kam uns zu Gesicht. — „Ich dächte wir kehrten zurück", sagte ich: weßhalb hier eigensinnig sein? Es ist klar, daß dies kein glücklicher Tag." Doch Grigorii Alexandrowitsch wollte, trotz Hitze und Ermüdung, nicht ohne Beute heimkehren: so war er einmal: was ihm einfiel, das mußte geschehen; offenbar hatte schon in der Kindheit ihn die Mama verdorben... Endlich um Mittag fanden wir den verwünschten Eber — paff! paff!... aber es war nichts: er zog sich in's Schilf... der Tag war einmal ein unglücklicher!... Nachdem wir uns ein wenig erholt, traten wir den Rückweg nach Hause an.

— Wir ritten nebeneinander, schweigend, die Zügel lose in der Hand, und waren schon der Festung ziemlich nah; des Gesträuch nur verbarg sie uns noch. — Plötzlich ein Schuß... Wir sahen einander an: uns durchzuckte beide ein und derselbe Argwohn; über Hals und Kopf sprengten wir dem Schusse zu, — wir schauen: auf dem Wall ist ein Haufen Soldaten versammelt, und sie weisen in das Feld hin, dort aber fliegt pfeilschnell

ein Reiter und hält etwas Weißes auf dem Sattel vor sich. — Grigorii Alexandrowitsch schrie laut, nicht schlechter als jeder beste Tschetschenz gethan haben würde; die Büchse aus der Scheide, und fort — ich hinter ihm.

— Zum Glück, in Folge der ungünstigen Jagd, waren unsre Pferde nicht ermattet: sie rissen sich unter dem Sattel hervor in gestrecktem Lauf, und mit jedem Augenblicke kamen wir näher und näher... Und endlich erkannt' ich den Kasbitsch, nur konnt' ich nicht unterscheiden, was das war, was er vor sich hielt. Ich war wieder dem Petschórin zur Seite, und schrei' ihm zu: „Es ist Kasbitsch!"... Er warf mir einen Blick zu, nickte, und schlug sein Pferd mit der Peitsche.

— Endlich waren wir nur noch einen Büchsenschuß ab; sei es, daß des Kasbitsch Pferd schon ermattet, oder daß es schlechter war, als die unsrigen, genug, trotz aller Bemühung kam es nicht recht vorwärts. In diesem Augenblick wird er, mein' ich, an seinen Karagös gedacht haben...

— Ich sehe: Petschórin legt im vollen Galopp das Gewehr an... „Nicht geschossen!" schrei' ich ihm zu, „die Ladung gespart; wir werden ihn auch so einholen." — Aber so ist die Jugend! nie zur rechten Zeit entbrennt sie... Der Schuß knallte los, und die Kugel traf das Pferd am Hinterfuß; im Eifer machte es noch ein zehn Sätze, stolperte, und fiel auf die Knie; augenblicklich sprang Kasbitsch herunter, und jetzt sahen wir, daß er mit seinen Händen ein verschleiertes Frauenzimmer gefaßt hielt... Das war Bela... die arme Bela! Er schrie uns irgendwas in seiner Sprache zu, und

erhob den Dolch zum Stoß... Hier galt kein Zaudern: ich schoß nun meinerseits, auf gut Glück; ich denke bei mir: gewiß hat ihn die Kugel in die Schulter getroffen, weil er plötzlich den Arm sinken ließ. — Als der Rauch sich verzogen hatte, da lag auf dem Boden das verwundete Pferd, und daneben Bela, Kasbitsch aber, die Büchse in's Gesträuch werfend, kletterte wie eine Katze die Felsen hinan; ich hätte ihn gern dort heruntergeschossen — doch keine Ladung war bereit! Wir sprangen von den Pferden, und stürzten zu Bela hin. Die Unglückliche! sie lag ohne Regung, und das Blut floß in Strömen aus der Wunde... Solcher Bösewicht: wenn er sie noch in's Herz gestochen hätte, — wenigstens wäre alles mit einemmale zu Ende gewesen, — aber im Rücken... ein ächter Räuberstoß! — Sie war ohne Bewußtsein. Wir zerrissen ihr Schleiertuch und verbanden die Wunde so fest als möglich; umsonst küßte Petschórin ihre kalten Lippen — nichts konnte sie zu sich bringen.

— Petschórin saß auf; ich hob sie vom Boden und brachte sie so gut es gehen wollte zu ihm auf den Sattel; er umfaßte sie mit dem Arm, und wir ritten zurück. Nach einigem Schweigen sagte Grigorii Alexandrowitsch: „Hören Sie, Maxim Maximitsch, wir bringen sie auf diese Art nicht lebendig heim.“ — „Wahr!“ rief ich, und wir ließen darauf die Pferde rascher angehen. — Bei dem Festungsthore wartete unser ein Haufen Volks, vorsichtig brachten wir die Verwundete zu Petschórin, und sandten nach dem Arzte. Er war etwas trunken, kam aber, und nach Besichtigung der

Wunde erklärte er, daß sie nicht zwei Tage mehr leben könne; doch irrte er sich....

„Genas sie wieder?“ fragte ich den Stabskapitain, ihn bei der Hand fassend und unwillkürlich erfreut!

— Nein, antwortete er: der Arzt irrte nur darin, daß sie doch noch zwei Tage lebte.

„Erklären Sie mir aber, auf welche Weise hat Kasbitsch sie geraubt?“

— Auf diese Weise: dem Verbote Petschórin's zuwider war sie aus der Festung hinaus und bis zu dem Bache hin gegangen. Es war, wissen Sie, sehr heiß; sie setzte sich auf einen Stein und tauchte die Füße in das Wasser. Da schlich sich Kasbitsch heran, schlug seine Krallen in sie, hielt ihr den Mund zu, schleppte sie in's Dickicht, dort mit ihr auf's Pferd, und reißaus! Ihr war unterdeß doch gelungen zu schreien; die Schildwachen machten Lärm, schossen, doch vorbei, und da kamen wir eben dazu.

„Doch weßhalb wollte Kasbitsch sie entführen?“

— Lieber Himmel, diese Tscherkessen sind einmal anerkanntes Räubervolk: was schlecht bewahrt liegt, das können sie nicht liegen lassen; manches braucht er gar nicht, doch alles raubt er... und das muß man ihnen schon nachsehen! Uebrigens aber gefiel sie ihm schon längst.

„Und Bela starb?“

— Sie starb; doch litt sie lange, und wir litten gehörig mit. Um die zehnte Stunde Abends kam sie zu sich; wir saßen an ihrem Bette; kaum schlug sie die Augen auf, so rief sie nach Petschórin. — „Ich bin hier, neben Dir, meine Dschanetschka“ (das heißt, in

unsrer Sprach', Seelchen), erwiederte er, ihre Hand fassend. — „Ich werde sterben!" sagte sie. — Wir begannen sie zu trösten, sagten, der Arzt habe versprochen, sie unfehlbar herzustellen; — sie schüttelte den Kopf, und drehte sich zur Wand: sie wollte nicht gern sterben.

— In der Nacht fing sie an irre zu reden; der Kopf brannte ihr, den ganzen Körper durchzuckte wiederholter Fieberschauer: sie führte unzusammenhängende Reden vom Vater, vom Bruder: sie wollte in die Berge, nach Hause. Darauf sprach sie eben so von Petschórin, gab ihm mancherlei zärtliche Namen, oder machte ihm darüber Vorwürfe, daß er aufgehört habe, seine Dschanetschka zu lieben.

— Er hörte sie schweigend an, den Kopf auf die Hand gestützt; nur konnt' ich in der ganzen Zeit an seinen Augenwimpern auch nicht Eine Thräne wahrnehmen; ob er wirklich nicht weinen konnte, oder sich beherrschte — ich weiß nicht; was mich betrifft, so habe ich nichts Erbarmenswürdigeres je gesehen.

— Gegen Morgen verlor sich das Irrereden; wohl eine Stunde lag sie unbeweglich da, blaß, und in solcher Schwäche, daß man kaum bemerken konnte, ob sie athmete; darauf wurde sie besser, und fing an zu reden, aber worüber glauben Sie wohl?... Ein solcher Gedanke sicherlich kommt nur einem Sterbenden!... Sie begann sich darüber zu grämen, daß sie keine Christin sei, daß in jener Welt ihre Seele nie mit der Seele des Grigorii Alexandrowitsch zusammenkommen, und daß im Paradies eine andere Frau seine Genossin sein werde. Mir kam in den Sinn, sie könne vor dem Tode noch

getauft werden: ich machte ihr den Vorschlag; sie blickte mich mit Unschlüssigkeit an, und konnte lange kein Wort hervorbringen; zuletzt antwortete sie, sie wolle in dem Glauben sterben, in welchem sie geboren sei. — So verging der ganze Tag. Wie veränderte sie sich in diesem Tage!.. Die bleichen Wangen fielen ein, die Augen wurden größer, größer, — die Lippen brannten. Sie fühlte solch' innre Hitze, als ob in ihrer Brust ein glühendes Eisen läge.

— Eine zweite Nacht begann; wir schlossen kein Auge, noch wichen wir von ihrem Bette. Sie litt schrecklich, stöhnte, und so wie der Schmerz nur etwas nachließ, so beeiferte sie sich, den Grigorii Alexandrowitsch zu versichern, daß ihr besser sei, redete ihm zu, er möchte schlafen gehen, küßte ihm die Hand, die sie nicht losließ aus ihren. — Gegen Morgen fing sie an mit dem Tode zu ringen, warf sich hin und her, riß den Verband ab, und das Blut floß auf's neue hervor. — Als wir die Wunde wieder verbunden hatten, wurde sie auf einen Augenblick ruhig, und begann den Petschórin zu bitten, er möchte sie küssen. Er kniete am Bette nieder, hob ihr den Kopf mit dem Kissen empor, und drückte seine Lippen auf ihre erkalteten Lippen: sie schlang ihre zitternden Arme fest um seinen Nacken, als wollte sie mit diesem Kusse ihre Seele in ihn hinüberhauchen.... Doch nein! sie that gut daran, daß sie starb: denn was wäre aus ihr geworden, wenn Grigorii Alexandrowitsch sie verlassen hätte? Das aber wäre zuverlässig geschehen, früh oder spät...

— In der ersten Hälfte des folgenden Tages war sie ruhig, schweigsam und folgsam, wie sehr auch unser

Arzt sie mit Umschlägen und Mixturen plagte. „Ich bitte Sie, Sie selbst haben gesagt, sie sei nicht zu retten, wozu denn nun alle diese Anstalten?“ — „Alles geschieht auf's beste, Maxim Maximitsch“, antwortete er, „des ruhigen Gewissens wegen.“ — Ein schönes Gewissen!

— Nachmittags klagte sie sehr über Durst und Hitze. Wir öffneten ein Fenster; aber draußen war es heißer als im Zimmer; wir stellten Eis um ihr Bette herum, — nichts wollte helfen. Mir war dieser unerträgliche Durst bekannt als ein Vorzeichen des nahen Endes, und ich sagte das dem Petschórin. — „Wasser, Wasser!..“ rief sie mit heiserer Stimme, indem sie sich im Bett aufrichtete.

— Er wurde bleich wie ein Tuch, nahm das Trinkglas, goß ein, und reichte es ihr. Ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen, und fing ein Gebet an herzusagen, ich weiß nicht mehr was für eines... Ja, mein Lieber, ich sah oft, wie die Leute in den Hospitälern starben und auf dem Schlachtfelde, aber das ist alles gar nicht das, ganz und gar nicht das!... Noch besonders, ich gesteh' es, betrübte mich eines: sie gedachte vor ihrem Tode nicht ein einzigesmal meiner; und doch hab' ich sie, dünkt mich, wie ein Vater geliebt!.. Nun, Gott verzeih' es ihr!... Und, die Wahrheit zu sagen, wer bin ich denn, daß sie vor dem Tode noch meiner gedenken sollte?...

— Als sie das Wasser ausgetrunken hatte, wurde ihr leichter, aber drei Minuten später war sie verschieden. Man hielt ihr einen Spiegel vor die Lippen — kein Athem mehr trübte ihn!.. Ich führte den Petschórin

aus dem Zimmer hinaus, und wir gingen auf den Festungswall; lange gingen wir nebeneinander auf und ab, kein Wort redend, die Hände auf dem Rücken; sein Gesicht drückte nichts Besonderes aus, und ich fühlte Unwillen: ich an seiner Statt wäre vor Leid gestorben.— Endlich setzte er sich auf den Boden nieder, im Schatten, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand. Ich, wissen Sie, schon des Anstands wegen, wollte ihn doch trösten, und begann zu reden; er erhob den Kopf, und lächelte... Mir lief ein kalter Schauer über die Haut bei diesem Lächeln... Ich ging den Sarg zu bestellen.

— Ich gestehe, zum Theil um mich zu zerstreuen, machte ich mir damit zu thun; ich hatte ein Stück Termalama — kostbares Tscherkessenzeug, — mit dem ließ ich den Sarg überziehen, und zur Verzierung tscherkessische Silbertressen darauf setzen, welche Grigorii Alexandrowitsch noch für sie gekauft hatte.

Am folgenden Tage, frühmorgens, bestatteten wir sie, hinter der Festung, bei dem Bache, nächst derjenigen Stelle, wo sie zum letztenmale gesessen hatte; rings ihres kleinen Grabhügels haben sich jetzt Sträuche von weißen Akazien und Hollunder ausgebreitet. Ich hätte gern ein Kreuz aufgestellt, doch, Sie wissen, das ging nicht wohl an: sie war doch immer keine Christin...

„Aber was wurde aus Petschórin?" fragte ich.

— Petschórin war lange krank, er magerte ab, der Arme; wir aber sprachen seit der Zeit niemals wieder von Bela: ich sah, daß ihm das unangenehm sein würde, also wozu auch? — Nach drei Monaten wurde

er in ein anderes Regiment versetzt, und verließ Grusien. Wir sind seitdem nicht wieder zusammengekommen; aber mir fällt eben ein, daß mir unlängst jemand gesagt hat, daß er nach Rußland zurückgekehrt sei, doch in den Kundmachungen für die Truppen stand es nicht. — Uebrigens kommen zu unser einem alle Nachrichten spät.

Nun machte er eine lange Erörterung darüber, wie unangenehm es sei, die Neuigkeiten immer ein Jahr nachher zu erfahren, — wahrscheinlich deßhalb, damit die traurigen Erinnerungen geschwächt würden.

Ich unterbrach ihn nicht, und hörte nicht.

Nach einer Stunde zeigte sich die Möglichkeit zu fahren; das Schneegestöber hatte nachgelassen, der Himmel hellte sich auf, und wir brachen auf. Unterwegs führte ich unwillkürlich das Gespräch wieder auf Bela und auf Petschórin:

„Haben Sie gar nicht gehört, was weiter aus dem Kasbitsch wurde?“ fragte ich.

— Aus dem Kasbitsch? In Wahrheit, ich weiß es nicht... Doch ist, wie ich hörte, auf unsrer rechten Flanke bei den Schapsugen ein gewisser Kasbitsch, ein toller Waghals, der in rothem Beschmet unter unsern Schüssen im Schritt herumreitet, und sich höflich verbeugt, wenn eine Kugel nahe vorbeisaust; aber schwerlich ist das derselbige!...

In Kobi trennte ich mich von Maxim Maximitsch; ich reiste mit Postpferden weiter, und er konnte wegen der schweren Ladung nicht so rasch folgen. Wir durften kaum hoffen, uns je wieder zu begegnen, begegneten uns aber doch, und, wenn ihr wollt, liebe Leser,

werd' ich es irgendeinmal: eine ganze Geschichte ist das... Erkennt ihr denn, daß Maxim Maximitsch ein achtungswerther Mann?... Wenn ihr das erkennt, so bin ich vollkommen belohnt für meine vielleicht allzu lange Erzählung.

Gedichte.

Vorwort.

Musen erfüllten auch mir die beherzt anstrebende Jugend
Mit holdseliger Lust hoffenden Dichtergefühls;
Schönste Blüthen des Lebens, begeisterte Stunden der Weihe,
Möchtet ihr heiteren Schmuck jedem der Tage verleihn!
Aber im Sturme der Zeit, im langsam schreitenden Wechsel
Trifft auch der Dichtungen Kranz mancher verändernde Hauch!
Uebrig anitzt schon sind nur wenige Blätter aus vielen,
Ach! und vielleicht schon bald wär' es für diese zu spät;
Eilig darum nun bring' ich den Kranz undaurender Lieder
Augenblicklicher Gunst, ehe sie beide vergehn.

Epigramme des Platon.

1806.

An Friedrich Schleiermacher.

Strömender Weisheit Quellen entführest du griechischem Boden,
Leitest die heilige Fluth lauter in deutsches Gefild;
Lasse die Blumen nun auch, die dort still sproßten, verpflanzet
Wieder am Rande der Fluth, deutsch an der deutschen, erblühn!

1.

Auf zu den Sternen du blickest, mein Stern: ach, wär' ich der Himmel,
Alle die Augen alsdann sähen hernieder auf dich!

2.

Küssend den Agathon, hielt ich die Seele noch kaum auf den Lippen,
Denn, die ärmste, sie kam, gänzlich hinüberzugehn.

3.

Nun ich einmal von dem Nichts, dem Alexis, gesagt, daß er schön sei
Anzuschauen, und gleich wendet sich alles ihm zu;
Herz, was zeigest dem Hunde den Knochen du? bald ja der Kummer
Nachkommt; klagest du nicht also den Phädros Verlust?

4.

Ich bin ein Apfel, und Liebe mich wirft, du aber, Xantippe,
Nicke mir hold; ich du, beide verwelken wir so!

5.

Ich mit dem Apfel dich werfe; du nimm, wenn frei du mich liebest,
Gern ihn, schenke dafür blühender Liebe Genuß;
Bist du jedoch mir gesinnt, wie du nie sein mögest, so nimm ihn
Dennoch, und schaue wie kurz währet die Jugendgestalt!

6.

Archeanassa besitz' ich, die Buhlin aus Kolophon, welcher
Auch in der faltigen Stirn zündende Liebe noch wohnt;
Dieser zuerst abstreifend die Erstlingsblüthe der Jugend,
Durch welch flammende Gluth kamet ihr Liebende da!

7.

Ich hochmüthig vorher durch Hellas strahlende Laïs,
Hegend im Vorhof sonst liebender Jünglinge Schwarm:
Weihe den Spiegel anitzt der Paphia, weil ich mich so nun
Sehen nicht will, wie vorher aber ich war, nun nicht kann.

8.

Auf einen ehernen Frosch.

Diesen Freund der Nymphen, den regenliebenden, feuchten
Sänger, den Frosch, von des Quells leichtem Geriesel ergötzt,
Bildet' ein Wandrer aus Erz, und weiht als Zeichen des Danks ihn,
Daß er im heißen Gefild brennenden Durst ihm gelöscht;
Denn dem Schmachtenden zeigt' er den Quell, zu glücklicher Stunde
Mit beidlebigem Mund singend im thauigen Thal;
Aber der führenden Stimme darauf nachgehend mit Sorgfalt,
Fand der Wandrer des Quells süßen, begehreten Trank.

9.

Auf die Bildsäule der Aphrodite von Praxiteles.

Durch aufwogendes Meer kam einst Kythereia nach Knidos,
Wollte das herrliche Bild schauen der eignen Gestalt.
Als sie nun ganz es betrachtet in ringsum offener Gegend,
Fragte sie: wo denn sah nackend Praxiteles mich?
Nicht Unerlaubtes erblickte Praxiteles, sondern das Eisen
Bildete so dich, wie stets Paphien Ares begehrt.

10.

Auf dieselbe.

Dich Praxiteles nicht, dich nicht das Eisen geformt hat,
Sondern du selber, du stehst da, wie vor Paris Gericht.

11.

Als sich die Chariten einst ein nimmer vergängliches Wohnhaus
Suchten, gefunden alsbald war Aristophanes Geist.

12.

Neun ist die Zahl der Musen nach Einigen; aber mit Unrecht!
Siehe! die zehnte, sie kommt, Sappho, von Lesbos daher.

13.

An das Bild des Pan.

Setze dich nieder allhier, am geschwätzigen, hochumlaubten
Wipfel, der leis' im Gedräng flüchtiger Zephyren wogt,
Und dir wird die Syringe bei meinen rauschenden Bächen
Linde der Augen Paar sänftigend wiegen in Schlaf.

14.

Auf ein anderes Bild des Pan.

Schweiget, Dryaden im Wald des Gebirgs, ihr Brunnen vom Felsen
Schweiget, und vielgemischt Blöken der Heerden, auch du!

Weil Pan selber nun singt auf wohlertönender Syrinx,
Feucht die Lippe gefügt auf das verbundene Rohr.
Und es beginnen umher, mit munterem Fuß aufschwebend,
Hamadryaden Tanz, Tanz Hydriaden umher.

15.

Auf einen Satyr an der Quelle, und den schlafenden Eros.

Bromios künstliche Hand hat diesen Satyr gebildet,
Hauchend in dumpfen Stein Leben durch göttliche Kunst.
Jetzo den Nymphen bin ich verwandt, denn statt des vorher'gen
Röthlichen Weines gieß labendes Wasser ich aus.
Lenke den Fuß vorsichtig, daß nicht du in Eile den Knaben
Aufstörst, welcher vom Schlaf milde besänftiget ruht.

16.

Auf die silberne Bildsäule eines Satyrs.

Nicht ihn gestaltet, in Schlaf nur gesenkt ihn hat Diodoros;
Stoß' ihn nicht an, er erwacht: siehe! das Silber, es schläft.

17.

Auf einen Siegelring.

Fünf sind Rinder gebildet in diesem kleinen Jaspis,
Gleich als ob sie beseelt weideten alle daher.
Ja, vielleicht auch entsprängen die Jüngeren, aber die kleine
Heerd' ist strenge gebannt jetzt in dem goldnen Geheg.

18.

Einst ein Mann fand Gold, und ließ nun den Strick; der das Gold ließ
Aber, und nicht mehr fand, hing sich am Strick, den er fand.

19.

Alles entführet die Zeit; ihr dauerndes Walten verändert
Namen sogleich und Gestalt; auch die Natur und das Glück.

20.

Ich Nußbaum, zu der Wanderer Lust am Wege gepflanzet,
Für Steinwürfe zum Ziel hab' ich den Knaben gedient:
Ganz nun den Wipfel zerknickt, und die blühenden Aeste zerschmettert,
Steh' ich, vom häufigen Wurf kräftiger Arme verletzt.
Also ergeht's Fruchtbäumen; o mir unseligen! wahrlich
Mir zum Verderben allein hab' ich die Früchte gebracht!

21.

Unter den Lebenden strahltest vorher als Stern du des Aufgangs,
Hesperos glänzest du jetzt sterbend im Schattengebiet.

22.

Thränen der Hekabe wohl und den ilioneischen Weibern
Gaben bei ihrer Geburt spinnend die Moiren zum Loos.
Dir auch, Dion, entriß den Siegspreis herrlicher Thaten
Göttergeschick; es entschwand glänzender Hoffnung Gewinn.
Ruhst nun im weiten Gefilde der Heimath, theuer den Bürgern,
O du, welcher mein Herz liebend in Flammen gesetzt!

23.

Einst des ägäischen Meers hochbrausende Wogen verlassend,
Ruhen wir mitten im Land jetzt um Ekbatana her.
Gruß dir, Heimath einst, ruhmvolles Eretria, Gruß dir,
Nachbarliches Athen, Gruß dir, geliebtestes Meer!

24.

Wir sind euböischen Stamms von Eretia; nahe bei Susa
Ruhen wir; ach! so weit unseren Landen entrückt!

25.

Hier im Grab ein Schiffer, in jenem lieget ein Landmann;
Also gemeinsam ist Aïs dem Meer und dem Land.

26.

Einen Schiffer erblickst du, den selbst mitleidige Meerfluth
Auch des letzten Gewands noch zu entblößen gescheut.
Aber ein Mensch auch dieses mit frevelnder Hand mir hinwegnahm,
Lud für solchen Gewinn solches Vergehen sich auf.
Mög' er es denn anziehn, und so zu dem Hades hinunter
Wandern, und Minos ihn dann sehen in meinem Gewand!

27.

Heil, Seefahrer, begleit' auf dem Meer euch, Heil auf dem Lande;
Wisset, ein Seemann ruht hier, wo ihr schiffet vorbei!

28.

Dieser Mann war freundlich den Fremdlingen, theuer den Bürgern,
Pindaros, welcher den wohltönenden Musen gedient.

29.

Als zum Hain wir gelangt, dem dichtumschatteten, fanden
Purpurnen Aepfeln gleich wir darin den Sohn der Kythere.
Weder führt' er den Köcher voll Gift, noch die krummen Geschosse,
Sondern sie hingen umher auf schönbelaubeten Bäumen.
Aber er selbst, vom Schlummer in Rosenkelchen gefesselt,
Lag sanftlächelnd im Schlaf, und es stiegen ihm gelbliche Bienen
Auf die wachsgeformten, die labenden Lippen hernieder.

30.

Kypris sprach zu den Musen: ihr Jungfrauen ehrt Aphroditen,
Oder ich sende zu euch Eros in Waffengeschmeid.
Ihr die Musen darauf antworteten: solches dem Ares
Drohe du; uns nicht fliegt dieses geflügelte Kind.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen.

1806.

Kühn durchschritt er das Leben, die Kraft austobend des hohen
Heldengemüths, in den Kreis weichlichen Friedens gebannt.
Drum auch wußt' er zu sterben den Tod ruhmvoll in der Feld-
schlacht,
Wie er zu leben gewußt, jedem Genusse vertraut.
Ach! sein Tod schlug Wunden dem Kriegsherr, aber getödtet
Hätte die Schmach ihn des Heers, wenn es der Feind
nicht gethan.

Die Brüder Warnawa in Hameln.

1806.

Aufruhr schnell sich erhob weit in der verrathenen Festung,
Von dem verwirrten Geschrei stehen die Feinde geschreckt;
Wild durchtobte der Zorn der Verrathenen nächtliche Gassen,
Ziellos sprühte die Gluth schmetternden Feuergewehrs:
Warnawa dort, zwei Brüder, in zärtlicher Liebe vereinigt,
Trafen sich an auf dem Markt irrend im heißem Tumult,
Nicht mehr duldend die Schmach, weit schwächerem Feinde zu
weichen,
Setzte das tödtliche Rohr jeder dem andern auf's Herz,
Blitz gleichzeitig und Schlag bricht los, und es stürzen im Blute
Unüberwunden die Zwei freudig umarmet dahin!

An eine schöne Frau.

Espinelen.

Leise woget auf und nieder
In dem heitern Himmelsblau,
Spielend mit dem Abendthau,
Süßer Engel zart Gefieder.
Zwischen deine Augenlieder
Drängt sich dieser Himmel ein,
Und in Bläue, wolkenrein,
Spielen holde Blicke bebend,
In dem feuchten Aether schwebend,
Lieblich wie die Engelein.

Solch geflügelt Kind zu fangen
Auf den kühnen Freudenzügen,
Wär' ein einziges Vergnügen,
Doch ein schweres Unterfangen.
Könnt' ein solcher Blick gelangen
Unversehns in meine Augen,
Wollt' ich in das Herz ihn saugen,
Alle Freude zu genießen,
Fest die Augenlieder schließen,
Nicht mehr würde Sehn mir taugen.

Mädchenspiegel.

Espinelen.

Dreierlei ist hoch zu preisen
Als die schönste Mädchenzier;
Gern sei heut vergönnet mir,
Alles dreies aufzuweisen.
Stets in allen Lebenskreisen
Bricht hervor als erste Blüthe
Ewig neu die fromme Güte,
Die mit unsichtbaren Gaben
Was ihr nahet weiß zu laben
Aus dem innersten Gemüthe.

Auf des Lebens dunklen Wogen
Wendet leicht ein falscher Wahn
Hierhin, dorthin, irre Bahn,
Flatterhaftem Wunsch gewogen:
Doch von Täuschung unbetrogen,
Und gelockt von keinem Schein
Wird das inn're Herz allein
Unverrückt in edler Treue,
Wie die Welt auch immer dräue,
Rechter Wege Führer sein.

Schöner aber durch das Dritte
Strahlen auch die vor'gen Zwei,
Beide wirken Zauberei
Durch die Anmuth feiner Sitte.

Und in solcher Gaben Mitte
Sehen die geschmückten Gäste
Aufgehn dir an deinem Feste
Jetzt in Sitte, Treue, Güte,
Eine vierte Tugendblüthe:
Daß den Thee du machst auf's beste!

Romanze.

Wie wird mir der Tag so lang!
Noch nicht kommen will der Abend:
Ist die Sonne doch hinunter
Und der Mond hervorgegangen:
Ungeduldig stehend, wandelnd,
Blick' ich von dem hohen Walle
In des Nachmittags und Abends
Unentschiedene Gestalten.
Dunkler schauen schon die Wipfel
Von dem nahen Waldesrande;
Und die kühlen Abendlüfte,
Aus Gebüsch und Gräsern wallend,
Dringen mit dem leisen Flüstern
In der Vorstadt weite Straßen.
Doch an hohen Giebeln brennen
Golden noch verlorne Strahlen,
Und der Wolkenhimmel sendet
Rothen Schimmer in die Gassen.
O wie lange soll ich harren,
Bis verdunkelt sind die Pfade,
O wie lange soll ich säumen
Eh' ich sie zu sehen wage?

Müßig gehn und stehn die Leute,
Die vorübergehn begaffend,
Und neugierig' böse Nachred'
Auch des Besten gern empfangend.
O du heil'ge Nacht, Allmutter,
Mit dem dunklen Schleier fasse
Schleunig du des Himmels Lichter,
Sie des Tags verstreute Saaten,
Die dein weites Reich durchflimmernd
Nächt'ge Heimlichkeit verrathen;
Dann, o du, die wohl bezwungen
Selber Jovis zorn'ge Flammen,
Schleunig auch der Menschen Augen
Mit dem dunklen Schleier fasse,
Sende nicht den muntern Abend
Jetzo noch als Abgesandten,
Selber du erschein sogleich,
Schwarz, unförmlich, sturmgetragen!

Betrachtung.

Daß ich an das Gestade bin entronnen
Aus bittrer Leiden wilden Meereswellen,
Kann nicht mein kummernächt'ges Herz erhellen,
Fern abwärts glüh'n des Lebens goldne Sonnen.

Was ist mir in dem Frühlingsland gewonnen,
Wenn vor'ger Schmerzen Fluthen mich umstellen,
Und diese Wehmuth trüb' an's Herz mir schwellen,
Daß nicht in Glück mein Leben hat begonnen?

Ich senke in mich selbst die Augen nieder,
Und finde nicht die duft'gen Blüthestunden,
Die mit des Frühlings Au'n das Herz umkleiden.

Nicht wollet nun den äußren Lenz mir neiden!
Aus spätem Glück ist früh das Glück entschwunden,
Noch spät regt früher Schmerz die müden Glieder.

Herbstgefühl.

Nürnberg, am 28. Oktober 1808.

Die Felder stehn in warmem Sonnenscheine,
Von zarten Herbstesfäden schon umstricket,
Und rings das Aug' in irrer Eile blicket,
Ob Sommerlust verspätet wo erscheine.

Vergebens, daß die Wehmuth innig weine! —
Im Seufzerhauche sanft der Wipfel nicket,
Und leis' den welken Schmuck zur Erde schicket,
Daß nackt die Nester stehen und alleine.

Wohl weiß ich, daß der Frühling wiederkehret,
Ich darf um ihn nicht hoffnungslos verzagen,
Und Wiedersehen muß das Leben bringen.

Doch alles Leid, was mich indeß verzehret,
Daß ich nur dir und Sommerau'n darf sagen,
Macht diese Thränen mir in's Auge dringen.

An den Uebersetzer Voß.

Galliamben.

1809.

In dem hohen Meer dahinfliegt ungezwungen von dem Gewog
Des erregten Sturms ein Schiff dort zu dem väterlichen Gefild;
Wie der Schaum sich hoch emporbäumt und am Kiele sich überwallt,
Wie des Zorns der Wind im Tauwerk sich erlediget mit Geheul,
Wie der Planken Fügung aufkracht, überwältiget von der Fluth,
Wie der Wolken dichtes Nachtgraun die Gewässer und die Gestirn'
Ueberzieht, und rings der Angstschrei der Gescheiterten sich erhebt:
Doch segelt froh das Schiff hin, nur beschleuniget in dem Lauf.
Ein bekränzter Schwarm emporsteigt sich bedrängend auf dem Verdeck,
Und es schallt ein hoher Päan der Begeisterten in die Fluth,
Die gebändiget von des Lieds Macht nun mit schmeichlerischem Getön
Schon sanft umrauscht den Schiffbord, so der stürmenden widerstand.
Was beginnt? o Heil! hervorbricht an dem nächtlichen Horizont
Den erstaunten Blicken Eos, die Verkündigerin des Tags,
Und in Purpurschein der Meerfluth und des feierlichen Gewölks
Hochflattert schwer am Mastbaum von den Zephyren unerfüllt
Das benetzte Segel, weit senkt sich der Wimpel drüber hin.
Wie der frohe Schwarm die Windstill' und dem freundlicheren Gestad
Sich genahet schaut, hinabstürzt zu den Rudern er ungesäumt,

Und die Fluth wie Silber aufblitzt in gemeßnem Ruderschlag;
Und der hohe Bord auf einmal mit Belaubungen sich erfüllt,
An den Rudern schmieget abwärts sich ein wonnigliches Gewind,
Wo der Eiche Laub und Epheu sich verflochten mit dem Gezweig
Der Platan' und Myrth' und Weinreb' in dem grünenden Labyrinth;
Und der Mast ergrünt als Palmbaum und es schlinget ihm um das Haupt
Die Viol' und Ros' und Krokus und die Lilie sich zum Kranz.
Und o Wunder! welch ein Anblick! von Belaubungen überdeckt
Ist entschwunden alles Holzwerk: o wie zauberische Gewalt,
Die der Blumen Füll' und Laubgrün so gestaltete zu dem Schiff!
Heil! Heil! o starker Fährmann! so erschallet von dem Gestad
Dir die huldigende Begrüßung, und von Tausenden wiederholt
Schwingt fern, o Voß, dein Lobpreis zu den Höhen sich des Gebirgs,
Zu der dunklen Waldeseinöd', und dem königlichen Pallast.
Heil, kühner Mann, der muthvoll den Gefahren du dich ergabst.
Aus der Tempelgrotte Delphi's die Orakel uns zu empfahn,
Und der trauervollen Heimath die Erleuchtungen des Gesangs,
Die ein Gott den Söhnen Hellas austheilete, zu verleihn.
Ja geweihet du von Apollon, von den Chariten du geweiht,
Die den Zauberschwung des Wohllauts, des hellenischen, dir enthüllt,
Und enthüllt die Kraft des Stammvolks zu bemächtigen sich des Horts,
Hast froh der neuen Argo, den Verheißungen du vertraut,
Die untrügliche dir ein Gott sprach in dem priesterlichen Gemüth!
O wie folgt mit Liebesinbrunst zu den Deinigen dir die Schaar,
Die zu neuer Menschheit Anbau mit Gesängen du uns bezwangst!
Es entsteigt ein Greis dem Schiffsbord, und verjünget ihm von dem Mund
Aufschallt ein Heldenlied, froh des lebendigeren Getöns,

Das in rascher Kraft dahinwogt in verschwisterter Melodie,
Die, o Voß, mit Heldenzorn bald ein Begeisterter du ergriffst,
Bald listenreich mit Schlauheit du erlauschetest in dem Hain!
Ja, des Chiers süßer Mund tönt! der askräische, ihm gesellt,
Lehrt frommer Tugend Anbau in dem friedlicheren Gefild;
Schon drängt zum frohen Siegspreis mit Bewunderung sich der Hirt,
Da zum Wettgesang das Waldlied von Sikelia sich erhebt;
Auch Roma's stolzes Lied folgt dem Germanier unentweiht
Zu den Schlachtgefilden Hermann's vom entweiheten Kapitol;
Es entsteigt dem Schiff ein Jüngling, und das Barbiton in der Hand
Ihm erklingt von Lebensweisheit und beseligendem Genuß;
Und in edler Sängerfreundschaft sich dem Feurigen ein Gefährt'
Anschmiegt, der liederkühn drang aus den Wäldern, und zu den Höhn
Sich erhob, den frommen Ahnherrn zu verherrlichen des August.
O beglückte Sänger, huldvoll von dem Mächtigen ihr geschützt.
O warum, der euch an Ruhm gleich, nur in traurigerem Geschick
Ungleich, warum den Zorn weckt, unversöhnlichen er allein?
Es entsteigt mit holder Anmuth der Verbannete zu dem Strand,
Wo dem süßen Klagelied horcht der gesittetere Barbar.
Schaut! freudig schwingt an's Land jetzt in dem jugendlichen Gewühl
Der umkränzten Knaben Schaar laut mit den Fittigen sich heran!
Sie der Gastgeschenke sorgsam obwalteten auf der Fahrt,
Zahlloser Gaben Reichthum, die verschwenderisch dir gehäuft
Die entzückten Sänger dankbar als Vergeltungen dir, o Voß,
Der erglühten Liebesandacht, die den Herrlichen du gehegt!
Dir des Epos sanften Aufschwung, dir Idyllien, dir die Gluth
Der erhabnen Ode, Liebreiz der geselligen sie verliehn!
Ja das vielbegehrte Kleinod des berauschenden Dithyrambs
Strahlt krönend dir um das Haupt hell wie das abendliche Gestirn!
O wo säumt, wo säumt uns Atys, der das leuchtende Diadem

Um das Haupt dir schlang am Meerstrand, wo den Weinenden überfiel
Der Cybelle grauser Wahnsinn, den vergebens er nun bereut!
Von dem Ufer scheucht ein Leu wild in die Waldungen ihn zurück,
Und die Arme flehend streckt noch, die verschwindenden, er empor.
O wohlauf! du kühner Fährmann, unerschrocken denn nun gelenkt
In die aufgethürmte Salzfluth, den Unseligen zu befrein!
Es erblüht in neuer Fahrt stets ja nur herrlicher dir das Schiff,
Und es leuchtet dir ein Gestirn vor in dem trügerischen Gefluth,
Das in dunkler Nacht dahinrafft den Vermessenen zum Geklipp,
Und zerstreute Glieder auswirft der Gescheiterten an das Land.
Dir allein ist hell die Sturmnacht, die erdonnernde, dir allein
Nach Gesetz und Maß gefügt hat Galliamb' sich und Anapäst,
Auf, auf! in Ida's Waldgraun sich beflügele der Gesang!

Die Aufforderung blieb, wie wohl vorherzusehen war, unerfüllt; der Atys des Catullus ist noch nicht übersetzt; wenigstens so nicht, wie es Voß von sich oder Andern fordern müßte.

Wesentliches.

1809.

Ob diese Liebe mir
Mehr Freuden bringet oder Leiden?
Ich weiß es nicht.
Es fehlt an beiden nimmer;
Sie fließen überschwänglich,
Aus Doppelquellen,
Und oft sind die einen
Die andern.
Wer vermag
Den raschen Wechsel,
Die Wandlungen und Gestalten
Der Liebesgaben
In starker Herzensschläge
Gedrängtem Leben
Zu scheiden und auszugleichen?
Ja wohl, auch diese Liebe,
So reich und schön,
Sie hat ihre Thränen,
Ihren Jammer,
Ihre Verzweiflung!

Doch ihre Gaben alle,
Ihr Unglück und ihr Glück, —
Sie sind nur Schwingen,
Die über Glück und Unglück,
Auch über ihr eignes,
Mit Himmelskraft
Das Herz erheben.

Verlorne Gegenwart.

1809.

Schon so lange steigt die Sonne
Aus dem Osten hell hervor;
Immer wieder Thauestropfen,
Morgenröthen, Vögelstimmen,
Schwimmen dämmernd ihrem Glanze vor.

O wie viele Sommermorgen
Sind mir golden aufgegangen!
O wie viele Winternächte
Lagen silbern auf der dunkeln Erde,
Langsam kommend meinem Bangen,
Und so furchtbar eilend meinem Hoffen!

Immer ferne noch von meiner Lieben
Findet mich die neue Sonne,
Und ihr Schimmer geht an mir vorüber,
Gleich als wär' er fortgeblieben.
Immer noch in enger Tageszeit
Sorgenbrütend eingeschlossen,
Seh' ich heitre Stunden weit
Mich begrüßen durch die Gitterfenster,
Und ich winke lächelnd ihnen nach.

Bringen diese Wolken Segen?
Immer noch in herbem Trauern
Harret schmachtend jede Kunst;
Gleich dem Epheu saugt, an feuchte Mauern
Angeschmiegt, die grüne Fülle
Statt des Himmelsregens Nebeldunst.

Schwere Last noch immer drückt
Freier Zukunft blut'gen Flügel;
Immer seufzend noch im armen Volke
Wallt erwartungsvoll das Herz!
Kriegeswuth vorüber raset,
Friedenslüfte wieder schmeicheln,
All' unzeitig diesem Schmerz!

Weit erleuchtet liegt die Erde
Unabsehbar aufgethan;
Meereswogen weit hinüber
Segeln die beherzten Meister,
Und es flattern Siegesgeister
Jauchzend stolz auf ihrer freien Bahn.

Könnt' ich schiffen, forschen, siegen
Mit den Günstlingen der Zeit!
Ihnen leuchten Stern' und Sonne,
Ihnen rauscht Vergangenheit
Mit der Zukunft Hoffnungswonne
In dem Fluge frischer Gegenwart!

Doch in blüh'nde Kindheit kam
Harte Jugend schnell herein;
Alter kommt, noch eh des Glückes Reife,
Thatkraft weicht, noch eh die That genaht,
Und des öden Harrens müder Gram
Schlürft den letzten Funken ein.

Sage mir, o hehre Sonne,
Warum weckst du mich zu solchen Tagen?
O vergönne tiefe Schlummernacht!
Willst du darum nur mir weiter schreiten,
Um den Lebenstillstand anzuschauen,
Den verzaubernd Trennung mir gebracht?

Auf der Reise.

1810.

Heil'ge Wälder hör' ich rauschen,
Alter Eichen Riesenbau
Trägt mit starken Aesten grüne
Zweige hoch im Himmelblau;
Busch und Gras in üpp'ger Fülle
Nähren treu das scheue Wild,
Aus dem schwankenden Gezweige
Muntrer Vogelsang erquillt.

Dunkle Fluthen wogen leise
In dem hellen Wiesenbach,
Und die Sehnsuchtsblicke folgen
Ihrem Laufe brünstig nach;
Ach, sie fliehn von Bergeshöhen,
Wo die Freiheit nicht mehr weilt,
Bis im Meere freudig wieder
Freie Fluthen sie ereilt.

Goldnes Feld dort steht im Glanze
Sommerlichen Morgenscheins,
Weit am Fuß der grünen Hügel,
Wo die Quelle rinnt des Weins;
Edler Fleiß und treue Pflege
Haben rings das Land bestellt,
Doch des Jahres bester Segen
Stets in Räuberhände fällt!

O geliebtes Land, umfassen
Möcht' ich mit den Armen dich!

An die heiße Brust dich drücken,
Küssen mit den Lippen dich!
Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geistesauge, Arm der Kraft,
Hand der Kunst und Stirn des Denkens,
Mutterbrust der Wissenschaft!

Und in dieses Landes Mitte
Schallet noch ein fremder Ton,
Ruft der trauten Mutterrede
Des geliebten Landes Hohn?
Darf, wo deutsche Wälder rauschen,
Unsre stolzen Fluthen gehn,
Unsres Fleißes Aehren wogen,
Fremdes Herrscherwort ergehn?

Schnöde Schaar nichtswürd'ger Fremden,
Uns gesandt von blut'ger Hand,
Flog, ein wildes Raubgevögel,
In das unbewachte Land,
Schlug mit scharfen Adlerklauen
Mit den gier'gen Schnäbeln fest
In die heil'gen Waldeswipfel
Gift'ger Brut ein üppig Nest!

Doch, o frevelndes Gezüchte!
Heimisch wirst du nimmermehr!
Bald erscheint uns der Befreier
Sieggekröntes Heldenheer!
Und du wirst des Feldes Dünger,
Und du wirst der Wellen Spiel,
Und du wirst das Wild des Waldes,
Jedes Pfeils erwünschtes Ziel!

Der Edelknabe der Kaiserin Kunigunde.

1.

Wie der Mond aus dunklen Wolken
Kummerblickend niederscheinet,
Dort ein schönes Antlitz bleich
Schaut hervor aus schwarzem Schleier.
Zu des Domes hohen Stufen,
Barfuß auf den harten Steinen,
Wandert langsam schwere Schritte,
Von zwei Frauen nur begleitet,
Ach! die Kaiserin, nicht würdig
Solche tiefe Schmach zu leiden!
Doch die, so mit Kron' und Zepter,
Mit des Reiches Edelsteinen,
Auf dem Throne glorreich strahlend,
Dennoch Demuth konnte zeigen,
Kann auch jetzt im Bußgewande
Nicht von schöner Hoheit scheiden.
Wer die Fürstin Kunigunde
Sieht in diesem Glanz erscheinen,
Den der Unschuld helles Licht
Auf der reinen Stirn verbreitet,
Muß in freudevollem Staunen
Bannen jeden düstern Zweifel;
Der Gemahl nur, dem am nächsten
Dies Kleinod vertraut und eigen,
Der allein giebt es dem Feuer
Prüfend hin, der strenge Heinrich.
Stolz und herrlich er vom Saale
Jetzt die Stufen niedersteiget,

Tritt hervor, und findet alle
    Seine treuen Diener weinen,
Die zu Rosse in dem Schloßhof
    Seiner harr'n zur Jagd bereitet.
Finster wälzt er da die Augen,
    Kehret um in dunklem Schweigen,
Und in strenger Furcht gefesselt
    Wagt ihn anzureden keiner.
Viel Herzoge, viele Grafen,
    Brannten wohl in tapfrem Eifer,
Unterdrückter Wahrheit Ehre
    Zu befrein aus schnödem Zweifel,
Und in einem offnen Kampfe
    Für die Kaiserin zu streiten:
Doch die aufgezückten Schwerter
    Gleiten abwärts in die Scheiden.

2.

Seht ihr dort das blüh'nde Antlitz,
    In der zarten Jugend Farben
Freundlich schimmernd, hell umwölbet
    Von den schönen goldnen Haaren?
In der Kaiserin Gefolge
    Dient seit früher Zeit der Knabe,
Und es hielt ihn treuer Liebe
    Edle Neigung fest gebannet,
Daß er von der holden Herrin
    Nimmer wieder konnte lassen,
Alle seine Lebenstage
    Ihr allein zu widmen dachte.
Darum als des großen Kaisers
    Glänzend werbende Gesandten
Die holdblühende Prinzessin
    Ihrem Herrn zur Braut gewannen,
Und in prächtige Galeeren
    Mit der hohen Jungfrau traten,

War das fromme Kind getreulich
    Ihr gefolgt aus Dänemarke,
Unverändert in dem Dienste
    Der Gebieterin verharrend,
Deren hohen Lichtglanz nimmer
    Selbst der kaiserliche Namen
Irgend zu erhöh'n vermochte
    In den Augen ihres Knaben.
Seht, das holde Jugendantlitz
    Sinket nieder schnell erblassend,
Und erhebet gleich sich wieder
    Feurig mit hochrothen Wangen!
Auferweckt von innerm Rufe
    Will er Ungeheures wagen,
Den nichtswürdigen Verläumder
    Seiner Kaiserin zu strafen,
Zu bestehen den versuchten
    Starken Arm des wilden Grafen;
Dem will er die Schuld beweisen
    Auf sein Herz mit scharfen Waffen!
Und so reitet frohbeherzt
    Er hervor von seinem Platze,
Hält sein bäumend Roß dann plötzlich
    Rasch gewendet vor den Grafen,
Spricht: „Ihr seid nur ein Verläumder:
    Schändlich habt Ihr angetastet
Mit verruchten Lügenworten
    Meiner Herrin heil'gen Namen!
Mir im Herzen glüht ein Zeugniß,
    Das will ich nun offenbaren,
Und aus Euern Todeswunden
    Soll es sich Bewährung schaffen." —
Schon hat er es ausgeredet,
    Alle ringsum stehn erstarret,
In mitleidig stummer Rührung
    Scheu den Blick gewandt zum Grafen,

Angstvoll die gewalt'gen Schläge
Seines wilden Zorns erwartend:
Doch er bleibet, wie zerstreut
In tiefsinnige Gedanken,
Und die Arme fest verschränket,
Unbeweglich in dem Sattel.
Düster wirft er kalte Blicke
Auf den heitern Edelknaben,
„Du?" so fragt er ernst und schaurig,
Und der Muth ist ihm entfallen.

3.

Hoch von reichverzierter Bühne
Schaut der Kaiser bang hinunter
In die volkumdrängten Schranken,
Wo die hellen Schwerter funkeln.
Und er wendet scheu die Augen
Seitwärts hin, wo Kunigunde
Vor dem Kreuze hingeworfen
Fleht aus tiefsten Herzensgrunde
Zu dem Himmel um Erbarmung,
Um Vergebung aller Schulden.
Da entscheidet sich der Kampf:
Aus drei tiefgeschlagnen Wunden
Strömen, zeugend für die Fürstin,
Schwarzen Blutes Wogen sprudelnd.
Tausend rufen Heil und Segen,
Tausend rings aus Einem Munde,
Dem siegreichen jungen Helden,
Der den starken Feind bezwungen.
Blassen Angesichts, von Thränen
Seine Kinderaugen dunkel,
Sieht mit lieblich traur'gem Lächeln
Sich der Edelknab' umrungen,
Ach! und findet keine Stütze,
Daß er nur ein wenig ruhe!

Ihm zu schwer ist es zu halten,
Dieses Schwert, das er geschwungen,
Und aus seinen zarten Händen
Auf den Boden leis' entsunken.
Keiner denkt an zarte Pflege,
Keiner, wie er wohl ihm thue,
Alles tobt in wilder Freude
Huldigend allein dem Ruhme,
Ach! und unbemerkt erliegt er,
Seine Augen sich verdunkeln! —
An des frohen Kaisers Seite
Tritt nun, still in heil'ger Ruhe,
Durch das jauchzende Getümmel
Zu dem Knaben Kunigunde,
Faßt ihn mit den weißen Händen,
Drückt ihn sanft an ihren Busen,
Seine goldnen Locken wallen
Lieblich ihren Arm hinunter,
Und sie streichelt ihm die Augen,
Die er aufschlägt, bald ermuntert,
Und sie beugt das Himmelsantlitz
Strahlend hin zu seinem Munde,
Und berührt die frischen Lippen
Innig mit liebreichem Kusse,
Spricht: „Du hast mich nicht verlassen,
Du, mein holder Knabe, wußtest
In der Unschuld deines Herzens
Von der meinen sichre Kunde!
Alles ist von mir gewichen,
Was auf's heiligste verbunden
Meinem Leben war, und tiefer
In das Herz mir sehen mußte:
Ob auch Kaiserin, verlassen
War ich auf dem deutschen Grunde,
Und der Fremden blieb kein Tropfen
Zugewandt des deutschen Blutes!

Nur im eignen Volk, dem theuern,
    Wird ein wahrer Freund gefunden,
Dem, wenn aller Schein entgegen,
    Noch Vertrauen lebt im Blute;
Wohl aus Dänemark ja werden
    Mußte dieser Leidensstunden
Hier nicht mehr gehofftes Ende,
    Däne, mir durch deine Wunden!
Habe Dank, mein holder Knabe!
    Habe Dank von Kunigunden,
Die dir lange theuer war,
    Eh' noch Kaiserin sie wurde,
Und die, schon herabgestiegen
    Wieder von des Thrones Stufen,
Nicht als Kaiserin kann lohnen,
    Nur als deine Kunigunde!
Diesen Ring will ich dir schenken,
    Der mir ward von meiner Mutter,
Dir ein vaterländisch Kleinod
    Bleib' er treu in allen Stunden!
Ich ein ew'ges Lebewohl
    Sage dir in diesem Kusse.
Meine Lebenszeit umhüllet
    Fortan eines Klosters Dunkel;
Nicht vermag ich zu verweilen
    Wo ich ward so schwer beschuldigt,
Aufgelöst ist mir allhier
    Jeder Frieden, jede Ruhe;
Fremd sind Alle mir geworden,
    Allen fremd ist auch mein Busen,
Liebe starb da und Vertrauen,
    Wo Beweises sie bedurften." —
Wie die Fürstin solches redet,
    Da erschrickt in seinem Muthe
Kaiser Heinrich, und es sinket
    Ihm das Herz in schweren Kummer;

Und kein Flehen, und kein Weinen,
Kein Verheißen, keiner Buße
Willig angetragne Sühne
Bleibt dem Kaiser unversuchet;
Doch umsonst! das Volk enteilet
In dumpftönendem Gemurmel;
Zu der Burg geht Heinrich trauernd,
Und in's Kloster Kunigunde.

4.

An dem schroffen Felsenhange,
Wo abstürzend wild erbrausen
Die empörten Waldgewässer,
Wo herabgesenket trauert
In dem kümmerlichen Boden
Strauchwerk, das nie wird zum Baume,
Welch ein dunkles Bild entfaltet
Dort sich ungewiß den Augen?
Langsam regt empor ein Knabe
Dort das Haupt mit irrem Schauen,
Springet auf von seinem Lager,
Steht gelehnt am Felsen aufrecht,
Und gefaltet beide Hände
Und gesenkt die Blicke trauernd
In die weiten Thäler fernhin
Ruft er so mit schwachem Laute:
„Wohl ist alles noch wie gestern,
Blühend rings die schönen Gauen,
Lieblich dort mir gegenüber
Alle Hügel grün umlaubet,
Tag und Nacht die klaren Bäche
Schon vom Frühling aufgethauet,
Von den Bergen in die Thäler
Unverändert niederrauschen,
Und die helle blaue Luft
Spielt in sanftem warmen Hauche

Mit den Blüthen, mit den Blättern,
Mit dem Wasser, leise schaudernd;
Vögel, alles Harms entledigt,
Traulich ihre Nester bauen,
Und dem sonnenhellem Himmel
Fröhlichen Gesang vertrauen; —
Alles ist wie gestern heute,
Freuden rings mit Freuden tauschen,
Und der Zeiten Wandelungen
Bergen sich in leisem Laufe:
Ich allein bin ihm entrissen,
Bin von dunkler Macht geraubet!
Aus der schützenden Umarmung
Hat mit wilden Schwunges Sausen
Die Natur mich losgelassen,
Mich verstoßen in ein graues
Oedes, hingewelktes Alter
Plötzlich aus der Jugend Auen.
Kunigunde, nimmer soll ich
In dein holdes Antlitz schauen!
Nimmer von dem Vaterlande
Hören dein liebkosend Plaudern,
Nimmer mir das Herz erfreuen
Mit den Liedern deiner Laute!
Nimmer des Bedarfes Sachen
Ordnen dir nach meinem Brauche!
Und doch lebst du noch und athmest,
Blickest noch mit deinen Augen,
Nur auf mich nicht! Lieder freundlich
Deinem Ohr vorüberraschen,
Nur von mir nicht! Süße Reden
Du von blüh'nden Lippen hauchest,
Ach! zu mir nicht! auf den Fels
Will die Sonne gütig schauen,
Und die Blüth', in Sehnen sterbend,
Muß vergehen! diese Mauern

Schließen mich von Leben aus
Noch bei meines Lebens Dauer,
Selbst des Möglichen ist mir
Jede Möglichkeit geraubet,
In dem lebenglüh'nden Herzen
Zucken kalte Todesschauer." —
Wie er dieses hat gesungen
Er vom Berge niedertaumelt,
Wilder Bach mit Felsensteinen
Wälzt ihn fort im weißen Schaume.

1812.

Johanna Stegen in Lüneburg,

am 2. April 1813.

Von wildem Feindestoben
Von Gluth erfüllt und Dampf,
Sieht rings die Stadt erhoben
Der eignen Freiheit Kampf.

Zum Himmel sehn mit Trauern
Die Bürger schwer empor,
Den Feind in ihren Mauern,
Die Retter vor dem Thor!

Da springs aus grünen Hecken
Hervor ein Mädchen fein,
Sich bange zu verstecken
Hüllt sich ihr Antlitz ein!

Und wie die Augenlieder
In frommen Thränen stehn,
Ruft sie: „Ach soll ich wieder
Der Feinde Gräuel sehn?"

„Doch was zu meinen Füßen
Liegt auf dem Boden hier?
Ha! Feind, du sollst es büßen,
Verderben bring ich dir!"

Aus höhern Regionen
Entflammt sie Heldenkraft,
Vom Boden die Patronen
Sie in die Schürze rafft;

Den Jägern, die verschossen
Ihr Pulver und ihr Blei,
Bringt eifrig unverdrossen
Sie immerfort herbei;

Im dichten Kugelregen
Manch tapfrer Jäger fällt,
Doch stets Johanna Stegen
Die volle Schürze hält.

Frisch auf! ihr Kammeraden,
Es gilt den besten Schuß!
Von solcher Hand zu laden
Das Herz ja treffen muß!

Der Fürstengarten.

1813.

Heiß und müd' im wildem Drange
Ungefügen Kriegeslebens,
Das, ein stürmend Meer, die Seele
Nach unstäter Richtung wirft, —

Sucht' ich, an dem grünen Ufer
Der holdselig blüh'nden Insel
Dieses hohen Gartens landend,
Frischer Düfte labend Wehn.

Und es schlich der stille Frieden
Dieser Büsche, dieser Gänge,
Dieser hohen Ferneblicke
Lindernd in das volle Herz.

Freundliche Bewohnerinnen
Gaben Blumen, gaben Früchte,
Gaben lieblicher Gespräche
Edle Füll' und Anmuth dar.

Und so fielen schöne Tage
Goldnen Friedens mir inmitten
Unruhvoller Kriegeszeiten
Zum beneidenswerthen Loos.

Fahre wohl! du Fürstengarten,
Fahren wohl! ihr theuren Kinder,
Scheidend ruft mein Herz gerühret,
Diesen Liedeshall euch zu!

Stimme des Kranken.

An Rahel.

1813.

In des vollen Wohlergehens frohen Tagen,
Wo das Herz die ungeschwächten Wellen
Durch die Adern strömt in Siegesfreude,
Mußt' ich dennoch neidisch euch betrachten,
Arme Krieger, unbekannte Fremde,
Die ihr krank, zerschmetterten Gebeines,
In zerrißner Hülle, ganz verlassen,
Dort dem Himmel preisgegeben laget!
Denn es trat zu euch, im Hochgefühle
Edlen Pflichtberufes hülfreich wirkend,
Meiner Freundin segnende Erscheinung!
Was ein Gott ihr in die Brust geleget,
Tiefer Menschlichkeit urkräft'ge Flamme,
Lautrer Wahrheit staunenswürd'ge Worte,
Schneller Einsicht strahlendes Durchdringen,
Schmerzvertrauten Herzens überzeugend Mitleid,
Alles faßt in Eines sie zusammen;
Legt als Tröstung, legt als Hülfe nieder
Schon in's Herz des Kranken und des Wunden
Alle Kraft der treuen Heilespflege,
Die sie sorgsam schaffend vorbereitet!
Lieblich Lächeln, rufst du Sonnenblicke
Aus des Schmerzes dunklen Wolken? weckst du,
Süße Lippe inn'ger Menschenliebe,
Leises Zartgefühl in rohen Busen?
Weißt du, Forscherblick des hellen Auges,
Im Vorübergleiten dämmernder Gestalten

Doch die tiefste Seele stets herauszufassen,
Um ihr einverstanden Tröstung zuzuwinken?
Schlägst du, Himmelsstrahl der ew'gen Wahrheit,
Aus der Stille edleren Gemüthes,
Hoch gewitternd über dunklen Lebensthalen,
Segenreiche Fluth auf sünd'ge Herzen
Reinigend und klärend nieder? —
Und ich soll in Unmuth hier verschmachten!
Wissen nur, und fühlen nicht, die reiche Spende,
Die nach Zufall dort sich in der Menge
Blindem Drange hundertfach ergießet?
Nein, o nein! die segenreiche Fülle
Deines Wohlthuns dringt zu mir herüber,
Ueber Ströme, über Berge fernher,
Bricht mit hellem Schein am Dämmerabend
Meines stillen Krankenlagers plötzlich
In geliebter Handschrift frohen Zügen
Glänzend an, mit linden Heilesstrahlen
Treffend mein aufathmend Herz! —

Die Russen in Holland.

1813.

Wohlauf, wohlauf! wer die Freiheit meint,
Aus betäubenden Schlummerbanden!
Des Erwachens Sonne glorreich scheint
In den muthigen Niederlanden!

An den Küsten des freien Meeres Ruf
Mit brausenden Wogen hallet,
An des Landes Gränzen der Rosse Huf
Und verkündendes Wiehern schallet!

Wohlauf, wohlauf! aus wirbelndem Schnee,
Von der Ströme starrendem Eise
Begann zur schwellenden Südersee
Der Freiheit Kriegesreise.

Ein grünendes Reis vor hundert Jahr
Aus unseren Landes-Blüthen
Nahm dankbar mit der große Zar,
Und thät es mit Treuen hüten.

Ach! unserer Lande Blüthenstand
War dahin mit der Freiheit geschwunden,
Die von Volk zu Volk und von Land zu Land
Bald nirgends wurde gefunden.

Doch siehe! das grünende Reis alldort
In des nordischen Reiches Raume
Wuchs hundert Jahre fort und fort
Zum gewaltigen Riesenbaume;

Und breitet der schattigen Zweige Glück
Auf der Knechtschaft brennende Fluren,
Bringt lebenreiche Fülle zurück
Auf erstorbener Freiheit Spuren.

Alexander, Heil! das theure Pfand,
Das wir reich einst legten nieder,
Kehrt tausendfältig von deiner Hand
Den Armgewordenen wieder!

Und in jeglicher russischen Waffe blinkt
Ein Zweig von grünenden Schossen,
Der vertraulich uns und grüßend winkt
Als heimischer Freiheit Sprossen!

An der Nordsee.

1814.

Hier weilt am Meeresstrande
Mein sehnend trüber Sinn,
Und die Gedanken fluthen
Auf sanften Wellen hin!

O schöner Stern dort drüben,
Wie leuchtend fällt dein Schein
In rege Meeresfluthen,
In's rege Herz hinein!

In stürmendem Getöse
Der wilden Winternacht
Hab' ich dir heil'ges Flehen
Inbrünstig dargebracht.

Der Sturm hat ausgetobet,
Und in der Sterne Zahl
Glänzt wieder doch vor allen
Mein Stern mit hellem Strahl!

Sand.

1819.

Grausam häufet ein höhnend Geschick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr' und bejammernswerth hat alles hier sich gestaltet,
Thai, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Karlsbad.

Habt ihr die Geister gedämpft, und gehemmt freisinnigen Fortschritt,
Durch fünfjährigen Bann Schweigen und Ruhe geschafft? —
Habet der Zeit ihr geboten denn auch, daß keines der Jahre
Wachsendes Alter zugleich werde der Jugend und euch? —

Wie es geht.

1821.

Meinen Ueberzeugungen,
Freier Wahrheit hohem Recht,
Wollt' ich sonder Beugungen
Treulich folgen grad' und recht.

Rings umwogt von Streitenden,
Hart, im Wechsel, Mann an Mann,
Bot nach allen Seiten den
Gegnern Stirn und Brust ich an;

Siegend durch gefährlicher
Kämpfe dunkelwirren Drang,
Wohlgeprüft in ehrlicher
Wunden Geben und Empfang;

Doch, nach überstandenen
Ersten Tagewerks Gewinn,
Find't sich im Vorhandenen
Schon nicht mehr der erste Sinn!

Ob dem frisch Vertrauenden
Will' und Hoffnung war geneigt, —
Dem zurücke Schauenden
Sich die Mißerfüllung zeigt:

In des Wegs Gestaltungen
Vielgekrümmter Windung Spiel;
Weiterer Entfaltungen
Trübes zweifelhaftes Ziel!

In des Tages Erscheinungen
Sucht man, wie man kann, die Bahn;
Im Gedräng der Meinungen
Wird Gesinnung leicht zum Wahn.

Uebereinstimmung.

Dresden, 1822.

Hier' auch also begegnen wir uns! Sie steht, und beschaut mich,
Widerwärtiges keck sinnend und blickend, wie stets.
Denkt sie dabei: „Schon wieder den unvermeidlichen Anblick!"
Nun! so haben wir ja Beide dasselbe gedacht!

Steigerung.

Wer nicht Liebe besaß, wer Liebe besaß und verlor sie,
Dem hält reichen Gewinn offen noch immer das Glück.
Doch wer Liebe besitzt, und in ihr nicht Segen und Tröstung,
Dem ward schwerstes Geschick unter den Sternen verhängt.

Anna Milder.

1822.

Deinem Gesange, wenn dort in den Kunstwettstreiten von Hellas
Solcher Stimme Gewalt wär' den Entzückten ertönt,
Hätte das Ruhmesgefild von Olympia — Herrin der Wahrheit *)
Einst den Hellenen gerühmt — herrliche Kränze geweiht!
Längst hinschwanden das Volk und die Siegsbahn jener Hellenen,
Seit Jahrtausenden ruht schweigend der schöne Gebrauch:
Aber noch heut' solch Ehrengeschick Dir wieder emporblüht,
Lieblichen Klanges, noch heut krönet Olympia Dich!

*) *Δέσποιν᾽ ἀλαθείας.* Pindar. Olymp. VIII.

Fiat applicatio!

Ein Meister edler Mahlerei
Von hohem Sinn und rechter Kunst,
Mahlt' einen Kriegsmann einst; die Gluth
Der Tapferkeit, die Heldenkraft
Mannhafter Strenge, kühn und groß,
Durchströmten Haltung und Gestalt,
In lebensvoller Farbenschöne;
Und menschlich Glück und menschlich Leid,
In Siegeslust und Wundenschmerz,
Durchkämpften die zerrißne Brust.

Ein Stümper sieht's: „Daß Gott erbarm!
Ein schöner Held mag das mir sein!
Seht Ihr denn nicht an Rock und Hut,
Daß es nur ein Gemeiner ist?
Da heg' ich andres Heldenbild
Im hocherhabnen Künstlersinn!"

Und lächelnd zeigt ein Bild er vor;
Zwar schien es allzu jämmerlich,
Ganz seelenlos und matt und trüb,
In greller Aufgeblasenheit
Ein schneiderhaft Armsünderwesen;
Doch Federhut und Achselband,
Und Ordensstern und Feldherrnstab,
Die waren sorgsam angebracht.

„Seht Ihr nun wohl den Unterschied?
Was mahlt euch jener doch für Wichte?

In Wachtstub und vorm Schilderhaus
Könnt Ihr das Vorbild dazu sehn!
Gemein ist solch ein Kunstbeginnen,
Gemein, so wie sein Gegenstand.
Ich aber mahl' in höh'rem Stile,
Und höh're Helden! Was ich mahle,
Ihr seht es ja, sind Generale!"

Falsche Götter.

Aus armsel'gen Begriffen, wie Ihr sie begreift, mit erlogner
Sinn- und Sittlichkeit, stets mit dem Worte begnügt,
Schmücket Ihr euch Vorbilder zurecht von Tugenden, wie Ihr
Eben zur Ausfüllung euerer Laster sie braucht:
Heldenthum, Mannheit, Unschuld und Lieb', und — o schrecklich —
Weiblichkeit, habt Ihr glücklich zusammengeflickt
Aus viel Lappen und Läppchen; doch nur hanswurstische Puppen
Sind's, die, sonder Idee, als Ideale sich bläh'n.

Goethe's Werke.

Nein! Er altert euch nicht; vergebens harret Ihr laurend,
Daß ihm wechselnde Zeit raube den blühenden Schmuck!
Kind und Jüngling und Mann sind hier nicht Stufen des Alters;
Immer zugleich keimt, blüht, reifet des Genius Kraft.
Ziehn auch Wolken einmal am Himmel vorüber: es trifft euch
Xenienwetter, er klärt immer sich göttlicher auf.

Friedrich August Wolf's Marmorbüste von Friedrich Tieck.

1823.

Die vordem Sprachbildern, den flüchtigen Stoffen, des Marmors
Hell vorstrahlende Kraft liehen in plastischer Kunst:
Weihe des Geistes, die Macht der Gelehrtheit, Fülle des Scharfsinns —
Sehet! sie leihen anitzt geistige Flamme dem Stein.

In Rauch's Werkstatt.

Auf die Bildsäule der Königin von Preußen.

1828.

Das ist Schlummer, im Schlummer die lieblichste Fülle des Lebens,
Jugend erblühete nie schöner in Mütterlichkeit.
Schlägt sie die Augen nicht auf, die göttlichen? Regt sie die Hand nicht?
Nein; doch still! daß nicht störe das fragende Wort!

Tieck's Gedichte aus Italien.

1823.

Italien! wundervolles Land,
Wo des Lebens Zauberkraft
In üppigster Allgestalt
Sich der Sehnsucht entgegen beut,
Wohin die Völker antheilgierig sich drängen
In Kriegeszügen und Friedensreisen:
Erkennest du noch der Deutschen
Weltherrschenden Anspruch,
Nun im Geistesblitze,
Wie einst in des Schwertes?

Ja, noch senden wir stets
Uns're Machtgesandte dir,
Zu empfangen, einzufordern
Deiner köstlichsten Gaben
Vorbehaltene Huldigung,
Die Blüthe deines Lebensbaumes,
Deiner Begeisterung Feuerquell,
Deiner Schauwürdigkeit Strahlenmeer!
Unsre Dichter, unsre Künstler,
Friedliche Eroberer,
Durchziehen nach diesem Tribut
Deine in Vergangenheit
Und in Gegenwart
Füllestrotzende Herrlichkeit;
Und vor allen andern
Miteifernden Völkern
Eröffnen dem Deutschen
Deine reichsten Kammern sich.

Oder hat irgend ein and'rer
Dich Heimsuchender
Mehr jener Gaben erhoben,
Als Winckelmann einst, der kunstselige
Statthalter deines hohen Roms?
Als unser Heinse, der in deutscher Armuth
Doch königlich schwelgte
In deinen Gewährungen?
Als Goethe, der mit Begier und Macht
Eines Gottes begabt,
Im Wollustraube des Anschauens
Allen Lichtglanz deines Genius
Mit trunk'nem Götter-Auge sog?
Ruhmvoll erheben sich
Aus dieser Siegesbeute
Hohe Tempel im Vaterlande,
In der Dichtung Sternenhimmel
Unvergänglich gestiftet;

Keine fränkische Corinna,
Kein brittischer Byron,
Hochragend sonst,
Reicht da hinan.

Solchen Landesleuten nun
Erscheint ein neuer Genoß,
Gabenheimführend gesellt,
Tieck, der liebliche Sänger!
Heilungsuchend
Betrat er schmerzlich
Die glücklichen Gefilde,
Und in Dichtergrübeln
Durchforscht er wandelnd sie;
Und stolz verschmähend,
In eigner Wahl und Stimmung,
Gewohnter Schätze bekannt Gepräge,
Heischt' er neue, seltsamliche
Früchte von dem reichen Dichtungsboden,
Der die Wirklichkeit entfesselt
Zu phantastischem Bilderspiel!
Und Italien sieht
In der neuen Beraubung
Sich neu verherrlicht.

Sei willkommen im Vaterlande,
Schöner Fremde Glanzerscheinung,
Neuer Gruß dem Geistesleben,
Während das irdische der kargen
Und nur immer kargeren
Gewöhnlichkeit erseufzt!

Du bethörst den überdrüssigen Blick —
Wenn auch nur taglang täuschend —
Mit verwandelter Aussicht
Jeglicher Nähe!

Wie wenn plötzlich um unsre Wohnung
Aus der flachen Oede
Anmuthreiche Hügelgegend
Sich erhöb' in lieblichem Strahl des Südens;
Muntres Leben mit reizender Bewegung,
Mit lauen Lüften die sternhelle Nacht,
Mit glüh'nden Farben der glanzvolle Tag,
Schmeichelnd den Sinn umwogten,
Und die traurigen Geschichten all
Vergessen, in fernen Wolken nur
Zum Hintergrunde der Landschaft aufgethürmt!

Versagt und gewährt.

1821.

Fort abmühet und fort sich das Menschengeschlecht in Begierde,
Durch Jahrhunderte stets ringend nach edlerem Loos,
Hoffnungsvoll aus wirrender Nacht und zerrüttender Drangsal
Goldener Zeit Aufgang endlich in Segen zu schaun;
Aber wie Jahr auf Jahr rastlos auch wandelt die Sonne,
Keiner der Tage noch hat je die ersehnte gebracht!
Stets rückkehret in Dunkel die arbeitvolle Bewegung,
Kaum hellt flüchtiger Strahl dämmernd das nächtige Graus.
Goldene Zeit, unerreicht auf weithinwogender Weltbahn,
Nicht Jahrhunderten, nicht ringendem Menschengeschlecht
Glänzend gewährt, sie ersteht mühlos in des eigenen Herzens
Einsamkeit, nah, still, redlichen Willens Gewinn.

Nur weiter.

1821.

Erstlingssonne des Jahres, sie ruft frühzeitiger Blüthen
Drängende Knospen an's Licht milderer Lüfte hervor;
Noch nicht dauret die mildere Luft, nicht dauren die Blüthen,
Nochmals kehret in Eis scheidender Winter zurück.
So bei geistigen Lichtes erweckendem Erstlingsrufe
Willigster Eifer hervor dringt in Verhöhnung und Tod.
Aber getrost! bald herrscht allschimmernde Fülle des Frühlings
Doch ringsum, wenn auch früheste Blüthe verkommt.

Liebenstein.

(Starb in Durlach den 26. März 1824.)

„Deutschland preiset dich laut, und erhöht Denkmale des Ruhms dir,
Volksheld, der du voran mächtig geschritten die Bahn!
Hochumschauender Geist, voll kühnheitathmender Thatkraft
Warfst du der Rede Gewalt hellend in Kämpfe der Nacht;
Durch Irrthum und Gefahr, durch Trug und Verwirrungen zahllos,
Strahlenden Freiheitstag rufend den Deutschen empor!

Hoch nun prangt dein Werk in Germaniens weiten Gefilden,
  Alle die Stämme vereint, glücklich in freiem Gesetz!" —
Red' ich wahr? und geschah dies all schon? Diesen Beruf hast
  Schon du erfüllt? dir jauchzt preisend die Stimme des
    des Volks? —
Nein! du stirbst, ach! eh' dein Ruhm zugleich und der Freiheit
  Reich sich erhebt; unerfüllt schwindet der Hoffnungen Traum!
Wenige wissen von dir, und was der zögernden Schickung
  Dein heißglühendes Herz bot in vergeblichem Dienst. —

Politisches.

Sendschreiben an einen Freund,

oder

höhere Betrachtungen über die französische Revolution.

Von dem unbekannten Philosophen Saint-Martin.

Aus dem Französischen übersetzt.

V o r w o r t.

Zur Erkenntniß der Begebenheiten würde deren bloße Erzählung hinreichen, und diese in gleichem Maße die Thatsachen wie die Bedeutung des Geschehenen ausdrücken, wenn für das Werk der Geschichtschreibung stets nur vollendete Meister und begünstigende Umstände vorhanden wären. Allein solche Höhe und Fülle der

Bildung ist selbst in den glücklichsten Beispielen des Alterthums mehr angedeutet als erreicht worden, und das Anwachsen des Stoffes, der Umfang seiner Beziehungen und die Menge seiner Einzelheiten, machen für die neuere Zeit immer schwerer, den Vorbildern der Alten nachzustreben. Deßhalb zerstreut sich die Geschichtschreibung in eine Verschiedenheit einzelner Thätigkeiten, welche zwar die bloße Erzählung zum Zwecke haben, aber diese selten liefern, sondern als künftiges Ergebniß voraussetzen. In diesem Sinne sind vorzüglich zweierlei Richtungen zu bemerken, von welchen die eine in gelehrten Forschungen und Untersuchungen hauptsächlich den Thatsachen in ihrer äußeren Gestalt, dem Körper der Geschichte, gewidmet ist, die andre in allgemeinen Betrachtungen und Ueberlegungen den Geist derselben zu erfassen strebt. Diese Trennung des ursprünglich Vereinten, wobei die Kunst der Geschichtschreibung nicht geübt wird, begründet immer eine Einseitigkeit, in welcher ein wesentlicher Mangel fühlbar ist; allein die vortrefflichsten Köpfe unter allen Völkern haben sich dieser Trennung gefügt, und nach beiden Richtungen außerordentliche Werke geliefert, aus denen das volle Leben der Vergangenheit sich wenigstens in unserer Vorstellung wieder zusammensetzen kann. In jedem Falle sind diese einseitigen Bemühungen in ihrem Fleiße und in ihrer Redlichkeit den andern Versuchen vorzuziehen, welche beide Seiten der Geschichtkunde wieder verbinden wollen, indem sie ausgewählte Thatsachen und vorgefaßte Ansichten willkürlich für einander zubereiten.

Fern von solchem Versuche steht der Verfasser der Schrift, die hier vorliegt, ganz auf derjenigen Seite, wo

die äußere Kenntniß der Begebenheiten vorausgesetzt, und nur die geistige Bedeutung derselben ergründet werden soll. Seine Betrachtungen vermeiden sogar das Einzelne, indem ihnen nur die Hauptumrisse der Begebenheiten, wie sie unbestritten bekannt sind, zur Grundlage dienen, alle Nebenzüge aber dem mannigfachen Urtheile der verschiedenartigsten Ansichten überlassen bleiben. Schon die Reinheit der Behandlung in dieser Schrift durfte ein Reiz werden, ihre Wiederbelebung zu versuchen, in Tagen, wo ein unreines Verfahren mit geschichtlichen Stoffen unsern begabtesten Schriftstellern zum Vorwurfe gemacht werden muß. Aber ein noch ungleich größerer Reiz liegt in dem Gegenstande, der hier bearbeitet worden, und der für unser Nachdenken und für unser Handeln von höchster und unmittelbarster Wichtigkeit ist.

In den Gräueln der Schreckenszeit hat Saint-Martin die Seherflüge gethan, die erst jetzt, in allmähliger Nachfolge der Thatsachen, auch dem gewöhnlichen Auge sich eröffnen. Sein Beispiel kann uns zeigen, welchen Weg unser Urtheil zu verfolgen hat, um nicht aus träger Mißkennung in falsche Handlungsweise zu gerathen, sondern in wachsamer Einsicht zu richtigen, heilbringenden Ergebnissen fortzuschreiten. Unsre bedenkliche Uebergangszeit hat über das Schicksal künftiger Geschlechter eine furchtbare Entscheidung auszuüben, großentheils hängt diese von der Vorstellung ab, die wir von dem Nächstvergangenen haben, denn diesen Stoff gilt es zu verarbeiten; je geläuterter unsre Einsicht, je wahrhafter und sittlicher unser Urtheil ist, desto treffender und angemessener wird unser Wirken, und gegen die Wiederholung der Revolutionen kann vielleicht nur die tiefste Erkenntniß

derselben schützen! Der Gewinn an Ergebnissen in diesem Bezuge kann auf mannigfache Weise, durch viele Schriften und Betrachtungen, vermehrt und geläutert werden; seltner wird der Gewinn eines solchen Beispiels sein, wie die gegenwärtige Schrift auch für die hohe geistige Behandlung dieser Gegenstände liefert. Die geistreiche Eigenthümlichkeit des Gedankenvortrags, der tiefsinnige Witz dieser frommen Einfalt, wird auch von denen anerkannt werden müssen, die, in Grundsätzen, Absichten und Art und Weise von dem Verfasser ganz verschieden, gleichwohl die Zeichen geistigen Werthes, wo sie auch sein mögen, nicht abläugnen wollen.

Hiezu kommt, daß gerade von dieser Gegend her, in welcher Saint-Martin vorzugsweise heimisch ist und Führer sein kann, aus den Gebieten der philosophirenden und religiösen Ansichten, über die Thatsachen, Richtungen und Gründe jenes Zusammenhangs von Begebenheiten in neuerer Zeit so häufig ein fast gänzliches Verkennen ausgebreitet worden ist, das in nachgesprochenen allgemeinen Urtheilen dem Dünkel und der Unwissenheit fröhnte. Es ist nöthig, daß von dieser Gegend her, unter so vielen Unberufenen, endlich auch wieder ein Berufener vernommen werde, und wer könnte dafür mehr gelten, als Saint-Martin, der einen hohen Rang unter den religiösen Denkern und Wirkern einnimmt, der inmitten der Dinge gelebt hat, dessen Geistestiefe, Seelenreinheit und Zeugnißfähigkeit auch unter uns beglaubigt ist? Seine Verehrung für die Kirche, seine entschiedene Vorliebe für das Königthum, sind überdies zu bestimmt und gründlich ausgesprochen, als daß bei Betrachtung der Stürme, welche gegen beide gerichtet gewesen, der

Strom der augenblicklichen Volksmeinung ihn jemals hätte verirren können, wenn auch sein wissenschaftlicher Geist ihn nicht schon weit darüber erhoben hätte. Merkwürdig ist vor allem seine Widerlegung der Lehre von der Oberherrlichkeit des Volks, die hier aus den tiefsten Gründen bestritten wird.

Die Uebersetzung dieser Schrift ist zugleich eine neue Herausgabe. Die französische Urschrift scheint im Gewühle der Tagesfluth größtentheils unbeachtet fortgeschwemmt und nur in wenigen Abdrücken erhalten zu sein. Der Verfasser hat seine Sprache mit Eigenthümlichkeit behandelt, er besitzt Strenge des Ausdrucks und Freiheit desselben in einem bei französischen Schriftstellern seltnen Verein, der sich der deutschen wissenschaftlichen Sprachbehandlung nähert. Für die Uebersetzung entstanden hieraus besondere Schwierigkeiten, das treue Wiedergeben des Sinnes hing oft von dem Wiedergeben des Wortes ab, und Ründung und Leichtigkeit der Rede mußte nachstehn. Dem Leser wird aber im Uebrigen die Bemerkung nicht entgehen, daß der geistige Strahl, welcher gleichsam die Worte beseelt, im deutschen Ausdruck oft tiefer und kraftvoller widerscheint, als im französischen, und daß die deutsche Uebersetzung, wenigstens bei solchen Werken, durch das Verdienst unserer Sprache, den geistigen Inhalt leicht in höherer Farbe giebt, als die Urschrift selbst. —

Karlsruhe, im Juli 1819.

For human weal heav'n husbands all events.
Night-Thoughts. I. 105.

Sei gutes Muths, mein Freund! Noch giebt es Franzosen, welche den Umsturz der vormaligen Kirche keineswegs als ein Unglück für die Religionswahrheiten ansehn, sondern die Ueberzeugung tragen, daß diese dabei nur unendlich gewinnen können. Ich bin einer von diesen Franzosen, du wirst aus diesem Schreiben ersehen, bis zu welcher Höhe sogar meine Zuversicht in diesem Punkte steigt; im voraus bekenn' ich dir, daß ich in jedem Schritte unsrer erstaunenswürdigen Revolution das Offenbarwerden der Vorsehung zu erblicken glaube.

Ich glaube, daß deren gerechte Hand die Vertilgung der Mißbräuche zur Absicht gehabt, von welchen der ehemalige Regierungszustand Frankreichs in allen seinen Theilen angesteckt war, Mißbräuche, unter denen die Ehrsucht der Priester und die entheiligende Veruntreuung ihres Berufes die erste Stelle behaupteten.

Ich glaube, daß die Vorsehung, nachdem sie diese gewaltigsten Mißbräuche ausgerottet, dem französischen Volke, und weiterhin noch vielen andern Völkern, Tage des Lichts und des Friedens geben wird, deren ganzen Werth unsere Gedanken vielleicht noch nicht ermessen können.

Ich glaube letzlich, daß sie zum Zweck gehabt, den Geist des Menschen von allen Flecken zu säubern, mit welchen er sich täglich in seiner finstern Dumpfheit besudelt, und von denen sich selbst zu reinigen er nicht

stark genug wäre, wenn sie ihn seinen eignen Mitteln und den schwachen Anstrengungen seines unkräftigen Willens überließe.

Diese zugleich politischen, philosophischen und religiösen Betrachtungen haben mich häufig während des sechsjährigen Entwickelungskampfes, in dem wir noch jetzt sind, beschäftigt. Der Augenblick ist gekommen, sie zu sammeln und zu ordnen; ich unternehme dies mit desto größerer Lust, weil die Hoffnung meinem Vaterlande nützlich zu sein mich dabei leitet, und weil dies fast die einzige Art ist, wie ich meine Schuld ihm abzutragen vermag.

Aber bevor ich mein Glaubensbekenntniß über diesen großen Gegenstand erörtere, auch bevor ich einige politische Grundlagen auseinandersetze, die sich meinem Gegenstand anschließen, und welche du wahrscheinlich nicht erwartest, erlaube mir, mein Freund, einen Blick auf die mangelhaften Mittel zu werfen, welche die meisten Beobachter und Philosophen anwenden, um ihre Sache zu vertheidigen, das heißt, um Gott zu beweisen und seinen Dienst uns zu lehren.

Ich bekenne mit ihnen, daß die Natur uns augenscheinlich das Dasein einer schöpferischen Ursache darthut; ich will selbst hinzufügen, daß nicht zu zweifeln ist, ob diese schöpferische Ursache in all' ihren Werken einen Zweck habe, da wir ja schon in den unsrigen einen haben; aber, mich dünkt, sich auf den Beweis der schöpferischen Macht des höchsten Wesens beschränken, wie sie es thun, heißt nicht uns die erhabenste der Eigenschaften darbieten, die seine Wesenheit bilden: es bleibt uns noch der gerechte Gott, der über freie Wesen

herrschende Gott, der liebende Gott zu beweisen, der Gott endlich, der unsern Seelen und unsern Gedanken die Wege anzeigt, durch die wir den Absichten seiner Weisheit entsprechen können, und der als solcher ein Recht hat auf unser Vertrauen, auf unsre Liebe und auf unsre Huldigungen.

Nun aber würden wir gar nicht all' diese Bestimmungen von dem Wesen fordern, welches nur die schöpferische Ursache der Natur wäre, und welches bloß fortführe dieselbe in ihrem Laufe zu erhalten, da diese Ursache in den Gesetzen, durch welche sie das Weltall leitet, gebunden und gleichsam eingenöthigt ist, indem die Erscheinungen dieser Natur regelmäßig und in abgemessenen Zeiten vor unsre Augen wiederkehren, ohne daß wir den Urheber derselben anzurufen brauchten, und selbst wenn wir uns um sein Dasein gar nicht bekümmerten.

Also nur durch die Betrachtung der Natur das Dasein Gottes darthun, heißt nicht auf eine feste und vollständige Weise sein wahres Wesen aufstellen, und noch weniger die Nothwendigkeit ihm Huldigung zu bringen, da zuvor der Gott darzuthun ist, welcher diese Huldigung anzunehmen bereit ist, der Gott, welcher fähig ist sie zu genießen, sie nach dem Maße seines eignen Heiligthums zu würdigen, und uns den Werth davon zurückzugeben.

Noch mehr, wenn es für uns keinen andern Gott gäbe, als den allmächtigen Gott und Schöpfer der Natur, so würden die Worte Huldigung und Religion (welche zwar in der That nicht ganz dasselbe sind) vergebens in den Gedanken des Menschen gekommen

sein; oder, um richtiger zu sprechen, sie würden dahin niemals gekommen sein, da wir sehn, daß diese Namen, und die Sache, welche sie ausdrücken, nur von der Menschengattung gekannt werden, und allen andern Gattungen der Geschöpfe gänzlich fremd sind, welche doch, wie wir, unter der Herrschaft und Waltung der Natur stehen.

Ueberdies finde ich aber diesen Beweis, welchen die Beobachter aus dem einfachen Schauspiel der physischen Dinge entlehnen, nicht nur unzulänglich, sondern sogar fast ganz unnütz, sofern er nämlich den rein naturalistischen Philosophen gelten soll: denn die Naturalisten sind keineswegs Atheisten, wie man annimmt; und wenn man ihre Meinungen über diesen Punkt sorgfältig prüft, so sieht man, daß ihr Irrthum mehr in Versetzung der schöpferischen Ursache der Natur, als in deren Verläugnung besteht; ja, sie läugnen sie weniger, als daß sie dieselbe versetzen; denn der Weise setzt diese Ursache außerhalb der Natur, und sie dagegen, sie setzen dieselbe in die Natur: das ist der ganze Unterschied. Und wirklich dürfen wir nicht weiter bei dem unbestimmten Namen Zufall stehen bleiben, den sie dieser Ursache beilegen, und der nur beweist, daß sie nicht wissen, wie sie diese nennen sollen, aber keineswegs, daß sie das Dasein derselben abstreiten.

Der wahre Atheist, wenn es einen solchen giebt, und folglich der wahre Gottlose, ist derjenige, welcher, seine Blicke auf die menschliche Seele richtend, deren Größe verkennt, und deren unsterbliche Geistigkeit abstreitet, da wir nur in der Eigenschaft und Unermeßlichkeit der Gaben und Tugenden, deren die Seele des Menschen

fähig ist, die reinen und heiligen Strahlen, aus welchen sich das Bild des Gottes der Wesen gestalten muß, gleichsam im Spiegel können zurückleuchten sehn; die menschliche Seele auslöschen also heißt gleichsam mit einem düstern Schleier die Gottheit verhüllen, welche diese Seele allein die Macht hat in allen Welten lebendig zu bezeichnen, heißt die ewige Sonne, aus der alles hervorkommt, auslöschen, und sie, mit der Allheit der Dinge, in die Trauer und das Dunkel der Nacht tauchen.

Das einzige Mittel, welches wir demnach hätten, den gerechten Gott, den über freie Wesen herrschenden Gott, den Gott der Liebe und Urquell eines für andre Wesen mittheilbaren Glückes darzuthun, würde ohne Zweifel sein, in seinem Geschöpfe das Dasein einer Grundlage oder einer Wesenheit nachzuweisen, die ihm entspräche, und fähig wäre, das Glück, dessen Ursprung er ist, zu empfangen und zu fühlen; würde sein, das geistige und unsterbliche Dasein der menschlichen Seele zu beweisen, da diese menschliche Seele, die in ihrem Grunde und in ihrer Vollständigkeit ganz Verlangen und ganz Liebe ist, dann als das thätige Zeugniß des heiligen und liebenden Gottes dastände, wie die physische Natur das leidende Zeugniß des mächtigen und schöpferischen Gottes ist, und wir damit also den ganzen Grund des Gebäudes gelegt hätten, und es dann nur noch darauf ankäme, an seinem Aufbau fortzuarbeiten: denn es ist ohne Zweifel schon viel, das unsterbliche Dasein dieser menschlichen Seele anerkannt zu haben, wie manche bessere Geister auf der Erde gethan; aber eine Sache anerkennen, ist noch nicht immer sie beweisen.

Um ein so wichtiges Ziel zu erreichen, müßte, dünkt mich, der Gang der beiden Bildungsstoffe, aus welchen wir bestehn, sorgfältig unterschieden, und nicht unsre Sinne für den Ursprung unsrer Gedanken genommen werden, deren Werkzeuge sie nur sind; wie man eine Leitungsröhre auch ja nicht für den Ursprung des elektrischen Funkens nimmt, der vermittelst ihrer das Leben in den Nerven aufweckt: eine grobe und unverzeihliche Verwechselung, durch welche die materielle Philosophie unabläßig die größten Zerstörungen bewirkt.

Es wäre in Betracht zu nehmen, daß die Macht der Materie über unsern Geist nur eine leidende Macht ist, mit welcher sie zwar das Spiel und die Kräfte desselben in sich hineinziehen kann, wie man es in tausend Gelegenheiten sieht, aber nicht ihn selbst zerstören noch vernichten, da mit dem Aufhören der Hindernisse, welche sie ihm entgegensetzt, er seine Rechte wieder einnimmt, und sich wieder so zeigt, wie er gewesen.

Es wäre zu betrachten, daß mit dieser bloß leidenden und einziehenden Macht sie nichts Thätiges auf unser Wesen zu wirken, noch irgend etwas in diesem geistigen Wir, welches unsrer körperlichen Hülle inwohnt, zu erzeugen vermag; während unser Geist die thätige Macht besitzt, in dieser Materie, welche ihn einschließt, tausend Fähigkeiten, tausend Gaben und tausend Kräfte zu schaffen, die sie durch ihre eigne Natur nicht gehabt hätte; lauter Beweisstücke, die auf die Wunder unsrer Künste und aller unsrer körperlichen Uebungen gegründet, und in wissenschaftlichen Werken über diese Gegenstände bethätigt sind.

Es wäre vor allem zu betrachten, daß die Seele des Menschen nur von Bewunderung leben kann, und daß nur er allein von allen andern Wesen der Natur dieser Bewunderung fähig ist; daß das Bedürfniß derselben im Menschen über ihm eine unerschöpfliche Quelle dieser selben Bewunderung voraussetzt, welche unsre allernöthigste Nahrung ist, sonst würde unser zeugender Ursprung uns betrogen haben, indem er uns mit einem gebieterischen Verlangen gebildet hätte, welches zu stillen er nicht vermögend gewesen wäre; dies aber beweiset zugleich, mit Einem Zuge, das Dasein eines höchsten und bewunderswürdigen Wesens, welches von seiner eignen Bewunderung lebt, die unbedingte Ueberlegenheit, die wir über alle Wesen der Natur behaupten, weil wir die einzigen sind, welche an der Lieblichkeit dieser Bewunderung Theil haben können, und endlich unsre unsterblichen Beziehungen und unsre heilige Verwandtschaft mit dem ewigen und unauslöschlichen Feuerquell des Lebens und des Lichtes.

Von daher würden wir auf natürliche Weise diese köstliche Gebühr der Liebe und Huldigung sich herableiten sehn, die wir ihm aus lieblichem Antheil mehr, als aus knechtischer Furcht, darböten, und welche, aus diesem Grunde, einen größern und schönern Namen, als den der Religion haben sollte, welcher letztere immer etwas Düsteres mit sich führt.

Denn vor dem Gebrauche dieses Wortes Religion, welches so vieles Weh über die Erde gebracht, hätte man damit anfangen sollen, uns den wahren Sinn desselben zu eröffnen, und uns die natürliche Bedeutung dieses tiefen Wortes zu entwickeln, die keine andre sein

kann, als diese: mit ihrer Quelle oder ihrem Ursprunge die Wesen wieder mühsam zu vereinigen oder zu verbinden, welche sich davon abgewichen finden möchten; das heißt, nach Festsetzung des geistigen und unsterblichen Daseins der menschlichen Seele, die ihrem Wesen nach berufen ist, um Beziehungen mit Gott zu haben, hätte man auf den sichtlichen Verfall dieser Beziehungen hinzeigen sollen, ein Verfall, dessen Ursache des Menschen Gedanke überall suchen darf, nur nicht in dem höchsten Ursprunge selbst, in welchem allein sie nicht gefunden werden kann, da dieser, seiner Wesenheit nach nur Ordnung und Einklang ist und hervorzubringen vermag; aber ein Verfall, der durch die Unordnungen der Erde und durch eine einzige der steten Beunruhigungen der menschlichen Seele tausendmal mehr bewiesen ist, als es das Gegentheil durch all' die Behauptungen und das Stammeln der Philosophen sein kann.

Man hätte uns zu betrachten geben müssen, daß die Freiheit, in ihrem wahren Sinne, als das Vermögen eines jeden Wesens zur Erfüllung seiner Gesetze uns so gut, wie allen übrigen Wesen, gehört haben muß; sonst hätte der Urheber der Dinge in Betreff Unserer eine Ausschließung verfügt, die eben so grausam als folgewidrig wäre, in Betracht der großen Bestimmung, die wir in unsrer ursprünglichen Wesenheit wahrnehmen; aber daß, wenn uns nothwendigerweise dieses Vermögen gegeben worden, und wir gleichwohl dasselbe nicht mehr haben, wie unser Elend genug beweiset, wir wohl selbst an dem Verluste Schuld sein müssen, weil der oberste Ursprung, welcher seinem Wesen nach der ewige Erzeuger

dieses Vermögens ist, nicht zu gleicher Zeit dessen Tod und Zerstörung erzeugen kann.

Man hätte im Gegentheil die unauslöschliche Liebe dieses höchsten Ursprungs für seine Hervorbringung uns schildern und uns zeigen müssen, wie diese lebendige Liebe seit dem Verfall unsrer anfänglichen Beziehungen nur bemüht gewesen, die Pfade zu vervielfältigen, durch welche die menschliche Seele sich ihr wieder nähern und vereinigen könnte, als der einzigen Mitte, wo sie ihre Ruhe zu finden vermöchte. Denn, wenn es schon Unsinn heißen muß, unsre Erniedrigung, auch wenn man sie noch keineswegs zu erklären wüßte, läugnen zu wollen, eben solcher Unsinn wäre es, die Liebe des obersten Ursprungs für sein Geschöpf und Ebenbild zu läugnen, und es wäre nicht minder unsinnig zu läugnen, daß er nicht zu allen Zeiten und auf alle Weisen für den Menschen Wege der Wiedereinsetzung und der Wiedergeburt geöffnet habe. Sind aber diese Wege durch die Liebe eröffnet, wer dürfte deren Zahl und Ausdehnung zu umschränken wagen?

Die Nothwendigkeit selbst des Daseins dieser unzählbaren und heilsamen Wege zieht keineswegs die Vorstellung eines blinden und uns zwingenden Geschickes nach sich, da diese Nothwendigkeit ein noch nothwendigeres Gesetz vor sich findet: das der Liebe. Denn, bekennen wir es hier mit einer hinreißenden und heiligen Kühnheit, Gott selbst ist rücksichtlich all' seiner Geschöpfe in dem Schicksalszwange der ewigen Liebe, welche ihn an dieselben bindet, ohne sich von ihnen ablösen zu können. Aber wie weit ist dieses Geschick, das er sich selbst auferlegt, als die eigne Quelle seiner

Neigungen, wie weit ist, sag' ich, dieses Geschick, das sich auf die Allheit seines lebendigen allumfassenden Daseins gründet, entfernt von jenem knechtischen und finstern Schicksalszwange, mit welchem die Dichter und Philosophen den Schöpfer befleckt haben, so oft sie uns den Schlüssel der veränderlichen und unwillkürlichen Bewegungen seines Geschöpfes nicht zu geben gewußt! Nichts ist erhabener in ihm, als diese Nothwendigkeit selbst, denn unvollständig die Tiefe seiner Liebe zu zeigen, muß sie uns die Macht lassen, dem unaufhörlichen Entgegenkommen dieser höchsten Liebe zu entsprechen oder zu widerstehen, damit diese Liebe auf einiger Verwandtschaft, auf einer Grundlage, die frei wie jene ist, ruhen könne, und damit wir zugleich die Würde unsres Daseins empfinden, die uns gestattet, nach freiem Willen diese Grundlage sein zu dürfen, auf welcher jenes göttliche und ewige Geschick ruhen möge, die Gott zu dem größten, furchtbarsten und liebenswürdigsten Wesen macht, weil sie ihn immer und unter allen Beziehungen zu dem liebendsten, lebendigsten Wesen macht.

Unter diesem Gesichtspunkte der unerschöpflichen Liebe des höchsten Ursprungs, der nur beschäftigt ist, für sein verirrtes Geschöpf die freien Mittel der Rückkehr zu ihm hervorzubringen und zu vervielfachen, hätte man uns zeigen können, wie sehr das Wort Religion weniger düster durch die herrliche Aussicht erscheint, die es uns für die einstige Erhebung zu dem Worte Huldigung darbietet, und durch die Unermeßlichkeit der Wege, die sich dazu unter unsern Schritten eröffnen, da die Liebe, dem allgemeinen Mittelpunkte aller Dinge angehörend, alles muß begleiten können, was aus den Händen ihres

obersten Urhebers hervorgeht; man hätte uns überdies zeigen können, daß es nicht allein die Handlungen seiner Liebe sind, welche der höchste Ursprung zu diesem Werke ersten Ranges verwendet, sondern auch die Handlungen seiner Weisheit und seiner Macht, um uns diesem Zustande des Schmachtens und der Gewalt zu entreißen, in welchem die menschliche Seele sichtlich gefangen gehalten ist.

Und hier ist es, wo die physische Natur unter den Zeugnissen, welche die Vernunft fordert, ihre Stelle einzunehmen, und wir den vollständigen und allgemeinen Gott zu sehen hätten, wie er uns alles, was in ihm ist, darbietet, um uns zu unsrer Wiedervereinigung mit ihm zu helfen! Denn wenn in seinem Zustande der Uebereinstimmung der Mensch dazu gemacht ist, um mit Entzücken Antheil und Genuß an allen wundervollen Werken der Gottheit zu haben, so nehmen alle diese Werke veränderte Beziehungen zu dem Menschen an, sobald er in die Unübereinstimmung hinabsteigt, und wenn sie unter diesen veränderten Beziehungen für ihn nicht mehr die Mittel so lebhafter Geheimnisse sind, wie in seinem Zustande der Regelmäßigkeit, so sind sie doch immer für ihn Mittel der Wiederkehr, und alsdann werden sie für ihn Religionen.

Also, die Elemente, die Luft, der Schall, die Dauer, die Zeit, die Sprachen, die Größenrechnung, die innige Verbindung, die zwischen den guten Sitten und den Grundlagen der natürlichen und bürgerlichen Gesellschaft besteht, die politischen Ordnungen, deren Erfindung uns, da wir nichts schaffen können, weniger als wir glauben angehört, die Geschichte des Menschengeschlechts, das

Gemählde selbst seiner Vorurtheile und seiner allgemeinen Irrthümer, in welchen man wahrscheinlich einen festen Rückstand gefunden hätte, wenn man geduldig und aufmerksam genug gewesen wäre, um das Flüchtige und Ungleichartige davon verdunsten zu lassen, die unaussprechlichen und geheimen Bewegungen des menschlichen Herzens, besonders diese Art von heiliger Verehrung, von welcher der Mensch bei Betrachtung seiner eigenen Größe sich ergriffen fühlt, und welche ihn, trotz seiner Verbrechen, seiner Finsternisse und seiner Verirrungen, sich selber als einen (erlaube mir den Ausdruck) entkleideten Gott offenbart, als einen beschämten Gott, der erröthet, sich so ausheimisch auf der Erde zu finden, der weint, sich daselbst nicht in seiner wahren und erhabenen Gestalt zeigen zu können, und der noch zaghafter und verwirrter vor dem Verbrechen steht, als das Verbrechen zaghaft und verwirrt vor der Tugend; dies sind die Pfade, auf welchen der Gedanke des Menschen eben so viele Religionen hätte finden können, das heißt, eben so viele Mittel, um von selbst seine Vernunft, seinen Geist und sein Herz mit der einzigen Quelle wiederzuvereinigen, aus welcher er stammt, und ohne welche es keinen Frieden für ihn giebt; denn indem er diese Pfade sorgfältig durchwandelt wäre, hätte er nicht verfehlen können, den ihm angemessenen zu finden, der ihn untrüglich zu seinem Ziele geleitet hätte.

Ich gestehe dir, mein Freund, daß es mich bekümmert, bei so viel Gegebenem, das den Beobachtern zur Stütze ihrer religiösen Grundsätze bereit liegt, zu sehen, wie sie niemals davon Gebrauch machen, sondern im Gegentheil alles aufgeben, um sich an Bücher und Wunder

zu halten. Die heiligen Bücher, welche sie uns anführen, sind an und für sich schon in einer solchen Entfernung von dem Glauben und von dem Gedanken des Menschen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn mit solchen Mitteln der Zweck verfehlt bleibt. Die Wahrheiten, die es hier gilt, sind früher als alle Bücher: wenn man nicht damit anfängt, den Menschen zu lehren, diese Wahrheiten in seinem eignen Sein zu lesen, in seinem Zustande der Finsterniß als Gegensatz zu dem Durste seines Herzens nach dem Licht, in der Bewegung endlich und dem Spiele seiner eignen Kräfte, so faßt er sie schlecht in den Büchern: dahingegen, wenn er durch thätige Anschauung seines eignen Wesens sich schon gesehen hat, wie er ist, und vorgefühlt, was er werden kann, er leicht die Bestätigungen aufnimmt, die er davon in den Ueberlieferungen findet, und die alsdann nur noch als Stützen einer schon für ihn vorhandenen und anerkannten Thatsache dienen.

Um so viel mehr gilt dasselbe von den Wundern: ich glaube, daß dies ein Wort ist, das man niemals hätte vor dem Menschen aussprechen sollen, ohne ihn vorher veranlaßt zu haben, nach der Entdeckung des Schlüssels von seinem Wesen zu trachten. Man kann es nicht genug wiederholen, daß nur in sich selber, und nur allein in sich, der Mensch das Verständniß aller Wunder finden mag; denn wenn er einmal das Wunder seiner eignen Natur wahrgenommen hätte, so würde kein andres mehr ihn überraschen können.

Ich habe nicht die Absicht, mein Freund, hier in das Einzelne all' dieser Untersuchungen einzugehen, und all' die Erörterungen zu liefern, die zur Ausführung

eines so umfassenden Planes nöthig wären; um so weniger, als die meisten dieser Entwickelungen, wie ich schon gesagt, in öffentlichen Schriften vorhanden sind. Auch könnte für einen solchen Gegenstand ein bloßer Brief nicht genügen.

Nach dieser kurzen Darlegung also diese Grundlagen als festgestellt und diese Wahrheiten als anerkannt zwischen uns vorausgesetzt, kehre ich von meiner leichten Abschweifung zurück, um mich dir anzuschließen, um zu dir als zu einem Gläubigen zu reden, dir, in deiner Sprache, mein Glaubensbekenntniß über die französische Revolution abzulegen, und dir auseinanderzusetzen, warum ich glaube, daß die Vorsehung unmittelbar oder mittelbar darin wirke, und weßhalb ich folglich nicht zweifle, daß diese Revolution ihr Ziel erreichen werde, da nicht anzunehmen ist, daß die Vorsehung getäuscht werde und rückschreite.

Wenn ich die französische Revolution von ihrem Ursprung an, und in dem Augenblick, wo ihr Ausbruch anfing, betrachte, so finde ich sie mit nichts besser zu vergleichen, als mit einem verjüngten Abbilde des jüngsten Gerichts, wo die Posaunen die furchtbaren Töne erschallen lassen, die eine höhere Stimme ihnen eingiebt, wo alle Mächte der Erde und des Himmels erschüttert werden, und in einem Augenblicke die Gerechten und die Gottlosen ihren Lohn empfangen. Denn, unabhängig von den Entwickelungen, durch welche die physische Natur diese Revolution vorauszuverkündigen schien, sahen wir nicht bei ihrem Ausbruche alle Hoheit und alle Ranggröße des Staats plötzlich fliehen, einzig durch Schrecken gejagt, und ohne daß andre Kraft als die

einer unsichtbaren Hand sie verfolgte? Sahen wir nicht die Unterdrückten, wie durch übernatürliche Macht, alle Rechte plötzlich wiederergreifen, welche die Ungerechtigkeit sich über sie angemaßt hatte?

Betrachtet man sie, diese Revolution, in ihrer Ganzheit und in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, und besonders, wenn man sie mit unsrem Nationalkarakter zusammenhält, der so entfernt ist, solche Plane zu fassen, und vielleicht noch mehr, ihnen folgen zu können, so ist man versucht, sie mit einem Werke der Einbildungskraft und der Zauberkunst zu vergleichen; daher auch gesagt werden konnte, daß die verborgene Hand, welche die Revolution lenkt, auch allein vermöchte, ihre Geschichte zu schreiben.

Betrachtet man sie in ihren Einzelheiten, so sieht man deutlich, daß ihre Schläge, obwohl zugleich auf alle Stände Frankreichs fallend, am härtesten doch die Geistlichkeit treffen. Denn selbst der Adel, dieser ungestalte Auswuchs inmitten von Wesen, die ihrer Natur nach gleich sind, war in Frankreich durch einige Herrscher und ihre Minister schon so weit niedergedrückt, daß er gleichsam nur noch eitle Namen und eingebildete Titel verlieren konnte; dagegen die Geistlichkeit, im Genusse aller ihrer fälschlichen Rechte und zeitlichen Anmaßungen, auf alle Weise die Macht der Rächerhand, welche die Revolution lenkt, erfahren mußte; denn man kann sich nicht entbrechen, die Priester als die schuldigsten und selbst als die einzigen Urheber des Unrechts und der Missethaten der andern Stände anzusehen.

In der That ist die Geistlichkeit die mittelbare Ursache der Verbrechen der Könige; weil der Priester es

ist, der, nach dem Ausdrucke der Schrift, der Wächter Israels sein sollte, und der im Gegentheil, mißbrauchend die an Moses, an Samuel und Jeremias gerichteten Worte, sich das Recht angemaßt, die Könige einzusetzen und abzusetzen, sie zu heiligen, und sodann all' ihre Verirrungen und Launen für rechtmäßig auszugeben, sofern sie nur Sorge trügen, den Ehrgeiz und die Habsucht dieses Priesters zu nähren; weil endlich diese Könige, die er als seine Geschöpfe ansah, überall in seinem Namen all' diese Mißbräuche erzeugten, welche hervorgehend aus einer schon verderbten Wurzel sich in natürlichem und gesteigertem Fortschreiten allen Zweigen des Staates mittheilten.

Zufolge aller Schriften, welche die Beobachter uns anführen, und noch mehr zufolge des unauslöschlichen Buches, das in das Herz des Menschen geschrieben ist, wollte die Vorsehung der alleinige Gott der Völker sein, weil sie weiß, daß nur mit ihr sie glücklich sein können; und die Geistlichkeit dagegen wollte selber für sie diese Vorsehung sein. Sie suchte nur ihr eignes Reich zu stiften, indem sie stets von dem Gotte sprach, dessen Dasein sie oft nicht einmal zu vertheidigen wußte.

Es war ihr gesagt, daß von dem durch die Hand der Menschen erbauten Tempel kein Stein auf dem andern bleiben sollte, und ungeachtet dieses so bedeutungsvollen Ausspruches hat sie die Erde mit materiellen Tempeln bedeckt, und überall sich selbst zum ersten Götzen gemacht. Sie hat dieselben mit allen Bildern erfüllt, die ihre sinnreiche Habsucht erfinden gekonnt; und dadurch hat sie das Gebet, statt ihm die freieste Bahn offen zu halten, nur in Verirrung und Qual geführt.

Es war ihr gesagt, sie solle die Schätze, die sie umsonst empfangen, umsonst wieder austheilen; aber wer weiß nicht, wie sie dieses Auftrages sich entledigt hat!

Wäre der Gegenstand nicht so bedeutend, und müßte ich nicht fürchten, daß man unter diese strengen Urtheile auch diejenigen Glieder der Geistlichkeit stellte, die durch ihre Tugend und ihre Rechtschaffenheit wesentliche Ausnahme verdienen, so würde ich dir sagen, wie die Priester alle heilsamen und wohlthätigen Rechte, die ihnen ursprünglich gehören sollten, in eine despotische Verwüstung und in ein gebieterisches Reich über die Gewissen verwandelt; wie sie ihre heiligen Bücher überall zu einer Steuerrolle der Erpressung auf den Glauben der Seelen herabgewürdigt haben; wie sie, diese Rolle in der Hand und den Schrecken zum Gefolge, den Einfältigen, Furchtsamen oder Unwissenden heimsuchten, dem sie nicht einmal die Fähigkeit ließen, auf der Rolle den ihn treffenden Theil dieser Glaubenssteuer zu lesen, damit er nicht den Betrug einsähe, ähnlich hierin den Geldeinnehmern, die bei den Auflagen bisweilen die Unwissenheit und Harmlosigkeit des Landmanns mißbrauchen; wie sie besonders die einzige Arznei und Verhaltung, welche uns Gesundheit und Leben wiedergeben könnten, vernichtiget haben; aber, in Wahrheit, diese Schilderungen würden meinem Herzen zu sehr widerstreben, und überdies steht es nicht mir zu, hier die Gerechtigkeit zu üben; ich überlasse sie demjenigen, der besser als der Mensch sie nach allen ihren Maßen abzustufen weiß, und ich will lieber seufzen über die verirrten Priester, seien es Betrogene oder Betrüger, als noch mehr sie anschuldigen; es ist mir genug, sie dir als diejenigen gezeigt zu haben, welche die

Vorsehung bei unsrer Revolution zumeist im Auge gehabt, als die Vorkäufer der Nahrungsmittel der Seele, deren freien Verkehr sie unterbrechen, um sie willkürlich abzuschätzen und so den Menschen in Mangel und Noth zu lassen; eine Veruntreuung, welche, zufolge der Propheten, in den Augen Gottes die erste Stelle unter allen Veruntreuungen behauptet; weil Gott die Seelen der Menschen, mit dem Ueberfluß, der ihm eigen ist, selber nähren, und sie mit seiner Fülle gleichsam gesättigt wissen will.

Auch hätte diese Zerstörung der Geistlichkeit in Frankreich durch die bloßen Anstrengungen menschlicher Kraft nie Statt haben können, da die Könige selbst, in den Zeiten ihrer größten Erhebung nicht ohne Gefahr die geringste Verletzung der Rechte dieser Geistlichkeit wagen durften: anstatt daß sie, nach kaum erfolgter Beschränkung der Macht der Könige, sich umgestoßen gesehen in ihren Besitzungen, in ihrem Glanze, und dann in ihrem Ansehn, so daß sie heute gleichsam genöthigt ist, auch die geringsten Spuren ihres Daseins abzuschwören.

Hätten auch den französischen Herrscher wohl die Anstrengungen bloß menschlicher Kraft umzustoßen vermocht? diesen Herrscher, welchen die nämliche Geistlichkeit den rechten Arm nannte; diesen Herrscher, der in der politischen Meinung über alle Könige Europens hervorragte; diesen Herrscher endlich, der unter allen seinen Mitgenossen zuerst gestürzt, ihnen dadurch eine Lehre giebt, deren Warnung nicht zu verkennen ist? Denn die Klasse Menschen hat eine große Verirrung zu sühnen; nämlich die Verirrung, daß diejenigen, die auf den Thronen sitzen, und die Höflinge, die sich in ihrem

betäubenden Dunstkreise vergiften und berauschen, den großen Wahrheiten und den großen Grundsätzen so sehr die Augen verschließen, um eine ganze Nation nur in einem einzigen Menschen und in den ihm etwa Angehörigen erblicken, da doch alle Menschen eines Staates sich selbst vergessen sollen, um sich hinzugeben, und nur zu sehr in dem Volk.

Mit einer solchen Binde vor den Augen, wie hätten unsre Feinde denn genugsam ihre Blicke erheben können, um wahrzunehmen, welches die Triebkraft unsrer erstaunenswürdigen Revolution ist, die wohl die Revolution des Menschengeschlechts genannt werden mag? Sie haben nicht erkannt, daß keine menschliche Kraft, für sich allein, diese wunderbaren Ereignisse, die sich vor unsern Augen anhäufen, zu bewirken vermocht hätte, weil kein menschlicher Gedanke für sich allein den Entwurf dazu hätte fassen gekonnt: sie haben nicht erkannt, daß die Leiter unsrer Revolution selber sie ohne festgesetzten Plan angefangen haben, und daß sie zu Ergebnissen gelangt sind, auf welche sie zuverlässig nicht gerechnet hatten.

Sie haben nicht erkannt, daß die Revolution nur deßhalb mit einem großen Lande, wie Frankreich, begonnen hat, um zum voraus ihren Erfolg zu sichern: denn hätte sie in Ländern von geringerer Bedeutung angefangen, wie wäre sie im Stande gewesen, allen feindlichen Angriffen allein zu widerstehen?

Sie haben nicht erkannt, daß vom Anbeginn dieser Revolution alle gegen sie gerichteten Versuche nur zu ihrem Vortheil ausgeschlagen sind; sie haben nicht erkannt, daß, da es in dieser Revolution, die nichts Menschliches hat, als das Aeußere und das scheinbare Spiel einiger

Leidenschaften, kein Partheihaupt giebt, auch übelthuende Hände einige der Leiter, welche bei diesem großen Werke angestellt sind, hinwegraffen können, ohne daß dieses in seinem Fortgange gestört würde; denn man vernichtet keine Parthei, deren Haupt man nicht kennen noch erreichen kann.

Sie haben nicht erkannt, daß der gegenwärtige Zeitraum die krampfhafte Entscheidung der sterbenden menschlichen Mächte ist, die sich gegen eine neue, natürliche und lebendige Macht noch kämpfend wehren; nur daß die Vorsehung den blinden Sterblichen noch diese Binde vor den Augen zuläßt, damit sie selber den Beschluß erfüllen, der das Reich der eiteln Macht des Menschen auf der Erde vernichten will.

Es war daher nicht schwer vorauszusehn, daß unsre Feinde, getroffen von den Wirkungen des außerordentlichen Gestirns, welches über unsre Revolution wacht, zuletzt alle vor uns fliehen, und gestehn würden, wie die Priester des Pharao bei den Wundern des Moses: Hier ist der Finger Gottes. Aber sie werden bereuen, dies Geständniß nicht früher gethan und geglaubt zu haben, daß sie mit einer großen, freien und ihr eignes Heil selbst berathenden Nation sich benehmen durften, wie sie es ehemals mit einem ministeriellen Kabinet gethan.

Sie werden bereuen, daß sie uns nur einen gewöhnlichen menschlichen Krieg zu machen geglaubt, während, wenn man alles genau betrachtet, man finden muß, daß seit dem Anfange der Dinge in der Welt wahrhaft nur zwei göttliche Kriege, oder, wenn man will, nur zwei Religionskriege gewesen; nämlich der Krieg der Hebräer, der gleichsam von Moses bis zu Titus gedauert hat, und

sodann der Krieg unsrer gegenwärtigen Revolution, obwohl das Wort Religion heutiges Tages wie ausgelöscht ist von all' unsern Berathungen, von all' unsern Anordnungen und politischen Unternehmungen.

Die Vorsehung beschäftigt sich mehr mit den Dingen, als mit den Worten: die Menschen sind es, die sich mehr mit den Worten, als mit den Dingen abgeben: auch sind die menschlichen Kriege, wo man am meisten von Religion sprach, gerade diejenigen, denen sie am meisten fremd war; auch blieben die zahllosen Kriege und Metzeleien des Islam, obgleich angelegt zu religiösen Kriegen, nur auf Zerstören beschränkt, und bauten nicht auf; auch waren unsre Kreuzzüge, und die Kriege der Ligue, die des Lutherthums und des englischen Schisma's, obgleich alle im Namen der Religion geführt, nur Kriege der Scheinheiligkeit; und in Betreff der Religion blieben sie gleichgültig, weder zerstörend noch aufbauend: dagegen der jetzige Krieg, so materiell und menschlich er gewöhnlichen Augen erscheinen möge, nicht bei Zertrümmerungen stehen bleibt, sondern keinen Schritt macht, bei dem er nicht aufbaute.

Wie sollten wir denn an die politische Streitfrage glauben, die von Seiten unsrer Feinde der Beweggrund zu diesem Kriege scheinen wollte? Sie wußten wohl, so wie wir selbst, daß jene kaum der Vorwand sein konnte, und daß sie sich gegen uns nur deßhalb so sehr erbitterten, um einige Augenblicke den Sturz, der sie bedrohte, zu verzögern; denn es ist eine durch alle Thatsachen der Geschichte erwiesene Wahrheit, daß die Menschen viel weniger zu den Waffen greifen, als für ihre Neigung und ihre persönliche Habsüchtigkeit: daher bleiben

auch ihre Meinungen am Ende ihrer Kriege gewöhnlich dieselben, und nur verderbte Neigungen sind es, welche, selbst ohne sich aufzureiben, bloß Gegenstand und Verhältnisse wechseln.

Der Mensch könnte zwar wohl für Neigungen sich Mann gegen Mann schlagen, wenn es nur diese Triebfedern in ihm gäbe; aber sicher würde er keine verbundene und überlegte Kriege führen, denn die Thiere, obgleich sie gegen einander kämpfen, führen keine Kriege von dieser Art, indem sie keine Meinungen haben, um ihre Wuth und ihre Verwüstungen zu beschönigen.

Was die beste Regierungsform, oder jene politische Frage betrifft, welche, obgleich höchstens nur, wie ich gesagt, ein Vorwand für unsre Feinde, doch so viele Arme gegen uns bewaffnet hat, so glaube ich, daß die Staatsgelehrten insgesammt, nachdem sie stets den innern Grund des menschlichen Gesellschaftsvereins mit seiner äußern Gestalt verwechselt, diese Schwierigkeit mit ihren Entscheidungen nicht besser aufgehellt haben, als unsre Krieger sie mit ihren Schwertern aufhellen. Wie könnte dies anders sein? Sie tasten noch ungewiß an dem gesellschaftlichen Vertrage, sie zeigen mir nicht das wirkliche Band, welches die menschlichen Familien im Zustande ursprünglicher Gesellschaft vereinigt hat; sie zeigen mir nur Trümmer des menschlichen Gesellschaftsvereins, und stellen mir die Nationen nicht in ihrer anfänglichen Unabhängigkeit dar.

Die Nationen finden sich überall durch eine Kraft verbunden, die man dem Menschen angerechnet, da man ihr keinen andern Ursprung zu geben gewußt, und die man daher mit diesem Namen gesellschaftlicher Vertrag

belegt hat, während sie doch alle von dieser Kraft, ihnen selbst unbewußt, beherrscht sind; denn von allen Zeiten her dienen die Völker wechselweise nach ihren Lastern wie nach ihren Tugenden zu Werkzeugen, um das große Werk der Vorsehung erfüllen zu helfen: in den großen Entscheidungskämpfen besonders dürfen sie sich nur als leidend betrachten; denn der Mensch ist niemals mehr sich selbst überlassen, als wenn seine Wege noch dunkel und schweigend sind; wenn er noch an Erfüllung dieses Maßes arbeitet, dann kann er sich zumeist noch als thätig ansehen: er ist es nicht mehr, wenn das Maß überfließt, denn alsdann reißt ihn die Bewegung mit fort, und er sammelt nur noch die Früchte dessen, was er gesäet hat.

Man sieht übrigens die wahre Macht des Menschen sich fast im ganzen Umfang der Erde auf die Kunstgeschicklichkeit der Verwaltung beschränken, die Volkskörper und die Regierungen aber sich von selbst gestalten, als natürliche Ergebnisse der Zeiten und der Umstände, die der Mensch veranlaßt oder entstehen läßt; und deßhalb eben muß die Art dieser Gestaltung so oft unsrer Berechnung entgehen. Man sieht auch auf der ganzen Erde die Grund- und Gestaltungsgesetze der Staaten mit ehrfurchtgebietender Hoheit erscheinen, unter welcher sie streben, sich den höheren Gesetzen der ewigen Gerechtigkeit, das heißt, den Gesetzen, die der Mensch nicht gemacht hat, als ursprünglich verbunden und geheiligt darzustellen.

Nur in diesen natürlichen Beobachtungen, mein Freund, können wir den Geist der gesellschaftlichen Verbindung, so wie den Entwurf und den wahren Gegenstand des

menschlichen Gesellschaftsvereins entdecken, und wenn diese Punkte in den Lehrsätzen der Staatslehrer so wenig entwickelt sind, so kommt es daher, daß, statt aufmerksam die Natur der Dinge zu beobachten, sie dieselbe zusammensetzen gewollt. Hier ist das Wenige, was ich von Gedanken über diesen Stoff dir mitzutheilen habe.

Wenn der Mensch keine Veränderung in den anfänglichen Fähigkeiten seines ursprünglichen Wesens erlitten hätte, so würde sein Gesellschaftsverein nur ein brüderlicher gewesen sein, wo er in der Unschuld und Wahrheit seiner Natur die Entwicklung aller reinen Gefühle seiner geistigen Wesenheit genossen hätte. Er würde nur sanfte Bewegungen zu empfinden und zu verbreiten, nur Wohlthaten zu empfangen und mitzutheilen und keine Uebel zu fürchten gehabt haben; denn in jenen früheren, leider von uns so fernen Zuständen hätte die höchste Hand, so zu sagen, alles für ihn ohne sein Wissen gethan; wie man jetzt die physische Natur alles für die Kinder thun, und diese alles genießen sieht, ohne daß sie wegen der Dauer und Erneuerung all' dieser ihnen entspendeten Güter beunruhigt wären.

Der Mensch in diesem ursprünglichen Zustande, unbeschränkt die Keime seiner lieblichsten Tugenden zu entwickeln fähig, hätte darin nicht einmal des Gebrauchs weder seiner berathenden und urtheileuden Kräfte bedurft, da für ihn überall nur Gutes einzusammeln gewesen wäre, noch keiner zwingenden und beherrschenden Kräfte, da in dieser großen Familie keine Bösen zu bändigen sein konnten. Diese Kräfte hätten nichts desto weniger immer in ihm gelegen, aber gleichsam als Macht wie eingehüllt und in Ruhe; und er hätte ganz und gar dem lebhaften

Genusse dieser liebenden und ausdehnbaren Kräfte angehört, welche den ersten Karakter unsres Wesens bilden, weil sie ja den ersten Karakter dieses allgemeinen Urwesens bilden, aus welchem wir das Dasein geschöpft haben, und welches gewollt hat, daß insbesondere durch dieses Zeichen wir als sein Ebenbild erkannt würden.

Aber die augenscheinliche Veränderung, welche der Mensch erfahren hat, und welche, wie ich oben gesagt, durch die Unordnungen der Erde und durch eine einzige der Beunruhigungen der menschlichen Seele tausendmal mehr bewiesen ist, als es das Gegentheil durch die Behauptungen und das Stammeln der Philosophen ist: diese Veränderung, sage ich, hat den Menschen in einen gemischten Zustand versetzt, der ihn sein erstes Dasein aus dem Gesicht verlieren läßt, und der es schwer macht, sein Bild zu entwerfen, nicht nur den Staatsgelehrten, sondern auch jedem andern Beobachter, der sich nicht höher erhöbe, als sie.

Sein natürlicher Gesellschaftsverein bietet nicht mehr das Bild dieses Glücks und dieses Friedens dar, dessen er in seinem regelmäßigen Zustande genossen hätte, weil seine sittlichen Fähigkeiten und seine Tugenden, die einzig die Quelle dieses Glücks gewesen wären, ermattet und ohne ihre ursprüngliche Wirkungskraft sind. Dieser natürliche Gesellschaftsverein kann jedoch nicht, selbst jetzo nicht für ihn, in einer bloß thierischen Gemeinschaft bestehn, da wir deutlich in ihm einen so scharfen und von dem Thiere so bestimmt unterschiedenen Karakter erkannt haben, da die Thiere übrigens wohl in Familien und Haufen, aber nicht in freier, willenhafter und verbesserungsfähiger Gesellschaft unsern Augen begegnen, und

da endlich das Thier in seinen Trieben nur das Einzelwesen umfaßt, während der Mensch in den seinigen die ganze Gattung umfaßt, und in der Allgemeinheit der Wesen seiner Klasse lebt, welches auch immer der Abstand der Zeiten und der Räume sei.

Diese Verwickelung verhinderte also nicht, daß der Mensch noch eine natürliche Gesellschaft haben könnte, in welcher er eines Maßes von Glück genösse, wie es mit seinem neuen Zustande vereinbar wäre; denn eins der größten Wunder, die sich denjenigen, die zu beobachten wissen, darbieten, ist die Wahrnehmung, wie in der fortschreitenden Vielheit der Stufenfolge, wohin die Wesen hinabsteigen können, alle Verhältnisse sich behaupten und erhalten, auf welchen Punkt das Bild auch zurückkomme; tiefes Geheimniß der Weisheit, die dadurch will, daß die Wahrheit, wenn sie sich auch verdunkeln mag durch die Fahrlässigkeit des Menschen, sie doch nie gänzlich für ihn verlieren könne, da er stets die Mittel hat, sie herauszuscheiden und wiederzuerkennen.

Ungeachtet also der Verschiedenheit, die es zwischen diesen beiden Arten von Gesellschaft gäbe; ungeachtet die erstere immer durch Glück, ohne Unruhe noch Leiden, begonnen und geendigt hätte, und die zweite nicht mehr anders als durch Mühe und Arbeit beginnen könnte, und sich nie endigte als durch ein erkauftes Glück, das einem Lohne, den stets unser Schweiß benetzet, gleicht: so ist es darum nicht minder wahr, daß wir darin die Spuren unsres ursprünglichen Daseins noch erblicken könnten, wenn wir dasjenige nutzen wollten, was uns von diesen vollbeständigen Gaben und Tugenden noch übrig ist, die unsre Wesenheit begründen, und auf welchen unsre wahre

Bestimmung beruht. Wir hätten also gekonnt, und könnten noch, bis zu welchem Grade auch unser Elend und unsre Unwissenheit sich erstrecken, eine Gesellschaft von Brüdern darstellen, alle mit dem Glücke ihrer Brüder beschäftigt, ohne andre Triebfedern, als ihre Tugenden, ohne andern Herrn, als die Vorsehung; ein Gemählde, das ohne Zweifel nur dem Wahne zu gehören scheint, wenn man sein reines Vorbild auf dieser Erde der Finsterniß und der Lügen finden will, aber welches gleichwohl noch Zeugnisse genug in dem Herzen der Gerechten zu finden wüßte, und von daher haben alle Lösungen der Aufgabe ihren Ursprung zu nehmen.

Wenn, statt diesen tugendhaften und heilsamen Pfaden zu folgen, irgend ein Mitglied dieser schon veränderten und herabgesetzten Gesellschaft eine verkehrte Richtung nimmt, und gegen die Grundlagen dieser natürlichen Gerechtigkeit verstößt, von welcher wir alle noch Spuren bewahrt haben, so werden andre Mitglieder die Bewegungen dieser nämlichen Gerechtigkeit durch die Zusammenziehung, die sie erfährt, lebhaft in sich erwachen fühlen, und sie werden durch ihre Vorstellung jene ewigen Grundsätze aufgedeckt an's Licht stellen, die in Ruhe und gleichsam verborgen in uns wohnen, im Schoße selbst unsrer Herabwürdigung, so lange die Gelegenheit uns nicht veranlaßt, sie zu offenbaren. Dieses Offenbarwerden aber, indem es das uns eingeborne Vermögen, alle Grade der Gerechtigkeit und der zufügbaren Verletzungen derselben abzuwägen, aus ihrem Herzen herausdringen läßt, wird auf der Stelle den Karakter dieser natürlichen brüderlichen Gesellschaft verändern, und wandelt sie in eine natürliche bürgerliche Gesellschaft um, das heißt in eine

Gesellschaft, wo die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit werden reden müssen, weil die Stimme der ewigen Tugend daselbst fremd geworden ist.

Diese bürgerliche Gesellschaft jedoch würde keineswegs den unsrigen gleichen, indem man darin nur positive und sicher begründete Gesetze erblicken würde, statt dieser blinden Gesetze ohne Grund und Kraft, mit denen der bürgerliche Verein der Völker überschwemmt ist. Diese bürgerliche Gesellschaft selber konnte hoffen, durch die Entwickelung jener positiven Gesetze die Uebertreter in die Bahnen der Tugend zurückkehren, das heißt, in ihren Maßen diese Art von natürlicher brüderlicher Gesellschaft, deren wir noch empfänglich sind, wiederherstellen zu sehn, und sicher würde dies ihr hauptsächlichster Zweck sein, weil sie alle Vortheile kennt, welche der menschlichen Vereinbarung daraus erfolgten: auch fühlt man, daß selbst die bürgerlichen Gesetze, welche die Welt regieren, nach ihrer wahren Eigenschaft, nicht Gesetze der Strenge sein sollten, daß sie nur ein Unterricht, ein Rückruf zur Ordnung, und eine Andeutung der Mittel sein sollten, die geeignet wären, in der natürlichen brüderlichen Gesellschaft die mit ihr vereinbare Summe des Glücks wiederzuerzeugen und zu erhalten.

Aber wenn dies nicht geschieht, wenn die positiven Gesetze sich vergebens entwickeln, so werden die ersten Uebertreter, welche, durch ein neues Verbrechen, sich noch so weit vergessen, ihnen Trotz zu bieten, dadurch sich doppelt schuldig machen, und ein wirksameres und heftigeres Mittel, als jene positiven Gesetze selbst, gegen sich hervorrufen; und diese neue Uebertretung wird in einigen andern Mitgliedern die hemmenden und zwingenden

Kräfte entwickeln, die uns eben so gut eingeboren sind wie die positiven Grundsätze der Gerechtigkeit, und die dem Menschen die Macht geben müssen, allen Rechten dieser Gerechtigkeit Achtung zu verschaffen; denn wozu diente ihm das Recht, sie zu kennen, wenn er nicht zugleich das Mittel hätte, alle Uebelwollenden, welche sie anzutasten wagten, zu bezähmen? Wenn wir den thierischen Menschen eine Ungerechtigkeit mit der Stärke seines Armes zurücktreiben sehn, ja ihn sogar das Leben dem angreifenden Feinde rauben sehn, ohne daß wir ihn deßhalb verdammen; warum wollten wir nicht in dem sittlichen Menschen, der mit so viel höheren Vorzügen vor dem thierischen Menschen begabt ist, gleiche Macht annehmen, die eben so die Gerechtigkeit zu erhalten und die gegen sie versuchten Eingriffe wieder auszugleichen wüßte? Wenn endlich jedes Erzeugniß der Natur sein Recht der Erhaltung hat; wenn das Thier, welches so sehr über den andern Erzeugnissen der Natur steht, überdies die Macht hat, seinen Feind zu verfolgen und niederzuwerfen; warum sollte der Geist-Mensch, welcher über die ganze Natur so weit erhaben ist, nicht auf ähnliche Weise nach seiner Klasse betheiligt sein? Die Vorsehung selbst, genießt sie nicht im höchsten Grade dieses unbestreitbaren Vorrechtes, und sollten wir dadurch nicht ein neues Recht haben, ihr Ebenbild zu sein?

Diese zweite Entwickelung wird noch eine neue Veränderung in den gesellschaftlichen Körper bringen, dessen fortschreitenden Abstufungen wir hier betrachtend folgen, und wird ihn aus dem Zustande der natürlichen bürgerlichen Gesellschaft in einen Zustand übergehen lassen, den wir natürliche politische Gesellschaft nennen wollen; denn

der Unterschied der bürgerlichen Gesellschaft von der politischen Gesellschaft besteht darin, daß die erstere die Verletzungen, welche die natürliche Gesellschaft erleiden kann, abzuwenden und zu heilen suchen soll, die zweite aber die Macht hat, sie zu strafen, sei es in ihren eignen Mitgliedern, oder in den andern politischen Gesellschaften, die ihr Dasein bedrohen können: es ist immer dieselbe hemmende und zwingende Macht, die bereit ist, in dieser doppelten Gefahr sich zu entwickeln; und sie muß, wie wir es in unsern politischen Gesellschaften sehn, sowohl nach innen als nach außen, in einer feindlichen Stellung sein, oder in einem Stande gewohnten Aufmerkens und Mißtrauens, welches nur eine minder erscheinende Feindlichkeit ist.

Uebrigens, mein Freund, ist es nur um des Gesetzes der Zeit willen, in welchem wir eingekerkert sind, wenn ich dir die Verschiedenheiten als aufeinanderfolgend schildere, die im Ursprunge gleichsam augenblickliche gewesen, und von welchen wir auch selbst in keiner Zeit die Bestandtheile und Grundsätze anders als vereint und mit einander verflochten finden, weil die Veränderung unsres regelmäßigen Zustandes zugleich mit dem Menschen auch die Finsterniß herabgestürzt hat, die er in sich aufgenommen, und das wenige Licht, das ihm geblieben, und seine Laster und seine Tugenden, seine Leidenschaften und seine Vernunft; dergestalt, daß Uebles und Gutes, sich für ihn mit schneller Heftigkeit gegeneinander stoßend, mit derselben Kraft und derselben Schnelligkeit getrachtet haben werden, ihm das wenige Gleichgewicht und die wenige gesellschaftliche Fassung, deren er auf dieser Erde noch fähig ist, zu verschaffen; und man sieht hier die

Keime und die Wurzeln des großen Baumes, der im Laufe der Zeitalter und in der Dauer der Jahrhunderte die guten und bösen Früchte hervorbringen mußte, die in seinen Säften aufbewahrt lagen.

Auch können wir glauben, daß die Gattungen der Gesellschaft, die natürliche, bürgerliche und politische, oder, besser gesagt, daß die natürlichen Tugenden des Menschen, seine urtheilenden Fähigkeiten, und seine zwingenden und hemmenden Kräfte, schon in der ersten irdischen Familie des Menschengeschlechts ihre Zweige getrieben hatten, und daß wegen Verkennung dieser heilsamen Zweige daselbst jener bejammernswerthe Brudermord geschah, dessen Bild die Künste in unsern Tagen wiedergegeben haben mit dieser so lehrreichen Ueberschrift: Prima mors, primi parentes, primus luctus. Aber in solchen Schrecknissen wird nur das Schlachtopfer zerstört, die Sache bleibt; denn ein Verbrechen vernichtet nicht ein Recht, im Gegentheil, bestätigt dasselbe; es kann nur augenblicklich den Gebrauch davon aussetzen, und die Triumphe desselben verzögern. Gehn wir weiter.

Wenn die natürliche Gesellschaft sich verändert, so wird man nicht erst zu suchen brauchen, welches diejenigen sind, durch deren Wirksamkeit die Auflösung zu verhindern ist; es werden diejenigen sein, in welchen die Bewegungen der dem ganzen Menschengeschlechte eingebornen Gerechtigkeit auf eine hervorspringendere Weise erwacht sein werden, diejenigen, in welchen der Widerspruch der Ungerechtigkeit zumeist jene positiven Grundsätze erregt haben wird, die allein das Gegengewicht bilden, und das Gleichgewicht zurückführen können. Denn jemehr die Unordnung und der Irrthum überströmen,

desto mehr Ordnung und Wahrheit ist nöthig, um gegenzuwirken; ein Gesetz, dessen Anwendung schwieriger und dunkler wird, nach Maßgabe, daß man sich von der Wurzel entfernt, und daß man sich in den Strom der Zeitalter taucht, wo alles aus der Richtung schlägt; das aber leicht werden und selbst vor jeder Zweideutigkeit sicher sein muß, sobald man sich den Zuständen nähert, wo alles zugleich und mit voller Kraft wirkend selbst nicht die Zeit noch die Nothwendigkeit zum Wählen läßt.

Daher wende man nicht mehr ein, daß dies der Willkür die Frage überliefern heiße, indem jeder behaupten könnte, die zur Belehrung Andrer unerläßliche Entwickelungsstufe erreicht zu haben. Man muß jetzt wohl fühlen, daß wenn man in dem Geist-Menschen dieses Licht und diese Gaben annimmt, die unser Wesen bilden, ihr Werth seinen Preis durch sich selber haben muß, und keineswegs fürchten darf, durch die Arglist ehrgeiziger Nebenbuhler verdunkelt zu werden: es wird damit sein, wie, wenn du willst, um in die Zeit zurückzufallen, in dem Beispiele des jungen Daniel, welcher ungeachtet seines Alters ohne Schwierigkeit durch seine Erleuchtung den Oberrang über die gelehrtesten Männer und die tiefsinnigsten Zeichendeuter der Könige von Babylon erlangte.

Aus gleichem Grunde muß man dasselbe sagen von dem Uebergange der bürgerlichen Gesellschaft in den Zustand politischer Gesellschaft. Diese zwingende Kraft, die dem Menschen eingeboren ist, um den Beschlüssen der Gerechtigkeit Achtung zu verschaffen, und die in Einigen mehr entwickelt sein wird, als in Andern, wird dieselben als geborne Oberhäupter der neuen Gesellschaft, oder der politischen Gesellschaft, einsetzen, wie in diesem schon

angeführten Beispiele der Priester des Pharao, wo sie vergebens gegen den Anführer der Hebräer ihren Wetteifer versuchten; und für ihren eignen Vortheil wird diese politische Gesellschaft nichts bessres thun können, als solchen Häuptern zu vertrauen, indem diese, durch jene Entwickelung dem Auge der Vorsehung, welches auf alles wacht, mehr genähert, auch desto mehr in dem Falle sein werden, die Heiligung dieser Vorsehung und die Bestätigung ihrer Vermögen zu empfangen.

Diese Lehre, welche fremdartig scheinen kann, so sehr sind die menschlichen Dinge davon entfernt, darf jedoch nicht unfolgerecht erscheinen, wenn man auf die ersten Grundlagen, die wir gelegt haben, Acht giebt; und man muß entweder sie zugestehn mit allen Folgerungen, die wir daraus ziehen, oder den Menschen nicht aus der Klasse des Thiers herausgehn lassen; denn sobald er heraustritt, sind es eben diese nämlichen ihm eingebornen Vermögen und dieses nämliche Licht, welche ihn davon unterscheiden. Sobald man ihm aber dieses Licht und diese Vermögen zugiebt, so darf es nicht sein, um sie in Unthätigkeit und Unfruchtbarkeit zu lassen, und man muß wohl, bei Gelegenheit, ihnen auch die Wirksamkeit und die Fruchtbarkeit, die ihnen eigen sind, zugestehn.

Wenn gleich aber die menschlichen Gesellschaftsvereine uns nichts mehr darbieten, was diesem erhabenen Plane, der auf die Natur des Menschen gegründet ist, ganz entspräche, so haben doch die Unordnungen und Mißbräuche dieser großen Grundsätze sich nicht auf einmal entwickeln können; sie sind nur in allmähligem Fortschritte und in Verhältniß des Anwachsens und der Vermehrung des Menschengeschlechts erschienen; daher haben sich die

bürgerlichen und politischen Rechte, indem sie sich von den ursprünglichen Zeiten entfernten, immer mehr und mehr in unvermögenden, widerrechtlichen und anmaßenden Händen finden müssen; aber da die Vorsehung in unaufhörlicher, obwohl stillschweigender, Wachsamkeit beharrt, so ist es doch nicht minder wahr, daß in allen Zeiten die Menschen, welche für das Werk der Gesellschaft wahrhaft nützlich waren, ihre Ueberlegenheit, ihre Erwählung und ihre Erfolge nur diesen Grundlagen und diesem Lichte verdankten, das in dem Menschen eingeboren ist, und das nur den gehörigen Anstoß erwartet, um sich zu entfalten und alle seine Schätze spielen zu lassen.

Wehe dem, der mir vorwerfen wollte, daß ich hier zu Gunsten dessen rede, was man gemeinhin Eingebung nennt! Ich weiß zu sehr, so wie du, in welchem Rufe dies Wort steht, als daß ich es auszusprechen oder zu vertheidigen wagte; aber die Furcht vor Worten darf uns beide nicht über die Natur der Dinge verblenden, und die eigenthümliche Wesenheit des Menschen ist es, welche mich von selbst auf die Auseinandersetzungen führt, die ich dir vorlege.

Wenn ich übrigens die Ausstreichung dieses verworfenen Wortes, und mit dem man alles verwerfen könnte, von Herzen gern zugebe, so muß man auch mir wiederum zugestehn, daß, wenn es einen Irrthum veranlaßt hat, dieser Irrthum ein sehr verzeihlicher ist; denn, wenn ich die physische Natur untersuche, so finde ich daselbst, daß keine Körper, daß keine organisirten Stoffe bestehn und ihr Gesetz erfüllen können, ohne eine Art von Einhauchung oder Eingeistung des Lebens, der Luft, die sie

durchdringt, die sie einwirkend aufregt und welche, wenn sie sich entzieht, sie in dem Tode und in der Nichtigkeit läßt; ich sehe daselbst auch, daß je reiner und überströmender die Luft ist, welche sie einathmen, desto größer ihre Kraft und ihre Gesundheit blüht. Warum also sollte nicht der Geist-Mensch gleicherweise der einwirkenden Aufregung einer Triebfeder bedürfen, welche mit ihm in Verwandtschaft stünde, welche aus ihm die ganze Kraftwirkung seiner Grundeigenheiten hervorriefe, und in Betreff welcher er in der Abhängigkeit wäre, wie es die Körper der Natur in Ansehung der Luft unsres Dunstkreises sind? Und in diesem Betracht sehe ich nicht ein, wie es auf der Erde einen einzigen Menschen geben könnte, der nicht begeistert wäre. Die einzige Sache, die sorgfältig zu untersuchen bliebe, wäre die Art der Begeisterung eines jeden unter ihnen, denn die Luft kann gleicherweise verschiedene Eigenschaften in der einen oder in der andern dieser beiden Regionen haben.

Aber diese Unterscheidung, deren Verfolg so wichtig ist, soll mich nicht hindern, weiter vorzugehn, und dir eine noch erstaunenswürdigere Wahrheit anzudeuten; nämlich daß, gleichwie die Ausdünstungen der Körper gewöhnlich den Stoffen, mit denen sie sich anschwängern, ähnlich sind, man bei näherem Hinblick entdeckt, daß überall die Natur die Luft ausschwitzt, daß überall die Luft den Geist ausschwitzt, und daß überall der geistige Mensch die Gottheit ausschwitzt; eine Bemerkung, die hinreicht, um uns das Maß der verschiedenen Grundquellen der Rückwirkung oder Begeisterung der Wesen zu geben.

Ich habe dir vielleicht schon genug gesagt, mein

Freund, um dich erkennen zu lassen, wie gering jetzt mein Vertrauen zu den verschiedenen Staatsgelehrten sein muß, welche die gesellschaftliche Aufgabe lösen gewollt. In der That, haben sie in dem Menschen bis zu seinem wahren Urquell gegraben? Sind sie bis zu einer positiven Grundlage eingedrungen, bis zu jenem Lichte und jenen Rechten, die in der Wesenheit unsres Seins eingeboren sind, ohne welche, ungeachtet der Mißbräuche, die wir davon gemacht haben und alle Tage davon machen, es vergeblich sein würde, an Gründung des Gebäudes der menschlichen Gesellschaft zu arbeiten, sei es der natürlichen, oder der bürgerlichen, oder der politischen, da es in dem Maße, als man es aufführte, wieder in den Staub zurückfiele, auf den es gestellt sein sollte? Nein, sie haben die uranfängliche Gesellschaft des Menschen bloß auf seine thierische Natur gegründet, oder zwar auf seine sittliche Natur, aber auf die verderbte und zerstörte, bis wo sie keiner Wiederherstellung mehr fähig ist; sie haben in ihm nur die todte oder die ertödtende Mine eröffnet, und sie haben die lebendige Mine nicht einmal angebrochen, die doch in ihm ist, und in welcher allein sie reines Gold und Stoffe, die sich in der Prüfung bewähren, gefunden haben würden.

Wenn aber dennoch das Bedürfniß dieser unentbehrlichen Stoffe sich jenen Staatsgelehrten gebieterisch fühlbar gemacht, so wußten sie nicht mehr, an wen sie deßhalb ihre Forderung richten sollten, als an diese thierische Natur, oder an diese verderbte Natur, welche die einzigen Minen waren, die sie im Menschen entdeckt hatten, und von daher wollten sie alsdann, gleichviel durch welche Mittel, all' dies Licht, alle diese Tugenden und alle diese

Kräfte entstehn lassen, die so streng nothwendig sind, daß ohne sie an kein Aufstellen der gesellschaftlichen Ordnung gedacht werden kann.

Die thierische oder verderbte Natur des Menschen ist wie das Gefäß, oder besser zu sagen, das Gefängniß, worin all' diese Reichthümer eingeschlossen und wie begraben sind; sie können nicht anders heraus, als indem sie dasselbe mühsam sprengen, um hindurchzudringen, wie der Keim der Pflanze durch den Schlamm der Erde dringt, um seine Blumen und seine Früchte an das Tageslicht zu tragen; und die Staatslehrer im Gegentheil haben dies Gefängniß selber für den Keim und den Grund genommen. Dies ist nicht besser, als wenn sie das lebendige Quellwasser als ein Erzeugniß des Felsens selber, aus welchem es für unsern Durst hervorsprudelt, wollten gelten lassen, während dieses Wasser gerade den Felsen aushöhlt und anfrißt, um sich einen Ausgang zu schaffen, und er selber nur sich öffnet, damit es bis zu unsern Lippen die ganze Reinheit bringen möge, die es in seinem eignen Ursprunge geschöpft hat.

Selbst Jean-Jacques Rousseau, dessen Herz und Feder so geeignet waren, die Wahrheit auf die Erde herabzuführen, dieser Jean-Jacques, den ich als einen Gesandten, als einen Propheten der Gefühlswelt ansehe, als denjenigen von allen Staatsgelehrten, der seine Sendung am besten erfüllt hat, der am besten, obwohl nur in einzelnen Blitzen und abgebrochen, diese höheren Grundsätze, die ich dir erörtere, erschaut hat, der endlich am meisten Ehrfurcht für die Natur des Menschen bewiesen hat, dieser hat sie gleichwohl nicht auf eine genug positive Art gekannt, um uns die Geschichte

derselben getreu zu überliefern. Wenn die geheiligten Keime, von denen ich dir rede, sich oft in ihm fühlbar gezeigt, so vermochte er doch nicht immer aus Mangel an Beistand und Bearbeitung, ihren Ertrag zur Aernte zu bringen; alsdann warf sich sein Saft auf seinen Stil zurück; und wie dieser Saft selber zu seiner Gabe in dieser Art beitrug, so war er emsig bemüht, wenigstens Blumen daraus zu ziehen, wenn er daraus keine Früchte ziehen konnte. Allein er mochte immerhin die Zugänge der Wahrheit mit einer großartigen Regelmäßigkeit anordnen, sie mit entzückenden Gesichtspunkten schmücken, und sie mit hinreißendem Zauber beseelen, er führte uns doch nicht bis zu der noch schöneren und herrlicheren Wohnung, wo diese Wahrheit selber thront. Auch bedauert man, ihn bisweilen mit gewissen Tonkünstlern vergleichen zu müssen, die ihre Harmonie desto mehr bearbeiten, je weniger ihre Melodie ihnen gewiß ist, und die ihren Hauptgedanken in der Ueberfülle ihrer Begleitungen und in Nebengedanken sich aufzehren lassen.

Dies in der That ist ihm bei der großen Aufgabe geschehn, die uns beschäftigt; denn wenn er die ersten Menschen zerstreut in den Wäldern, gleich den Thieren, für den Verein zur Gesellschaft aufnimmt; wenn er in Entzückung geräth über den Zustand der Wilden, der ihm als die wahre Jugend der Welt erscheint, und als der Punkt, auf welchen das Menschengeschlecht hätte beharren sollen (Ungleichh. der Stände S. 129.), so ist dies bloß, weil ihm nicht gegeben war, bis zur lebendigen Grundlage des menschlichen Gesellschaftsvereins zu gelangen, noch wahrzunehmen, welches davon die herrlichen Entwickelungen hätten sein sollen und können. Seine

liebliche und göttliche Seele schauderte vor Unwillen beim Anblick der Gräuel, in welche er den bürgerlichen und politischen Menschen versunken sah, ohne den falschen Punkt zu bemerken, von dem sie gleich zuerst ausgegangen waren; und da er den Wilden minder verdorben fand, so gebrauchte er all' seine Beredsamkeit, um uns zu überreden, daß ein negativer Zustand das einzige Ziel sei, wohin wir streben könnten, die einzige Vollkommenheit, die wir erreichen könnten. Wenn aber dieser bevorrechtete Mann, der so oft dem Ziele nah gekommen, uns gleichwohl unterwegs läßt, was dürfen wir dann von den andern Schriftstellern über diesen wichtigen Gegenstand erwarten?

Von diesem irrigen Grundsatz ausgehend, müßten nachstehende Folgerungen sich ergeben. Die natürliche Gesellschaft, wie die Staatsgelehrten sie ausgedacht, ruhet, wie du gesehen hast, nur auf den Leidenschaften des thierischen Menschen, oder auf seiner gebrechlichen und umnachteten Vernunft. Wenn durch eine in dem Zustande der Dinge unvermeidliche Veränderung, oder durch die Entwickelung der Bedürfnisse des Menschen, diese natürliche Gesellschaft in den Stand der bürgerlichen Gesellschaft übergeht, welche Entwickelungsgründe wird sie dahin mitbringen? Diese werden keine erworbenen Einsichten sein, weil es deren in dieser natürlichen, schon im Verderben befangenen Gesellschaft keine zu erwerben gab: noch werden es Einsichten sein, die der Natur unsres Wesens inwohnen, weil jene Staatsgelehrten keine solche anerkennen: wie wird sich denn nun diese bürgerliche Gesellschaft benehmen, um die Mißbräuche der natürlichen Gesellschaft zu berichtigen?

Ist es nicht klar, daß sie, ohne andre Triebfeder als ihre eignen Leidenschaften und ihre eigne Finsterniß, diese Mißbräuche nur verstärken wird, statt sie abzustellen? Nicht anders wird es beim Uebergang dieser bürgerlichen Gesellschaft zur Stufe der politischen Gesellschaft sein; die Menschen werden keine natürlichen beschränkenden sittlichen Kräfte dahin mitbringen, da die Staatsgelehrten deren eben so wenig im Menschen anerkennen, als sie in ihm Einsichten dieser Art annehmen. Kommt es daselbst jedoch zum wirklichen Handeln, so wird, da die Menschen als Hülfsmittel nur Arme, und zur Unterstützung der Arme nur Waffen besitzen, und da diese Art zu sein Alle, die nur Arme und Waffen haben, einander gleich setzt, die ganze Gesellschaft nur eine Anhäufung von Mördern und reißenden Thieren sein, die sich unter einander ausrotten und verzehren. Wenn dies das ganze Geheimniß ist, welches die Staatsgelehrten uns zu entdecken hatten, und dies die ganze Glückseligkeit, die sie uns zu verschaffen hatten, so konnten sie sich der Mühe überheben, den Lehrstuhl zu betreten, da die Wölfe vor ihnen die Stelle einnahmen, und uns die gleiche Belehrung geben konnten.

Uebrigens brauchte man nur die Inschrift der Kriegsgeschütze zu lesen, um zu erkennen, wohin die Lehren jener Staatsgelehrten führen, und zugleich woher sie sich ableiten: denn die menschliche Staatskunst hat den Königen so oft wiederholt, ihre Geschütze seien ihre letzten Beweisgründe, daß sie nun denken und handeln, als ob dieser letzte Beweisgrund für sie auch der erste wäre, nämlich daß, was den Grundsatz anbelangt, ein Geschütz ihr Alpha und ihr Omega ist.

Du wirst mir vielleicht einwenden, daß auch mit der Lehre, die ich dir aufstelle, noch Ungerechtigkeiten und Unordnungen herrschen würden: die Sache wäre möglich, obwohl auch das Gegentheil möglich wäre: ich konnte auch noch sagen, daß, bei einer lebendigen Lehre und bei einer todten, nicht zu zweifeln sein dürfte, auf welche Seite unsre Hoffnungen sich zu wenden hätten. Aber du wirst mir zugestehn, daß wenn diese Unordnungen auch erschienen, sie doch sicher nicht der von mir vertheidigten Lehre beizumessen sein würden, da vielmehr allzu wahrscheinlich ist, daß, wenn man dieser Lehre volle Ausübung gegeben hätte, jene nicht Statt gehabt hätten, oder doch wenigstens nicht als das Meisterstück der Vernunft, der Weisheit und des Lichts geheiligt wären.

Aber, mein Freund, was mein Vertrauen in diese Lehre unendlich vermehrt, ist die Betrachtung, daß die Staatsgelehrten selbst, indem sie durch ihren Unterricht diese Lehre verwerfen, durch den löblichen und heilsamen Zweck, den sie sich bei ihrer Absicht uns zu leiten doch vorsetzen wollen, und durch den Anschein von Wahrheit, Richtigkeit und Gerechtigkeit, den sie allem, was aus ihren Entscheidungen folgt, zu geben versuchen, dieselbe dennoch bestätigen.

Sie erkennen, wie ich, die drei Ordnungen von natürlicher, bürgerlicher und politischer Gesellschaft an, obwohl sie unrecht haben, jede derselben einzeln auf der Erde zu suchen, da sie überall mit einander verflochten sind, wie die Bestandtheile der Naturkörper. Es würde auch nicht schwer sein, sie die wahren Eigenthümlichkeiten dieser drei Gattungen von Gesellschaft anerkennen zu

lassen; nämlich daß die natürliche Gesellschaft nur aus Brüdern bestehe und das sittliche Glück dieser großen in Einfalt und Unschuld lebenden Familie zum Zwecke hat; daß die bürgerliche Gesellschaft die innere Uebereinstimmung und Ordnung des Staates bezwecken soll; und daß die politische Gesellschaft das Ansehn und das Schrecken ihrer Macht, sowohl nach innen als nach außen, beabsichtigen muß, Begriffe, die freilich für sie noch etwas verworren sind: sie würden endlich ohne Bedenken zugeben, daß die Weisheit und die Tugend in der natürlichen Gesellschaft, die Gerechtigkeit in der bürgerlichen, und die Kraft in der politischen Gesellschaft die entsprechenden Mittel jenes dreifachen Zweckes sind; und wenn durch den Lauf der Dinge diese verschiedenen Gesellschaften entstehen und sich entwickeln, dann sehen wir erst recht die Staatsgelehrten alles anwenden, um deren Handlungen und Machteigenschaften als rechtmäßig darzustellen, und uns zu überreden, daß alles daselbst auf der Gerechtigkeit, auf der Wahrheit, und auf einer wirklichen Kraft beruhe, ungeachtet aller Verlegenheit, in welche ihre Beweisführung geräth, wenn ihre ruhige Vernunft und Unthaten der Erde gegen ihre Behauptungen zeugen.

Auch sieht man sie alsdann tausend Anstrengungen machen, um durch ihre Betriebsamkeit und durch die Hülfsmittel ihres Witzes das zu ersetzen, was ihnen an Gewißheit und Kräften fehlt.

Auch sieht man sie alles Mögliche versuchen, um die menschlichen Gesellschaftsvereine zu begründen, ohne sich jemals zu der Höhe erhoben zu haben, wo sie uns

ihre Bildung und ihre ursprüngliche Grundlage zeigen würden.

Auch sieht man sie in ihrem Schweiß und Blute sich abmühen, um einen Gesellschaftsvertrag zusammenzubringen, wo, im Grunde, der eine vertragende Theil an Kraft und Licht mittheilt, was er nicht besitzt, indem er es sonst wohl für sich behalten würde, und wo der andre Theil nimmt, was ihm nicht gegeben wird, da er sonst nichts haben würde, und schleunigst die Verhandlung in eine gerichtliche Metzelei umwandelt, wo von zweien Menschen, die ursprünglich Brüder sein sollten, der eine ein Löwe wird, und den andern zu einem Lamme macht, das er gebieterisch überredet, daß es für das Glück der Gesellschaft und zur Ehre der Gerechtigkeit mit fröhlichem Vertrauen und patriotischer Zustimmung sich von ihm müsse verschlingen lassen.

Auch sieht man sie all' ihr Wissen aufwenden, um die Frage vom Eigenthum zu lösen, obgleich ihr ganzes Geheimniß sich auf das Recht des ersten Besitzes beschränkt; ein unsichres Recht, zuerst, weil es nicht immer streng zu erweisen ist; sodann, weil bloß das Recht des ersten Besitzes, oder der ersten besondern Zueignung, nicht jenes Recht der vorhergängigen allgemeinen Zueignung auslöschen kann, welches, in der Ordnung der blinden und rohen Natur, den ganzen Erdboden dem Menschengeschlechte überhaupt zusprechen würde, und weil dieses Recht des ersten Besitzes, entblößt von mächtigern und einleuchtendern Rechtsgründen, noch zugleich den Ansprüchen und der Kraft eines zweiten Besitznehmers untergeordnet ist, welcher, wenn er kann, den ersteren austreiben wird; so daß denn unter dem Scheine einer

vernunftgemäßen Rechtsbestimmung der Mensch in Wahrheit nur einer thierischen überliefert bleibt, wo das Recht des ersten Besitzes, welches ein Thier auf eine Beute hat, nicht verhindert, daß ein anderes Thier nicht sehr gesetzmäßig dieselbe ihm in Kraft des natürlichen Rechtes, welche alle Thiere auf alle Beuten haben, streitig mache, und daß folglich das Recht des ersten Besitzes, sowohl unter ihnen als unter den Menschen, seine Rechtmäßigkeit immer erst von einer Schlacht erwartet! In der That, um für dieses Recht des Eigenthums eine genügende Quelle zu finden, müssen wir wieder auf unsere Grundlagen zurückgehn. Wenn der Mensch aus zweien Stoffen zusammengesetzt ist, so muß es für ihn noch eine andre Art von Eigenthum geben, als die irdischen Besitzthümer. Hatte die ewige und erzeugende Ursache alles dessen, was ist, den sittlichen Menschen aber in die weiten und lebendigen Güter gesetzt, wo ihre Weisheit und Gerechtigkeit sprossen, so war die Absicht, ganz ohne Zweifel, daß er sie bearbeiten und den Ertrag davon abliefern sollte, nicht aber um sie zu seinem Vortheil zu entäußern, weil jene ewige Ursache der einzige nothwendige Eigenthümer derselben ist, und sonst zwei Herren dagewesen wären. Das Gleiche findet sich abbildlich noch jetzt in unsrem Verfahren mit unsren irdischen Gütern, wir nehmen Arbeiter an, Tagelöhner, deren Zeit und Schweiß wir bezahlen, denen wir aber weder unsre Aernten noch unser Grundeigenthum übertragen. In diesen beiden Beispielen gilt ein und dasselbe Gesetz, obwohl der Gegenstand sehr verschieden ist, und dies Gesetz heißt, für den Arbeiter, Mühe, Arbeit und Lohn; Aernte und Ruhm für den Eigenthümer und Herrn.

Das wahre Eigenthum, welches der Mensch in diesem alten Stande gehabt haben würde, wäre sein eignes Dasein als Geist-Mensch gewesen, dem nichts, nach Gott, an Werthe gleichkommt: wären seine Gaben, seine Einsichten, seine Vermögen gewesen, und der Befehl, den er empfangen haben würde, sie für den und den Gegenstand, in dieser und dieser Region zu gebrauchen; wie das erste Eigenthum unsrer Taglöhner ihr Körper ist, ihre Geschicklichkeit oder ihr Handwerk, und der Auftrag, welchen der Herr ihnen giebt; und die Vorsehung würde alle Menschen vertheilt haben, nach ihren besondern Fähigkeiten, in den verschiedenen Regionen ihres Besitzthums, wie wir auf unsere Ländereien des unsrigen die verschiedenen Arbeiter zu den ihnen angemessenen Arten des Anbaues verwenden.

Als wir in Folge der augenscheinlichen Veränderung, die der Mensch wegen schlechter Besorgung seines auferlegten Amtes erlitten hat, in den Zustand versetzt worden, in welchem wir uns auf dieser Erde finden, hat uns dasselbe Gesetz hieher begleitet; denn die Erde ist wie der ausgepreßte Rückstand jener alten und saftreichen Vegetationen; und unabhängig von unseren materiellen Aernten, ist auch noch etwas für die Weisheit und für die Gerechtigkeit daraus zu ziehen. Um an diesem Herausziehen zu arbeiten, dafür hätten, seit dem Falle, die Menschen nun noch immer nach ihren Gaben und Fähigkeiten auf dieser Erde vertheilt sein sollen, wie die Vorsehung sie ehmals auf der ursprünglichen Erde vertheilt haben würde; denn die Art des Eigenthums ist nicht verändert, sie ist nur herabgestiegen: also wäre den Arbeitern gleicherweise der Ruf des Herrn nöthig gewesen,

um an seinem Gute beschäftigt zu werden, und sie hätten gleicherweise ihr Tagwerk zu leisten gehabt, bevor sie ihren Lohn hätten verlangen können.

Aber der Mensch that das zweitemal wie das erste; er begehrte der Arbeit keineswegs, und hätte allerdings gern des Lohnes begehrt; er machte sich zum Herrn der politischen und geistigen Güter, deren Verwalter er nur gewesen, und nachdem er in dieser Art von Eigenthum, welche wir sittliches und göttliches Eigenthum nennen können, sich also betragen, hat er ebendasselbe in Betreff des Erdeneigenthums gethan, welches mit jenem verbunden und dem Gange desselben zu folgen genöthigt war, seitdem wir selbst der Verbindung der beiden Grundstoffe unterworfen worden: denn wer nicht arbeitet, ist nicht werth zu leben; und hier sieht man, welches der Irrthum und die Ungerechtigkeit desjenigen wäre, der nach unsern Grundsätzen auf die irdischen Besitzthümer der Andern Ansprüche zu haben wähnte, während im Gegentheil er sich fragen sollte, ob er deren ganz ausgemachte auf seine eigenen hat, und ob sie ihm wirklich durch seine Tugenden oder durch die Tugenden seiner Vorfahren erworben sind, da nicht zu läugnen ist, daß hierin unsre von den Menschen gemachten Besitzrechte sich ohne Unterschied mit der Lüge und mit der Wahrheit tragen.

In dem Mißbrauche dieser wirkenden und tugendlichen Quellen des Eigenthums würde folglich der einsichtbegierige Mensch auch den genügenden Aufschluß über den ersten Ursprung jeglicher Armuth zu suchen haben, und jener Art von Scham, welche der Mangel der Glücksgüter, wie der Mangel der Einsichten

und des Ansehns nach sich ziehen; denn je mehr der Gedanke des Menschen sich von der Absicht des Eigenthümers entfernte, und dessen Rechte sich anmaßen wollte, destomehr mußte dieser Eigenthümer sie als die seinigen zurücknehmen, und ihn seine Ungerechtigkeit und sein Unvermögen fühlen lassen, bis die Weisheit ihn endlich sich selbst und den Unordnungen überlieferte, die aus seiner eignen Finsterniß entstehn mußten!

Nun diese Unordnungen und diese Finsterniß sich mehr und mehr anhäufen, sowohl in Betreff des göttlichen und politischen Eigenthums, als in Betreff des Erdeneigenthums, das sich jetzt so fern von seiner Bestimmung findet, darf es wohl nicht zu verwundern sein, daß die Staatslehrer, wenn sie jetzt das eine wie das andre zu seiner rechtmäßigen und ursprünglichen Grundlage zurückführen wollen, in einiger Ungewißheit herumtasten.

Könnte es sich anders damit verhalten, mein Freund, da bei aller Wunderlichkeit des Ausdrucks, den ich gebrauchen werde, doch nicht weniger wahr ist, daß seit allen diesen Stufen der Veränderung, durch die wir gegangen sind, das erste Eigenthum des jetzigen Menschen seine Dürftigkeit ist? Ja, diese Dürftigkeit ist es, die ihn jetzt drängt seine Fähigkeiten zu entwickeln, und Arbeit bei dem Herrn zu suchen; um seinen Unterhalt zu gewinnen, und die Wiedereinsetzung in sein wahres Eigenthum zu erlangen: statt daß nach dem anfänglichen Plane ihn ein andrer Trieb geleitet, und er keinen Mangel zu fürchten gehabt hätte.

Außer dem Schlüssel der Besitzthümer würde in dem erhabenen Plane, von dem ich dir rede, auch der

Schlüssel jenes wahnvollen Stolzes zu finden sein, welchen die Menschen an den Glanz und das Alter ihrer Namen knüpfen. Denn nach diesem Plane hätten die Menschen, vertheilt und beschäftigt nach ihren Fähigkeiten auf den Gütern der obersten Gerechtigkeit, auch ihre Namen sämmtlich nach den Fähigkeiten und nach den Regionen empfangen, in welchen ihr Beruf sie beschäftigt haben würde, wovon wir in dem bürgerlichen Leben der Völker noch einige Nachbildung erblicken. Aber mit diesem Anbau und seinen Ergebnissen hätte es sich wie mit unseren Gewächsen verhalten, die auf jeder Stufe ihrer Bildung mehr und mehr ihre Wirksamkeit entwickeln, und deren letzte Ergebnisse, welches die Früchte sind, alle früheren übertreffen Die Namen der von der Weisheit zum Anbau ihrer Güter berufenen Menschen würden demselben Gesetze des Fortschreitens gefolgt sein, und die neuen Namen folglich einen desto größeren Werth gehabt haben, als ihre Bedeutung höhere Aemter bezeichnet hätte.

Allein der Mensch, der alle diese Wahrheiten aus dem Gesicht verloren, der Mensch, welcher stets nur das Außenbild der Dinge, und dieses stets verkehrt ergreift, hat die Stelle dieser belebenden Thätigkeiten durch unfruchtbare Verrichtungen, und die Stelle der mit jenen verknüpften Namen durch selbstgemachte ausgefüllt, die er bequemer gefunden nach ihrem Alter zu würdigen, als nach einem innern Werthe, den sie nicht haben, und er hat die neuen Namen herabgesetzt, während nach der wahren Ordnung diese neuen Namen einen Preis hätten haben müssen, dessen die ältesten Namen nicht theilhaft gewesen wären.

Man würde ferner hier die ursprüngliche Wurzel nicht bloß all' jener abbildlichen Würden, sondern auch all' jener kindischen Zierrathen, und selbst jener geringfügigen Wappen finden können, denen wir gezwungen sind, wenn wir nachdenken, ursprünglich einen andern Sinn, als den der bloßen Meinung, anzuerkennen.

Denn wenn unsre blinde Nichtigkeit es ist, welche uns auf diese Zeichen in ihrem jetzigen Zustande einen so hohen Werth legen läßt, so ist es die Unwissenheit, welche uns hindert, durch ihre Umhüllung hindurch den Quell zu sehn, woher sie sich ableiten, und es ist aus Uebereilung, daß wir sie philosophischerweise unter die Spielereien unsrer Kinderjahre verwerfen: sie haben zwar auf uns dieselbe Wirkung, nämlich die, uns zu zerstreuen; aber die Art und Weise ist nicht dieselbe; sie beschäftigen uns mehr, als sie uns vergnügen; die Spielereien des Kindes vergnügen dasselbe mehr, als sie es beschäftigen; zuerst nur aus Entbehrung hängt es sich daran, und nicht aus Meinung, und in seinem Spiele ist es aufrichtig und wahr mit aller Welt: uns aber, uns zieht der Stolz zu unsrem Spielwerke hin, das falsche Glück, durch diese Auszeichnung in der Meinung von unseres Gleichen Andere, als sie selbst sind, zu scheinen; und die Unredlichkeit leitet unser Treiben, da wir verlangen, daß sie vor unsrem Spielwerke sich niederbeugen und dasselbe in einem Preise schätzen sollen, von dem wir selbst wohl wissen, daß es ihn nicht besitzt.

In dem Plane, den ich nach meinen schwachen Mitteln dir in flüchtigen Umrissen andeutete, wären alle diese Zeichen wahrhaft ehrenvoll gewesen, denn sie wären lebendig gewesen, und hätten folglich ohne Zweideutigkeit

den Antheil bezeichnet, den der Einzelne an dem Werke gehabt, die Vortheile, die er dadurch dem Reiche des Lebens verschafft, und selbst den Stoff, auf den er seine Fähigkeit verwendet, das heißt, den er belebt und wiedergeboren hätte: lauter Dinge, von welchen die Menschen, in ihrem Reiche des Todes, uns noch ungestalte Spuren darbieten, indem alle ihre Anstrengung dahin geht, daß all' ihr Uebereinkömmliches in dieser Art wirklich bezeichnend erscheine.

Man würde auch den Schlüssel jenes Lehnwesens, das in der Hand der Menschen jetzt so mißbräuchlich und seltsam geworden, dort finden können, weil dort jeder seine Art von Gülten zu bezahlen gehabt hätte, nicht an Menschen, sondern an die ewige Oberlehnbarkeit, nach Verhältniß der Gaben und des Theils von wesentlichen Gut, die ihm zum Genusse von ihr übertragen worden wären; und wenn alles dieses Wahrheit ist, wie ich es gern glaube, so kann man den Vorschritt nie genug preisen, den Frankreich dadurch gethan, daß es die leeren Scheinbilder davon abgeschafft hat.

Und endlich würde man, aus dieser Quelle schöpfend, gewiß nicht verfehlt haben auch den Schlüssel jener mannigfachen hieroglyphischen Zeichen zu finden, die auf den Denkmälern der verschiedenen Völker erhalten sind, und die Verzweiflung der Gelehrten machen; aber diese Gegenstände würden uns allzu weit führen.

Ich wende mich daher wieder zu den Staatsgelehrten und wiederhole dir, daß inmitten alles politischen Herumtastens, worin sie sich drehen, sie meine Sache vertheidigen, denn wenn sie die Wahrheit uns auch nicht geben, so möchten sie es doch wenigstens, und

suchen dieselbe, ohne es zu wissen, auf die nämliche ewige positive Grundlage zu stellen, die ich dir unaufhörlich vor Augen halte.

Wirklich fühlen sie selbst im Aussprechen der Entscheidungen, die ihnen jenes Herumtasten liefert, die Nothwendigkeit der Zustimmung und des Beistandes eines über den menschlichen Willen erhabenen Willens, um ihre Anordnungen, ihre Gesetze, ihre Gewalten zu bestätigen, das heißt, in meiner Sprache, um jene uns eingebornen Gaben, Einsichten und Vermögen zu bestätigen, und um uns zum Gebrauche derselben zu berechtigen: denn obwohl in dieser Ordnung der Dinge sie mir nur Abbilder und äußern Schein zeigen, so ist doch nicht minder wahr, daß unter allen Gesetzen, die von ihnen ausgehn, unter allen Gewalten, die sie einsetzen, unter allen Anstalten, die sie gründen, keine einzige ist, welche, bevor sie in Ausübung tritt, nicht durch eine Art von Weihe hindurchgeht.

Diese Gesetze, die man verkündigt, diese Feldherren, die an der Spitze ihrer Heere ausgerufen werden, diese Könige, die auf dem Schilde, wie zur Zeit unserer alten Gallier, oder mit anderer Förmlichkeit erhoben werden; diese Obrigkeiten, die sich in ihre Würden und Aemter einsetzen lassen, gleich allen andern öffentlichen Beamten; diese Volksvertreter selbst, welche ungeachtet der Giltigkeit ihrer Wahl sich noch der ausdrücklichen Anerkennung ihrer Vollmachten unterwerfen müssen; die Künste, die Wissenschaften, die Geschicklichkeiten, welche dieselbe Bedingung jedem auferlegen, der sie in der Gesellschaft ausüben will, ferner feierliche Einsetzungen, Ernennungsurkunden Seligsprechungen, Weihungen der

Gebäude, kurz alle religiöse, bürgerliche und politische Feiergebräuche, und selbst diese einfachen Volksversammlungen, wo die Menschen sich mehr Ehre bezeigen, als bevor sie hereintraten, wo in der Ordnung und dem majestätischen Schweigen, die daselbst herrschen, jeder sich größer werden fühlt durch die Anwesenheit einer Macht, die nicht die seinige ist, und deren Aussprüche er mit Begierde erwartet; mit Einem Worte, alles Thun der Sterblichen bietet mir diese auffallende Lehre, durch welche diese nämlichen Sterblichen, selbst während sie umfassende und unzählige Fähigkeiten in sich erkennen, doch zu gestehen scheinen, daß sie von Anfang nicht die einzigen Herren derselben sind, und daß, ohne ihr Wissen, sie in der That allgemein nur zwei Arten der Beziehung zu diesem über ihnen stehenden Urwesen haben: die eine, daß sie vor dem Gebrauche, welchen sie von den Gaben, Einsichten und Vermögen, die ihnen eigen sind, machen wollen, abwarten, bis eine Hand, die höher steht, als ihr Willen, jenen Gebrauch bestätiget und weiht; die andere, daß sie jenem Urwesen die Huldigung davon darbringen, und die herrlichen Erfüllungen preisen, wenn sie dieselben glücklich zu ihrem Ziele geführt haben.

Untersuche sorgsam und lange, was ich hier vortrage, und du wirst erkennen, ob dies nicht der ursprüngliche Sinn all' der Einrichtungen sei, welche die Welt erfüllen, troß dem, daß, wenn man sie nur nach den äußern Thatsachen beurtheilt, und sogar auch, indem man ihnen die wenigen Vorzüge läßt, welche die Hand des Menschen ihnen nicht rauben kann, sie

allgemein die Beute des Ehrgeizes, der Heuchelei, der Erpressung und des Hochmuths sind.

Wenn wir nun zwischen diesen Mißgestaltungen hindurch den vollbeständigen und geheiligten Sinn all' dieser entstellten Gebräuche noch wahrnehmen können; wenn über die ganze Erde hin die Menschen in abbildlichen Einrichtungen, und in übereinkömmlichen und falschen Dingen uns so die Wahrheit enthüllen, warum sollten sie mir nicht zugeben, daß es ihnen möglich wäre, mir davon noch sprechendere Zeugnisse zu bieten, wenn sie in den Wirklichkeiten wandelten, weil in diesen Wirklichkeiten jener Sinn noch hervorspringender sein müßte, als in den Lügen und dem Schein, indem er daselbst, als in seinem natürlichen Elemente befindlich, nur um so unmittelbarer und lebendiger sein müßte? Eine Bemerkung, die für sich allein schon mehr zu Gunsten all' meiner Grundsätze streitet, als es alle politischen und philosophischen Bücher vermöchten, und die mir den Menschen einem obersten Gesetz unterthan zeigt, nicht nur in allen seinen gesellschaftlichen und politischen, bürgerlichen und natürlichen Handlungen, sondern selbst in allen seinen eigensten, besonderen und persönlichen Handlungen: die endlich, wenn er in der Ordnung sein will, mir ihn in allen seinen Gedanken, in all' seinem Wollen und bis in seinen geringsten Bewegungen nothwendig dieser allgemeinen Weihe und dieser allgemeinen Huldigung unterworfen zeigt, welche die allgemeine Oberherrlichkeit der allgemeinen Vorsehung darthun.

Ich brauche dich nicht aufmerksam zu machen, daß selbst in unsrem Zustande des Mangels und der Prüfung dem Glücke des Menschen gewiß nichts gefehlt

haben würde, wenn er in gerader Ordnung, und nicht in verkehrter, wie er täglich thut, diese Wege, Pfade und Gebräuche befolgt hätte, in deren Grunde wir eigentlich eine so tiefe Bedeutung entdeckt haben. Die Verderbnisse würden nur theilweise gewesen sein, und die Wiederherstellungen nur allgemein, und stets im Zunehmen.

Die natürliche Gesellschaft würde unter den Menschen keinen Herrn anerkannt haben, und doch würden alle ihre Mitglieder durch die unveräußerlichen Rechte ihrer freien und tugendhaften Natur eben so viele Herren gewesen sein; auch würden sie stets zur Wirksamkeit bereit gewesen sein, welche die wahre Eigenschaft der natürlichen Gesellschaft ist.

Die bürgerliche Gesellschaft würde Verwalter gehabt haben, aber keine andern Herren als die Gerechtigkeit, weil es nur nöthig gewesen wäre, die Grundsätze derselben zurückzurufen und darzustellen, und weil es keiner Herren bedarf, wenn es nur auf Rath und Ueberlegung ankommt, indem ja gewöhnlich die Weise des Herrn mehr darin besteht, daß er will und gebietet, als daß er Berathung hält.

Die politische Gesellschaft endlich würde Führer und Häupter von wirksamem Ansehn gehabt haben, weil sonst der ganze Zweck der politischen Ordnung verfehlt gewesen wäre. Allein wenn auch diese politische Gesellschaft Führer und Häupter gehabt hätte, sie hätte darum noch nicht Herren gehabt, da sie im Gegentheil nach innen wie nach außen ihr nur Vertheidiger und Beschützer gegen die Ungerechtigkeiten und Unordnungen gewesen sein würden; aber um so furchtbarere

Vertheidiger, als der Uebelthäter sich weder ihrer Aufsicht hätte entziehen können, noch der Strafe; lauter Folgerungen, die aus den weiter oben dargelegten Grundsätzen über die wahren Rechte des Menschen sich ergeben, diese Rechte, die ich dir als die wesentlichen Stoffe der festen Begründung der menschlichen Gesellschaft gezeigt habe, als die natürlichen Bestandtheile unsres Seins, und die man uns nicht versagen darf, wenigstens als Vermögen, wenn auch nicht als That, ohne sie auch der Vorsehung zu versagen, da wir sonst uns nicht mehr ihre Ebenbilder nennen, noch uns versprechen könnten, sie vollständig auf der Erde zu vertreten.

Und im voraus kannst du hier den Begriff des Wortes Vertreter bilden. Jedes damit bekleidete Wesen bietet sich unserem Geiste sogleich als der Wiederschein einer Macht dar, die über ihm steht, eines Vorbildes, dem es suchen muß nach besten Kräften für den höheren gesellschaftlichen Vortheil nachzuahmen, aber worauf er nie lasten noch Herrschaft üben kann: denn sobald der Vertreter auf seinen Vertreter lastet, ist zu vermuthen, daß die Eigenschaft, die er empfängt oder nimmt, nur ein Mißbrauch des Wortes ist, da unmöglich ist, daß der oder diejenigen, welche ihn beauftragt haben sie zu vertreten, Urgrund zugleich und Gegenstand der Wirksamkeit sein könnten, deren Bewahrer er nun wird, und daß sie den Willen haben konnten ihm Rechte zu geben, die ihnen schädlich werden dürften; und folglich ist er weit entfernt, den Gesellschaftverein zu der Summe von Glück zurückführen zu können, zu welchem trotz unsrer Herabwürdigung unsre Natur uns noch erlaubte zu gelangen.

Aber wie ich dir schon gesagt, wie sollten die Menschen einige Kunde von diesem glücklichen Zustand bewahren? wie sollten sie ihn nicht für bloß einbilderisch halten, da sie alle die Wege und alle die Pfade, die sie dahin leiten konnten, in entgegengesetzter Richtung gegangen sind? Sie haben in der gesellschaftlichen und politischen Linie dasselbe gethan, was die Priester in der religiösen Linie gethan haben; sie haben die gesellschaftliche Ordnung mit der Herrschaft ihrer eignen Begierde verwirrt; den rechtmäßigen und wohlthätigen Vorstand mit der Stärke oder dem Schrecken; die äußerliche Ueberlegenheit mit den wahren Rechten des Menschen: da sie nicht gehörig vorbereitet waren, als sie sich zu den verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Klasse erhoben, das heißt, da sie den Schlüssel ihres Wesens weder gesucht noch entdeckt hatten, so haben sie ihre eigne ungestalte und mißgeordnete Wirksamkeit derjenigen untergeschoben, die sie dort erwartete, um ihnen ihre Weihe zu geben und sie zu leiten, und sie haben selber alle Hülfe entfernt, deren sie zur Sicherung ihrer Schritte bedürftig waren.

Was mußte alsdann aus dem ursprünglichen und geheiligten Zwecke des menschlichen Gesellschaftsvereins werden, welcher die Menschen nur vereinigt hatte, um sie stufenweise, und auf sanften Wegen, zu jenen Erkenntnissen und zu jenem entzückenden Dasein zurückzuleiten, das unser irdischer Aufenthalt uns jeden Tag bis auf die Erinnerung entführt? Was mußte, sage ich, aus dem ursprünglichen Zweck unsrer Gesellschaftsvereine werden, für den alle Einzelnen, welche jene bilden halfen, unaufhörlich hätten sich selbst vergessen sollen, wenn sie

den Planen der Vorsehung hätten förderlich sein wollen, der diese Vereine aus keiner andern Ursache so theuer gewesen wären, als weil sie selbst das Ziel und der Mensch der Gegenstand davon war?

Die Thatsachen werden uns nur zu sehr antworten: in der Hand des also verderbten Menschen ist der Gang der natürlichen Gesellschaft zerstörend für die Natur geworden, weil der Mensch bloß gesucht hat sich darin der Weisheit und der Tugend zu entschlagen; der Gang der bürgerlichen Gesellschaft ist zerstörend für die Gerechtigkeit geworden, weil er bloß gesucht hat darin den Geist des Gesetzes zu entbehren, welches das Wohl von Allen ist; der Gang der politischen Gesellschaft endlich ist zerstörend für die Grundlage selbst geworden, oder, mit Einem Worte, für die Vorsehung, weil er bloß gesucht hat darin dieser einzigen Urquelle der wahren Kraft und der Wirksamkeit aller wahren Macht zu entbehren. Wenn man die Menschen den ehrwürdigen Zweck der verschiedenen Gesellschaftsvereine so wenig erfüllen sieht, ist es dann zu verwundern, daß sie so unsicher, so blind, so grausam, so ungerecht gegen einander sind, statt dieser erhabenen Entwickelungen und all' der Glückseligkeit zu genießen, mit welcher ihr geselliger Verein ihr Dasein hätte verschönern können?

Doch, mein Freund, eben in diesem Zustande der Unsicherheit und Finsterniß ist es, in dieser weiten Ferne vonder Erfüllung des heiligen Zweckes der menschlichen Vereinigung, in dieser noch weiteren Ferne von dem Verlangen nach dessen Kenntniß ist es, daß die Menschen sich bemühn und ereifern, sich einander bestreiten und zerreißen, um zu entscheiden, welches die Gestalt

und die Art sei, welche dieser Verein haben müsse. Wie sollten sie doch gerechter und hellsehender in diesem Stücke sein, als in der Grundsache des Vereines selbst? Denn es ist Zeit, dir eine Wahrheit zu sagen, welche dir nicht mehr neu wird scheinen dürfen; nämlich, daß die Regierung nur der äußere Theil des gesellschaftlichen Körpers ist, während der Verein selbst in seinem Gegenstand und in seinen verschiedenen Eigenheiten betrachtet der Kern davon ist: daß, welcherlei Gestalt die Völker auch für ihre Regierung anwenden, der Grund ihres Vereins immer derselbe bleiben und denselben Gesichtspunkt behalten muß, nämlich den der Aufrechthaltung der natürlichen Gesellschaft, der bürgerlichen Gesellschaft und der politischen Gesellschaft, jede gestützt auf ihre Grundlagen, die Weisheit, die Gerechtigkeit und die Macht.

Sehe ich nun die Staatsgelehrten sich in dieser Art über die Gestalt des Gesellschaftsvereins quälen, während sie über den Grund selbst so wenig vorgeschritten sind, so glaub' ich Leute zu sehn, die sich bei einem Leichnam über die Art und Farbe der Kleider streiten, in welchen sie ihn zu Grabe tragen wollen; oder ich glaube Baumeister zu sehn, die eine Festung auf den Meeresfluthen errichten wollen, und über den besten Entwurf dazu in Zwietracht sind. Staatsgelehrte! Staatsgelehrte! wenn selbst euch gelungen wäre, eure gebrechlichen Meinungen durchzusetzen; noch mehr, wenn selbst durch was irgend für ein Mittel euch gelungen wäre, eine äußere Ruhe unter den Völkern zu begründen, und für all' ihre Gefühls-Bedürfnisse zu sorgen, so hättet ihr zwar viel gethan, aber ihr hättet das Werk doch kaum

begonnen, und besonders hättet ihr noch keineswegs die Frage über die Regierungen entschieden.

Wenn diese Regierung nur die äußere Gestalt des Gesellschaftskörpers ist, und wenn der Verein, in seinem sittlichen Zwecke betrachtet, der Kern und der Grund davon ist, so müßte man von der Natur selber dieses Vereins das Musterbild seiner Gestalt erwarten, so wie die Gestalt eines Baumes sich wesentlich von der Natur seines Keimes herleitet. So dürfte man auch nicht darüber erstaunt sein, die Regierung nach Alter und Bedürfniß des Gesellschaftsvereins wechseln zu sehn, wie wir ja auch den Menschen als Erwachsenen anders gekleidet finden, als in seiner Kindheit.

Und es wäre sicher eine der schönen Forschungen des menschlichen Geistes, mit diesem Kompaß das Meer der Jahrhunderte zu durchschiffen, und daselbst zu beobachten, wie in allen menschlichen Vereinen, in den natürlichen, bürgerlichen und politischen, die Gestalt der Regierung immer durch das Sittliche des Gesellschaftskörpers gleichsam fortgerissen worden; ein Sittliches, das aber in jedem Falle tiefer untersucht werden müßte, als dies von Staatsgelehrten geschehen ist, welche diese Mine anzubrechen versucht haben: denn sie sind nicht durch die Schichte des äußern Sittlichen durchgedrungen, welches fast nichts lehrt, da es gleichsam in Staub verwandelt und von derselben Dünne bei allen Völkern ist.

Aber ich könnte in dieser anziehenden Forschung mit den Staatsgelehrten nur insofern gemeinschaftlich fortschreiten, als wir gegenseitig über unsre Grundlagen übereingekommen wären, und ich weiß sehr wohl, wie

schwer diejenigen, die ich ihnen darbiete, ihre Billigung erlangen werden: aus demselben Grunde darf ich ihnen noch viel weniger in ihre Streitverhandlungen über die beste Gestalt der Regierung nachfolgen, so lange die Grundsätze, welche ich über den Zweck und die Art des menschlichen Gesellschaftsvereins auseinandergesetzt habe, nicht nach höchster Anschauung von ihnen ermessen sind. Nur, wie sie, eine neue Meinung zu den schon bestrittenen über diesen Gegenstand hinzuzufügen, ohne ihnen zur Untersuchung Zeit zu geben, ob ich sie wirklich auf unerschütterlichen Boden gegründet, auf welchen alle Meinungen genöthigt wären zusammenzukommen, das hieße nur ein Schwert mehr in die Berathung werfen, und die Unordnung des Gefechtes vermehren, ohne irgend etwas für die Wahrheit zu thun. Uebrigens fordert der politische Aufschwung, in welchem wir uns befinden, jetzt vielmehr das Zusammenwirken des Antriebs und der Kraft der Bürger, als den Zoll ihres ruhigen Denkforschens; und wie wahr auch das meinige sein möchte, so würde es doch hier durch weitere Ausdehnung an ungehöriger Stelle erscheinen.

Auch beschränkte ich mich, dir die heiligen und unsterblichen Wurzeln darzuthun, auf denen allein, dünkt mich, in seinem Ursprunge der gesellschaftliche Baum beruhen sollte, damit der Verstand und das Herz des Menschen daselbst eine Nahrung finden könnte, die Festigkeit hätte; und statt Feuer und Schwert hier versuchen zu wollen, begnüge ich mich das Feld der Staatsgelehrten zu verlassen, da ich insbesondere so viele Proben habe, daß ihre Lehre mich nicht bis zum Ziele führen würde.

Wirklich würden sie mir nur ungenügende Nahrung geben, wenn sie mich lehrten, wie sie es thun, daß die Regierungsformen sich in demokratische, in aristokratische und in monarchische eintheilen, wie sie den Gesellschaftsverein in drei Ordnungen, in die natürliche, bürgerliche und politische, eingetheilt haben: daß die demokratische Regierungsform für das Gemeinwesen die vortheilhafteste sei, obwohl sie in dem Fall sei, durch ihre Bewegungen eine größere Anzahl von Einzelnen zu drücken; daß die monarchische Regierungsform, indem sie Einige begünstige, dem Gemeinwesen am meisten entgegen sei, weil nur zu viele Beispiele zeigen, daß sie die ganze Nation in den Monarchen und seine Begünstigten zusammenziehe, und alle Uebrigen gleichsam in unthätiger Lähmung lasse; daß die aristokratische Regierungsform mehr oder weniger diese Vortheile und diese Nachtheile vereinige, je nachdem sie der monarchischen oder der demokratischen näher liege.

Sie würden mir nur ungenügende Nahrung geben, wenn sie mir sagten, daß die wahre Eigenheit der Demokratie in der Thätgkeit aller Mitglieder des Freistaats bestehe, indem jeder persönlich zum Besten des Gemeinwesens beiträgt; daß die Eigenheit der Aristokratie darin liege, daß die Verwalter des Staats weniger durch Machtansehn, als durch Berathung und Gerechtigkeit herrschen, indem sie das Gesetz befolgen lassen, da anzunehmen ist, daß sie dieses Gesetz nicht selbst geben, sondern nur es zu erhalten berufen sind; daß die Eigenheit der Monarchie sei, mit Gewalt auf die Nation zu lasten, um ihr die Bewegung und das Schrecken mitzutheilen, und mehr durch die Macht als durch das Gesetz zu

herrschen, wodurch für die ehrsüchtigen Menschen diese Form so vielen Reiz erhält, indem sie es so angenehm finden, über die andern Menschen zu herrschen, ohne sich selbst beherrschen zu müssen.

Sie würden mir auch nur ungenügende Nahrung geben, wenn sie, mit ihrer Beredsamkeit die Regierungen darstellend wie sie sind, statt sie darzustellen wie sie sein sollten, nur zeigen möchten, wie der gesellschaftliche Körper leidend wird, nach Maßgabe daß die menschliche Macht ihr Joch über ihm erhebt; wie das Glück des Menschen und das menschliche Machtansehn zwei Reihenfolgen bilden, die sich durchkreuzen und in umgekehrtem Verhältniß fortschreiten; und wie es durch diese bejammernswerthe Umkehrung kommt, daß der Gesellschaftsverein das äußerste Mißgeschick nur erreicht, wenn er die äußerste Unterwürfigkeit erreicht, und wiederum nur zu der äußersten Unterwürfigkeit gelangt, wenn er zu dem äußersten Mißgeschicke gelangt.

Warum geben sie mir nur ungenügende Nahrung durch alle diese Wahrheiten, von welchen die einen so mittelmäßig belehrend, und die andern so niederschlagend sind? Darum, weil sie den übrigen Wahrheiten fremd bleiben, welche wesentlicher und trostreicher sein würden, und die allein für Alles Hülfe und für jede Frage Antwort brächten; weil sie mir da nur von menschlichen Demokratien reden, von menschlichen Monarchien, von menschlichen Aristokratien, und weil sie, aus dem, was bloß menschlich ist, nicht herausgehend, den Menschen nur von Abgrund zu Abgrund führen; weil bei einem solchen Wesen, wie der Mensch, der allein die Vorstellung des Unglücks auf der Erde hat, es hundertmal besser ist,

ihm seine Uebel, wenn sie unheilbar sind, zu verbergen, als sie seiner Erkenntniß zu enthüllen. Ist es nicht genug für ihn, daß er leidet, und muß man zu seinen Schmerzen noch die Verzweiflung hinzufügen? Was würdest du von einem Wundarzte sagen, der alle deine Glieder aufritzte, um dir den Brand derselben darzuthun, und der sodann, statt wiederherstellende Säfte in deine Adern zu flößen, dich verließe, um schöne Abhandlungen darüber aufzusetzen, wie die Haut rein und glatt zu erhalten sei?

Gleichwohl ist es gerade dies, was die Staatsgelehrten aller Länder gethan haben; sie haben sich nur bemüht, unsre gesellschaftlichen Wunden aufzudecken, und sodann, statt das Leben bis in die Wurzeln des menschschlichen Gesellschaftsvereins einzuströmen, wie ich dazu durch diese lebendigen Grundsätze, die ich dir darlege, beizutragen strebe, haben sie ihre Blicke auf die Außenfläche des Kranken beschränkt.

Sie haben nicht einmal gesehn, daß in allen politischen Körpern sich eine geheime Mischung der Grundstoffe der drei Arten von Regierungsform befindet, wie wir deren eine offenbare der Grundstoffe der drei Arten von menschlichen Gesellschaftsvereinen verkündigt haben. Der Grund dieser Mischung würde jedoch genug bemerkbar werden, wenn man bedächte, daß überall wo Menschen in Gesellschaft vereinigt sind — aber nicht zerstreute und entartete Horden, die nicht in Betracht kommen, da sie als Ganzes weder die Tugenden der natürlichen Gesellschaft, noch die Einsichten der bürgerlichen Gesellschaft, noch die Stärke der politischen Gesellschaft darbieten; daß überall, sage ich, wo Menschen zu einem

Volkskörper vereinigt sind, Handeln, Berathen und Befehlen nöthig ist; daß man wirklich daselbst handelt, berathet und befiehlt, einerlei auf welche Art und unter welcher Benennung, und daß dieses die drei Eigenheiten sind, welche die drei Regierungsformen unterscheiden.

Allerdings vermehrt diese Mischung noch die Schwierigkeiten, welche die Staatsgelehrten in ihren Forschungen erfahren; sie wollen theilen, was verbunden ist, sie möchten zu einer Regierungsform gelangen, die völlig vereinzelt und ohne eine Mitwirkung der beiden andern bestünde, indeß die strengste Untersuchung sie immer beisammen zeigen wird, obwohl überall eine von ihnen abwechselnd vorherrscht: während sie nun dergestalt in unfruchtbaren Forschungen über den untergeordneten Gegenstand, der nur die erhaltende Hülle der Frucht ist, sich erschöpfen, verlieren sie den uranfänglichen und wesentlichen Gegenstand, den Anbau der Güter der ewigen Gerechtigkeit und die Veredlung des gesellschaftlichen Körpers, ganz aus den Augen, und theilen diese unordentliche Bewegung allen Gliedern desselben mit.

Die Vorsehung hingegen, die ohne Leidenschaft wie ohne Unwissenheit ist, legt kein so großes Gewicht auf diese Hülle, als auf die Vervollkommnung und das sittliche Glück des Gesellschaftsvereins, weil sie ihren Gegenstand nicht aus dem Gesicht verliert, und weil sie weiß, daß durch diese Vervollkommnung ihr Werk vorrücken kann.

Daher, als die Hebräer, nach Samuel, ihre Volksregierung mit der monarchischen Regierungsform vertauschen wollten, fing die Vorsehung damit an, ihnen alle Nachtheile, die ihre üble Wahl mit sich führen würde,

vorstellen zu lassen, und sie gab ihnen zwar zuletzt einen König, als sie dieselben auf dem Vorsatze beharren sah, aber sie vergaß darum nicht den heiligen Zweck des Vereines selbst. Sie empfahl ihnen die Befolgung der Gesetze, in denen sie nicht aufgehört hatte sie zu unterrichten und versprach ihnen, daß, wenn sie nicht alle Begünstigungen, womit sie überhäuft worden, vernachlässigten, sie und ihr König bewahrt bleiben sollen, lauter Dinge, die sie ihnen unter Moses zum voraus verkündigt hatte; siehe das 17. Kap. des 5. Buchs.

Daher, als die Vorsehung durch ihren Propheten Samuel die Hebräer ermahnte, ihre Volksregierung zu behalten, that sie dies nur, um dieselben näher zu sich zu ziehen; sie that es, um ihr eigenes Reich ohne Vermittlung eines Herrschers über sie zu begründen, aber nicht um sie sich selber preiszugeben, und sie zu aller Unordnung einer bloßen menschlichen Volksregierung herabsteigen zu lassen, wie so viele Leute so leichthin aus der berühmten Stelle Samuel's gefolgert, die Jean-Jacques in einer der glücklichsten Bewegungen, die er je empfunden, angeführt hat; ein Mißgriff, der doch wohl nicht würde Statt gefunden haben, wenn dieser große Schriftsteller noch ein Wort mehr gesagt, oder seine Leser eine Zerstreuung weniger gehabt hätten.

Denn als vor der Herrschaft der Könige die Hebräer sich von Gott entfernten, um sich aller Unordnung der menschlichen Volksregierung hinzugeben, und sie dadurch die Beute ihrer Feinde wurden, so war es um sie dieser Unordnung und den aus ihr entstehenden Uebeln zu entreißen, es war, sag' ich, um sie wieder zu sich heranzuziehen, daß die Vorsehung ihnen Richter gab, die eine

Art geistiger Aristokratie bildeten, und die zum Zwecke hatten, ihnen die Gesetze der Weisheit und die Verordnungen der Wahrheit zurückzurufen.

So hat Rousseau, des Lobes in so vielem Betrachte würdig, und dessen meiste Schriften das Handbuch aller guten Menschen sein sollten, über den Gegenstand, von dem hier die Rede ist, nur deßhalb so viele Zustimmung gefunden, weil man gerade das Widerspiel seines Gedankens ergriffen hat. Er würde vielleicht gehöhnt worden sein, wenn er seine erhabenen Grundsätze vollständiger dargelegt hätte, so mißtrauisch hat man uns über alles gemacht, was das Reich der Vorsehung betrifft. Und wahrlich, wenn die Hoffnung, zu denselben Ehren wie er zu gelangen, mein Antrieb gewesen wäre, die Feder zu ergreifen, und mich so zu zeigen, wie ich in diesem Augenblick es thue, so würde ich allem Anschein nach falsch gerechnet haben.

Ich werde deßhalb nicht minder verkünden, daß in den Augen dieser Vorsehung der erste Gegenstand der Anbau ihrer ewigen Güter ist, der Erzeuger der Wahrheit und Gerechtigkeit; daß der Lohn der Arbeiter das Glück des menschlichen Gesellschaftsvereins sein würde, ausschließlich gegründet auf ihre göttliche und unmittelbare Aufsicht; daß die Form der Regierungen nur der zweite, untergeordnete Gegenstand ist; daß, welches auch die Form dieser Regierungen sei, die Vorsehung sie nur sofern gedeihen lassen kann, als ihre Weisheit und ihre unwandelbare Vernunft sie belebend durchdringt; als sie, mit Einem Worte — erschrick nicht über das, was du lesen wirst — wahrhaft dem Geiste nach theokratisch sind, nicht menschlich theokratisch, um nicht zu sagen höllisch

theokratisch, wie dieses auf der Erde allgemein Statt gefunden, sondern göttlich, geistig und natürlich theokratisch, das heißt, ruhend auf den Gesetzen der unwandelbaren Wahrheit und auf den Rechten dieses heiligen Verhängnisses, welches Gott und den Menschen, in welcher Lage er sich auch befinde, dnrch ein unauflösliches Bündniß vereiniget.

Wir müssen hier von der Erhabenheit dieser Regierungen sagen, was wir von der Erhabenheit des menschlichen Gesellschaftvereines gesagt haben, nämlich daß zur Erreichung des Zweckes dieser göttlich, geistig und natürlich theokratischen Regierungen die Gesetze derselben im wahren eigentlichen Sinne befolgt werden müßten, und nicht im umgewandten Sinne; um so mehr, da je höher der Grad in dieser Ordnung der Dinge sich erhebt, desto größere Abscheulichkeit daraus hervorgeht, wenn er nicht rein ist: daß ferner, welches auch immer die Form der Regierungen sei, die Regierenden in Wirklichkeit die höchste Vernunft als ihr Haupt und als ihren Führer anerkennen müßten, da ihr allein die allgemeine Herrschaft in Wirklichkeit angehört, und in diesem Betracht könnte vielleicht genügen, sich mit der Vervollkommnung der Regierenden, statt der Regierungsformen, zu beschäftigen: denn diese flösse natürlicherweise aus der andern, und das Ganze für das höchste Wohl des Gesellschaftvereins, welcher, nach der Wahrheit, mit der Regierung eins und so innig mit ihr verbunden sein sollte, wie die Körper der Materie es mit ihrer Hülle sind.

Laß uns also, mein Freund, alle diese Gegenstände, die sich, indem sie durch die Hand der Menschen gehn, so verengt und verderbt finden, im Großen und in ihrem

ursprünglichen Vollbestande betrachten! Gott ist der einzige Fürst und der einzige Oberherr der Wesen, und wie ich dir hier schon gesagt habe, er will der Einzige sein, der über die Völker herrscht, in allen Gesellschaftsvereinen und in allen Regierungsformen. Die Menschen, die sich an der Spitze der Nationen oder der Staatsverwaltung finden, sollten nur seine Stellvertreter, oder, wenn man will, seine Beauftragte sein; und du hast gesehn, daß diese Vorstellung auch in ihnen selbst wie in mir ist, durch die Zuversicht, die sie zu ihrem Ansehn haben, und durch ihre Bemühungen, dasselbe als ein von der Gerechtigkeit selbst ausfließendes zu zeigen. Da diese Stellvertreter der Vorsehung, oder diese göttlichen Beauftragten, obschon von Natur den andern Menschen gleich, durch ihre Gaben und durch ihre Erkenntnisse von dem übrigen Theil der Nation unterschieden und ihm überlegen sein würden, so wäre hier nicht schwer zu erkennen, woher die Menschen, die alles mißbrauchen, ihre menschlichen Monarchien und ihre irdischen Aristokratien entlehnt haben, und woher diese Ehrfurcht stammt, welche, wahrhaft oder gemacht, gemeiniglich jeder für die Obrigkeit hat, die über ihm steht.

Endlich die Nationen, durch das Mittel dieser Stellvertreter die Erkenntnisse und Stützen empfangend, deren sie zur Erhaltung ihres gesellschaftlichen Zustandes und für die Fortrückung des Werkes benöthigt sind, würden davon nach ihrer Weisheit Gebrauch machen, und uns hier wirklich den wahren Zweck der demokratischen Regierung zeigen, der die natürliche Theokratie angehört.

Hoffen wir nicht, daß wir anderswo als hier die Einsichten finden, deren wir bedürfen, um uns über die

politischen Gegenstände und über alles dasjenige aufzuklären, was sich auf den menschlichen Gesellschaftsverein bezieht, unter welcher Form er auch sich darstellt.

Man hat uns gesagt, daß das Volk oberherrlich sei; ich berühme mich so zu denken und es laut zu bekennen; aber wenn das Dasein des Menschen nur einen einzigen Zweck hat, nämlich den Anbau der ewigen Güter der Wahrheit, so kann das Volk nur für diesen selben Zweck und nur in dem Sinne oberherrlich sein, in welchem wir ersehn haben, daß der Mensch ehmals hätte Eigenthümer sein sollen: obschon wir also die Völker, nach dem ursprünglichen Plan, als oberherrlich von Rechtswegen anerkennen, so können wir doch nicht umhin zu sagen, daß sie der That nach nicht weniger als der Mensch unter ihre anfängliche Bestimmung herabgestiegen sind. Sie haben allerdings kraft der ihnen eingebornen, in ihnen wie in dem Menschen erhaltenen und unvertilgbaren Grundlagen, das Vermögen ihre Entartung zu fühlen, und das unbestreitbare Recht aus ihr emporzustreben; aber das ist ungefähr alles, was sie noch haben; und es fehlt ihnen die erforderliche Klarheit, um diesen Rechten einen sichern Gang zu geben, und daraus immer wahrhaften Vortheil zu ziehen.

Auch beschränkt sich wirklich diese Oberherrlichkeit für die Völker darauf, das Gefühl alles ihres Elendes zu haben, die Augen auf diejenigen unter ihnen zu werfen, welche sie für die wenigst unfähigen halten, um ihre Befreier zu werden, diese durch ihre Wahlstimmen oder durch ihre Wünsche der wohlthätigen und hellsehenden Gerechtigkeit zu bezeichnen, und abzuwarten, daß die von ihnen gewählten Personen bis zu deren Throne nahen

dürfen, und ihnen von dort die Schätze zurückbringen, die ihnen unerläßlich nothwendig sind, um ihre Vorrechte wieder zu erlangen und ruhmvoll zu offenbaren.

Ohne diese Ordnung der Dinge würden die Völker, und diejenigen, die sich ihrer Führung unterzögen, nur Luftbällen zu vergleichen sein, die in die Unermeßlichkeit des Raums geschleudert den Launen der Winde preisgegeben wären, ohne irgend einen Punkt des Widerstandes, auf welchem das Steuer eine Richtung bewirken könnte, ohne Boden und Gesichtskreis, um ihre Bahn darnach zu schätzen, und ohne alle Mittel, um die Zufälle und die Schiffbrüche, die sie jeden Augenblick bedrohten, vorherzusehen und zu vermeiden; woraus zu schließen ist, daß, wenn das vorzüglichste jetzige Eigenthum des Menschen, wie wir oben erkannt haben, seine Dürftigkeit ist, gleicherweise jetzt der erste Grad der Oberherrlichkeit der Völker ihre Ohnmacht und ihre Dienstbarkeit ist.

Zweifeln wir also nicht mehr, daß, wie groß auch dieser Titel der Oberherrlichkeit, der ihnen rechtmäßig noch angehören kann, sein möge, doch die Bedingungen, die er erfordert, noch unendlich größer seien; denn es ist hier nicht hinreichend, von der Gerechtigkeit, von der Weisheit und von der Treue gegen das Gesetz zu sprechen, als welche für die Völker nur Tugenden der Ausübung sind, die sie im Gebrauch ihrer Rechte beobachten müssen, um deren Erhaltung zu verdienen, aber die nicht hinreichen zu deren Erwerbung.

Ich habe dir vorhin die Nationen gezeigt, wie sie bald der Gunst der Vorsehung, bald den Sprüchen ihrer Gerechtigkeit zum Werkzeuge dienen: ich habe dir auch von der Art Weihe gesprochen, von welcher angenommen

ist, daß alle Gesetzgeber und alle Dienstbeamte der Völker sie empfangen müssen, um ihre Beschlüsse und alle Verrichtungen ihres Amtes rechtmäßig zu machen; hierin ist, wie wenig auch das, was ich sagen werde, Glauben finden mag, die Quelle der wahren Oberherrlichkeit der Völker. Sagen wir es also laut, was vielleicht noch nie von den Menschen vernommen worden: wann sind die Völker oberherrlich im ganzen Umfange, den dieses Wort gestattet, und der allein sie so ehrwürdig machen soll? Dies ist nur dann, wenn sie an's Werk gestellt sind zur Erfüllung der Beschlüsse der Vorsehung; dies ist, wenn sie hiezu ihre Weihe erhalten haben; dies ist, wenn dadurch sie bis zu einer Macht erhoben sind, die über ihnen steht, und die sie nicht mehr an das Gebot ihres Willens, sondern an das Gebot des Willens der Vorsehung knüpft, als welcher stätiger und hellsehender denn der ihre ist; ohne welches diese ehrfurchtgebietende Weihe, dieses geheiligte Wort, vor dem das Weltall sich niederwerfen sollte, zu einem Worte wird ohne Werth und ohne Bedeutung.

Denn davon ist nicht mehr die Rede, mir für die Weihe der Völker jene gegenseitige Zustimmung anzugeben, jenen Handelsverkehr der Willen, den die Einzelnen unter einander zu treiben gemeint sind, nach der Annahme der Staatsgelehrten, die niemals andere Grundstoffe für den Bau des Gesellschaftsvertrags zu finden gewußt, von welchem nachher alle bürgerlichen und politischen Handlungen der Gesellschaft sich ableiten sollen; ich sehe da nur einen Verkehr von Gleichem zu Gleichem, der aufhören kann nach dem Willen der Theilnehmer, der daher nur ein schwankendes Dasein hat, und der mir nur

übereinkömmliche Macht und bildliche Weihen darbieten kann.

Ich sehe selbst nicht ein, wie daraus jemals ein verbindendes Gesetz hervorgehen könnte, auf dessen Nutzen und Früchte gerechnet werden dürfte, da jedes Gesetz seine Strafe mit sich führen muß, und unter den Einzelnen, die man als Miturheber des Vertrags annimmt, wenn gleich Viele das Gesetz, doch gewiß nur sehr Wenige die Strafe für sich wollen; so daß hiedurch allein schon das Gesetz nur scheinbar wäre, und sich im Entstehn vernichtete, ungerechnet alle diejenigen, die durch List, oder auf jede andere Weise, diese Strafen zu vermeiden wüßten, welche in der wahren Ordnung unmittelbar mit dem Gesetze zusammenhängen muß. Ich sehe übrigens, daß das letzte Ziel, wohin die Strafe des Gesetzes der Menschen sich auszubreiten vermag, das Tödten ist, eine Strafe, die nur den Menschen der Materie schreckt, und selten den sittlichen Menschen bessert. Es würde mir größeren Eindruck machen, dieses Gesetz, wenn es, statt zu tödten, wieder auferwecken könnte, und die Schuldigen mit dem Lichte ihrer Verbrechen zu umgeben wüßte.

Lassen wir also diese falschen Bilder der Wahrheit beiseit, wenn wir bis zur Wahrheit selbst gelangen wollen: öffnen wir zugleich unsre Augen, unsre Herzen und unsren Geist dieser heiligen Weihe, die allein allen Fragen und allen dunklen Trieben unseres Wesens Genüge leisten kann, weil sie allein im Stande ist, die Völker wahrhaft oberherrlich zu machen, indem sie dieselben mit einer Macht bekleidet, welche in ihnen die wirkende Kraft mit einer wahren Machtbefugniß vereinigt, und welche

dadurch die Erfüllung ihrer Sendung sichert; weil endlich sie allein im Stande ist, die Gerechtigkeit auf die Erde zu bringen, und wir, geboren in der Gerechtigkeit, uns gern mit diesem Lebensmittel ernähren, wie das Kind sich gern von dem Nahrungsstoffe derjenigen ernährt, die ihm das Tageslicht gegeben.

Obgleich wir von diesen hohen Wahrheiten so weit entfernt sind, mein Freund, so laß uns doch nicht so thörigt sein, darum ihr Dasein bestreiten zu wollen. Werfen wir unsre Blicke auf diesen Erdball, den wir bewohnen; wir sehen daselbst, daß in den verschiedenen Himmelsstrichen die Erzeugnisse, welche ihnen eigen sind, gewissermaßen die Weihe der Jahreszeiten und der Wärmegrade des Luftkreises abwarten müssen, um die Verrichtungen auszuüben, die sie auf dem Schauplatze der vergänglichen Dinge zu erfüllen haben; wir sehen daselbst, daß die Natur, welche die Vorsehung der physischen Wesen ist, diese als solche in Abhängigkeit hält, und daß sie, wie eine Oberherrin, von ihrem Throne herab jedes derselben zu seinem Range beruft, und jedes nach seinem Theile mit der Ausführung ihrer Beschlüsse beauftragt. Wie sollte es also in der höheren Ordnung, aus welcher wir unsren Ursprung nehmen, nicht eine ähnliche Vorsehung geben, welche die Natur dieses Reiches wäre, wie die physische Natur die Vorsehung der Erde ist; und deren Weihe folglich den Menschen und den Völkern noch unentbehrlicher sein müßte, damit sie rechtmäßig und wirksam an der Erfüllung der Absichten derselben zu arbeiten vermöchten, da sie sich in ihren Bewegungen verirren können, und die physische Ordnung in den ihrigen sich nicht verirren kann?

Wiederholen wir es also ohne Scheu, hier ist die ausschließliche und nothwendige Quelle, aus welcher die wahre Oberherrlichkeit der Völker fließt; eine Oberherrlichkeit, die sodann nicht mehr willkürlich und zerbrechlich ist, sondern sich auf eine lebendige stützt, und welche die Nationen unter die Abhängigkeit der Dinge stellt, wie die Staatsgelehrten sagen, und nicht unter die Abhängigkeit des Menschen; weil, wenn sich ereignet, daß Völker zum Werke berufen und auf diese Art geweihet sind, auf ihnen alsdann eine Macht ruhen muß, die dem Plane der höheren Hand entspricht, von der sie gewählt worden, und von welcher sie nur noch die Werkzeuge sind; und so berechnet diese Macht sich nicht mehr nach der Weisheit der menschlichen Rathschläge, und nach der Stärke der Völker und der Größe ihrer Heere; denn da sie mit der lebendigen Ordnung verbunden ist, so wäre nicht zu verwundern, daß sie durch diesen Verein das Recht erhielte, nach ihrem Gefallen den Scharfsinn der Häupter der gewählten Völker so wie den Eifer und den Muth ihrer Krieger zu erhöhen, neue Entdeckungen und unerwartete Erfindungen in dem Geiste der Menschen entstehen zu lassen, und daß sie dadurch auf der einen Seite einen siegreichen Widerstand trotz allen Hindernissen erzeugte, und auf der andern eine hinfällige Schwäche trotz allen Hülfsmitteln.

Für diejenigen, die ihren Geist nicht in die engen Schranken des Naturalismus haben einzwängen lassen, dürfte dies wohl der verborgene Schlüssel sein so vieler weltberühmten Ereignisse, des Umsturzes wie des Ruhmes so vieler Reiche, der so überraschenden Niederlagen und Siege, der so zahlreichen Erscheinungen der Völkerge-

schichte, von welchen die Forscher uns nur untergeordnete Lösungen geben, indem sie dieselben durch die Einsichten und Fähigkeiten der Sieger, so wie durch die Fehler und Ungeschicklichkeiten der Besiegten erklären, während diese Fehler und Ungeschicklichkeiten, so gut wie jene Fähigkeiten und Einsichten, zu den sichtbaren Mitteln gehören, deren jene Macht sich bedient, um insgeheim ihr Ziel zu erreichen, und die gewählten Völker ihrer Oberherrlichkeit theilhaft zu machen.

Wenn Völker ihre Erwählung zu dieser wahren Oberherrlichkeit nicht unterstützen, oder die eines anderen Volkes aufhalten wollten, so könnten sie zu ihrem Unglück es dahin bringen, nicht nur ihre erste Weihe zu verlieren, sondern auch an deren Stelle sogar eine entgegengesetzte Weihe zu empfangen, welche sie verwirrte und zu ihrem Untergange führte. Denn es muß mehrere Arten von Weihe geben, wenn es wahr ist, daß es mehrere Arten von Macht giebt. Welch' neuer Boden im Gebiete der Völkergeschichte zu durchforschen, und welch' ergiebige Ausbeute für den aufmerksamen Beobachter, gewährte, besonders wenn dieser sich genug erhöbe, um zu erkennen, daß die Geschichte der Nationen eine Art lebendigen und beweglichen Gewebes ist, durch welches, ohne Unterlaß, die unwiderrufliche und ewige Gerechtigkeit durchrinnt.

Wenn endlich, ohne diese Stufen zu erreichen, die Völker den Titel der Oberherrlichkeit ansprächen, und ihre Absicht und Macht doch nur auf die äußere Gestalt der Gesellschaft und auf die materiellen und untergeordneten Einzelheiten des Staates richteten, so dürfte man ihnen darum jenen Titel noch nicht bestreiten, da sie in

dieser Klasse wirklich oberherrlich wären, und darin noch immer eine ihrem Gegenstande gemäße Weihe fänden: aber man müßte ihnen zu bemerken geben, daß sie diese Gattung so sehr untergeordneter Oberherrlichkeit mit Unrecht in gleichen Rang mit derjenigen stellen würden, welche im Großen den umfassenden Planen der Vorsehung angehört, da jene Oberherrlichkeit nur die des Willens des Menschen, und täglich in Gefahr wäre, mit allen ihren Grundlagen und allen vorübergehenden Früchten derselben, durch höhere Oberherrlichkeiten fortgerissen zu werden.

Uebrigens würden diese tiefen Unterweisungen sich mehr an die Häupter der Völker, als an die Völker selbst richten; weil, wie ich dir schon gesagt habe, die Häupter die ersten Stellvertreter der Vorsehung, und die ersten Werkzeuge der Ausführung ihrer Plane sein sollten. Sie bilden zwar mit den Völkern, denen sie vorstehn, nur Einen Körper, aber sie gleichen den Außenwachen eines Heers; sie sind es, denen zunächst die ersten Gefahren und die ersten Siege gehören, und von ihrem Benehmen kann zuweilen das Heil oder der Untergang des Heeres abhängen.

Aber von dieser nämlichen Ursache hängt noch mehr ihr eigenes Heil, oder ihr eigner Untergang ab: wie oft auch hat man nicht gesehn, daß Völker erhalten blieben, während die Häupter derselben gleichsam als ihres Ranges unwürdig herabgestürzt wurden! wie oft hat man nicht während der Dauer eines und desselben Volkes dessen Regierungsform wechseln, dessen Fürstengeschlechter sich erneuern, dessen Häupter und Verwalter der Reihe nach durch andre Häupter und Verwalter ersetzen sehn,

die auch ihrerseits wieder in Schmach und in Staub fielen!

Der Grund dieser Thatsachen ist sehr einfach; die Völker sind nämlich in den Augen der Vorsehung noch werther, als es die besondern Oberhäupter und Geschlechter der Fürsten sein können, weil jene, als Völker, sich besser eignen, die Absichten der Vorsehung zu fördern, welche insgesammt zu Gunsten der Völker sind; weil endlich die Völker, welche die Macht nur hervorbringen, weniger dem Verderben ausgesetzt sind, als die Häupter, welche dieselbe zu leiten haben. Auch sieht man wohl, daß Völker sich verirren, (weniger jedoch durch eigene Schuld, als durch Beispiel und Verführung) aber selten sieht man sie in Masse freveln: dagegen über die ganze Erde hin man nie aufgehört hat, ihre Häupter mehr noch freveln als sich verirren zu sehen. Als was muß es daher erst gelten, wenn man sie bemüht sieht, die Völker, die ihnen anvertraut sind, mit sich fortzureißen in ihr eigenes Verderben?

Man könnte daher diesen Oberhäuptern nicht oft genug wiederholen, daß sie uns mit diesen hohen Namen von Oberherren und Stellvertretern, die so leicht zu mißbrauchen sind, nicht mehr verführen mögen. Die wahre Weihe, deren Bild sie, wie ich dir oben gezeigt, uns überall darbieten, ist die einzige, welche zugleich ihre Rechte und unser Glück sichern kann; denn wenn es mehrere Arten von Macht und mehrere Arten von Weihe giebt, so kann es auch mehrere Arten von Stellvertretern geben. Ja, wenn es gewiß ist, daß der Mensch der Stellvertreter der Wahrheit und Gerechtigkeit sein kann, so kann er auch der Stellvertreter der Lüge, der Be-

gierde, des Stolzes, der Tyrannei, mit Einem Worte, der Stellvertreter der Ungerechtigkeit und der Finsterniß sein, weil alle diese verschiedenen Mächte immer bereit sind, ihm ihre Weihe zu geben; und eben deßhalb, weil diese Arten von Oberherrlichkeiten allzumal begierig sind, ihre besondern Vertreter hienieden zu haben, sieht man so viele Gegenstrebungen, Unruhe und Verwirrung auf der Erde.

Wenn nun die Völker selbst nur in so fern wahrhaft oberherrlich in der höheren Ordnung sind, als sie die Werkzeuge der höchsten Oberherrlichkeit sind, und von dieser ihre Weihe haben; um wie viel mehr würden die Häupter und Vertreter dieser Völker uns betrügen, wenn sie diese höchste Oberherrlichkeit sich anmaßen und deren unwiderruflichen Beschlüssen eine andere Weihe unterschieben wollten, die nicht die ihre ist! Wenn es nicht zwei Gerechtigkeiten giebt, so muß man die wahre und einzige, bevor sie auf die Erde gebracht werden kann, in ihrem eigenthümlichen Gebiete eingeärntet haben; und auf diesem giebt es nur einen alleinigen Oberherrn, vor welchem der Mensch, die Völker und ihre Häupter ehrfurchtsvoll abwarten müssen, welchen Antheil seiner Rechte er ihnen unter der strengsten Verantwortlichkeit beliebig überlassen werde.

Wie dürften der Mensch, die Völker und ihre Häupter sich über das ihnen beschiedene Theil beklagen? Ist es für sie nicht genug, die Verwalter der ewigen Gerechtigkeit sein zu können, die Anbauer der lebendigen und fruchtbaren Güter derselben, mit Einem Worte, durch ihre Tugenden, ihren Eifer und ihre Redlichkeit,

auf der Erde die Stellvertreter des alleinigen Oberherrn der Wesen zu sein?

Ueberdieß ist das Unvermögen des Menschen in Hinsicht der Oberherrlichkeit, außer seinem untergeordneten und beengten Kreise, durch die That und auf unwiderrufliche Weise dargethan.

Durch eine Ursache, welche die Philosophie verwirft, weil sie viel mehr urtheilt als untersucht, die aber für den einfachen Verstand nur diese augenscheinliche Herabsetzung des Menschen ist, welche die ganze Natur in jedem Augenblicke ausspricht, sind von unseren Fähigkeiten nur zwei zu unsrer Verfügung geblieben, der Willen und die Handlung. Deßhalb sieht man wirklich nur zwei Vermögen unter den Menschen, das der Verwaltung und das der Ausführung. Das Vermögen des festbeständigen Gedankens, oder der erleuchteten und unwandelbaren Gesetzgebung, findet sich unter ihnen nicht, und ist das einzige, das nicht mit uns herabgestiegen ist: es ist in den Händen des wahrhaften Oberherrn zurückgeblieben, der sich dadurch das Mittel vorbehalten hat, uns fühlen zu lassen, welches unsre ursprünglichen Rechte waren, und welches der Preis dessen ist, was uns fehlt; niemals hat Voltaire so wahr gesprochen, als da er, in seinen Fragen über die Encyklopädie, bei dem Wort Idee, gesagt, „daß der Gedanke nicht uns gehöre“; denn wenn der Gedanke nicht uns gehört, und wir alle dennoch Gedanken haben, so müssen sie uns wohl irgendwoher kommen. Auch sind die Herren der Völker, wenn sie uns als die Quelle des Gedankens erscheinen wollen, da sie denselben doch nicht haben, nur ein Zerrbild der Wahrheit. Auch ist das

Wort Oberherr, in dieser Grundbedeutung, nur ein Vernunftbild, sobald man es auf einen Menschen anwenden will: auch würde der Mensch, welcher in der höheren Ordnung, von der ich rede, als Gesetzgeber gelten wollte, seinen Willen für seinen Gedanken nehmen, und sich einen Gedanken zuschreiben, der ihm nicht gehörte.

Wirklich findet man die Menschen, wenn sie auf sich selbst beschränkt sind, immer nur diesseits oder jenseits des Gesetzes, welches sie aufstellen oder schaffen, weil sie, als bloße Wesen der Verwaltung und des Handelns, nicht mehr ausreichen, sobald es auf Gesetzgebung ankommt, das heißt, wenn der Gedanke wirksam werden soll, weil dieser Gedanke, der in ihnen dunkel oder todt ist, zurückbleibt, während ihr Handeln immer fortschreitet im Guten und im Bösen, aber gemeinhin mehr im Bösen als im Guten.

Und in Wahrheit, man vergleiche den Gang der bloß menschlichen Oberherren mit ihren Gesetzbüchern, fast nie wird man beide in Einklang finden, man wird sie in ihren Arbeiten, ob sie abtragen oder aufbauen, nur abbildliche Werke hervorbringen sehn, und die immer wieder auf's neue anzufangen sind, weil ihre ausübende Kraft nicht aus dem Gesetze hervorgeht, und man daher nur Kinder ohne Mütter und Mütter ohne Kinder findet: statt daß in der höheren Ordnung das Gesetz und das Handeln immer eins sind, weil das Gesetz daselbst unaufhörlich von dem Gedanken und das Handeln unaufhörlich von dem Gesetz ausgeht.

Aber obgleich das Gesetz und das Machtansehn, in der höheren Ordnung, nur dem alleinigen höchsten Oberherrn angehören, da beide der Ausdruck seiner ewigen

Vernunft und seiner unwandelbaren Weisheit sind, so ist darum nicht weniger wahr, daß die Gesetze der Völker und die menschlichen Gewalten selbst, wie mangelhaft sie uns auch scheinen mögen, immer unsre Ehrfurcht und Unterwerfung verdienen, wenn sie nur nicht augenscheinlich die Rechte des Menschen verletzen, weil, wenn sie auch unseren Augen nur ungestalt erscheinen, wir doch nicht absprechen können, daß sie nicht mit dem Gesetze von oben heimlich verbunden seien, welches in der Unermeßlichkeit seiner Absichten alles umfaßt, jede Triebfeder seines Werkes nach seinen Entwürfen bewegt, und wechselsweise, und wann es nöthig ist, Finsterniß und Licht über die Völker ausgießt.

Wenn diese menschlichen Gewalten augenscheinlich die Rechte des Menschen verletzen, und durch ihre ausschweifende Wuth zu rohen thierischen Gewalten werden, so giebt es keine göttliche noch politische Sittlichkeit, welche dem Menschen alsdann untersagte, sie abzuwehren. Wenn durch irgend eine Macht, wie rechtmäßig sie übrigens sei, der Mensch in den Kampfraum hinabgeworfen und den wilden Thieren überliefert worden, so kann man ihm nicht zum Gesetz machen, sich von ihren mörderischen Zähnen ruhig zerreißen zu lassen, und sich nicht zu vertheidigen, wenn er es vermag. Dieses Recht des Menschen bleibt unverändert, wenn die menschlichen Gewalten selber in den Kampfraum niedersteigen, und sich gegen ihn in reißende Thiere verwandeln.

Ich beschließe hier, mein Freund, die kleine Zahl politischer Betrachtungen, die ich dir angekündigt habe, und fasse mich in wenigen Worten zusammen: die Einsicht des höheren und göttlichen Gesetzes, und die Fähigkeit

des Menschen dasselbe, wenn er rein ist, zu verwalten, das sind die erhabenen Rechte des Menschen auf der Erde, das soll der Geist und das Werk der Regierungen sein; die Ordnung und das Glück der menschlichen Gesellschaftsvereine, gegründet auf den Anbau und die Ausbreitung des Reiches der Gerechtigkeit und Wahrheit, das ist die Frucht, die sich aus all' diesen Keimen ergeben soll; und ohne jetzt tiefer in diese Gegenstände einzudringen, hab' ich dir in diesen kurzen Bemerkungen die regelmäßigsten Grundlagen mitgetheilt, die bis jetzt für das Gebäude der Gesetzgebung und des Staates gefunden worden.

Aber nicht, als ob der Schlüssel all' dieser Einsichten, welche du eben überschaut hast, und die mir nicht so leicht umzustoßen scheinen, unseren Händen jemals gefehlt hätte! Dieser Schlüssel umfaßt alle Welten durch seine allgemeine und durchdringende Wirksamkeit; dieser Schlüssel ist doppelt, ohne daß er aufhört, Einer zu sein, wie in der Tonkunst der Grundton die Eigenheit besitzt Dur und Moll zu sein, ohne daß er aufhört, Mittelpunkt zu sein; das heißt, er ist zugleich der Urgrund des Menschen, ohne daß er aufhört, ein einziges Wesen zu sein, und ohne daß der Mensch darum der Urgrund sei, wie in dem Grundtone Dur wohl Moll, aber Moll nicht Dur enthält. Dieser Schlüssel wirkt nicht ohne zu sprechen, und spricht nicht ohne zu wirken; er macht keine Bewegung, ohne dreifach zu öffnen und zu schließen, weil er die Wurzel ist von allem was ist, der bewahrende Herd alles dessen, was sein kann, und die Schranke von allem was nicht ist: daher verschließt er die Quellen der wahren Oberherrlichkeit und des wah-

ren Lichts; nnd als solcher ist er allein der Ruheort des Geistes des Menschen, wie er allein der Ruheort seines Herzens ist: doch wenn du von mir verlangtest, dir ihn mit einem Namen zu bezeichnen, so würde ich dir nur durch Schweigen antworten, da ich mich deutlich genug erklärt habe, um von dir verstanden zu werden.

Ich kehre also mit dir zu unsern einfachen Betrachtungen zurück, und erinnere dich an das, was ich dir im Anfange dieser Schrift gesagt habe, daß die politischen Bewegungen, in deren Stürmen wir wandeln, mir für das Auge Gottes nur Wege zu sein scheinen, auf welchen er uns zu größerer Glückseligkeit, als wir denken, vorbereitet. Denn der staunenerregende Entwickelungsgang unsrer großartigen Revolution, und die hervorleuchtenden Erscheinungen, welche denselben auf jedem Schritte bezeichnen, müssen jedem, der nicht sinnlos oder unredlich ist, die Ausführung eines förmlichen Beschlusses der Vorsehung in Feuerzügen darin zu erkennen geben: man kann sogar sagen, daß das Werk von ihrer Seite schon gethan ist, obwohl noch nicht ganz von der unsrigen. Ihre Hand, gleich der eines geschickten Wundarztes, hat den fremden Körper weggeschafft, und wir empfinden alle unvermeidlichen Folgen einer schmerzhaften Hülfleistung und den Druck des Verbandes der Wunde; aber wir müssen mit Geduld und Muth diese Schmerzen ertragen, da unter ihnen keiner ist, der uns nicht zur Genesung führt.

Ich erinnere mich auch, den politischen Zustand der Menschen auf der Erde zuweilen mit einem Gebäude verglichen zu haben, welches aus Kellergewölbe, Erdgeschoß und Oberstock besteht. Ich habe gesehn, daß die

menschlichen Regierungen, priesterliche und weltliche, unter welcher Gestalt sie erschienen, fast alle Völker in die unteren Gewölbe hinabgestoßen hatten. Die Franzosen, durch die natürliche Wirkung ihrer Revolution, sind aus diesem Gewölbe hervorgegangen und zu dem Erdgeschoß emporgekommen: aber so lange sie noch nicht in den Oberstock aufgestiegen sind, haben sie ihr Werk noch nicht vollendet, und dahin, mein' ich, will die Vorsehung sie führen, damit sie nicht nur der Finsterniß der Gewölbe, wo man nichts sieht, sondern auch der Beschränkung des Erdgeschosses enthoben seien, wo man nur das Allernächste sieht, während man von dem Oberstocke herab einen größeren Raum überschaut, und den Feind besser beobachten kann.

Die Vorsehung überläßt den Franzosen, wie den andern Völkern, die Sorge all' dieses untergeordneten Verfahrens, all' der geringeren Anordnungen ihrer Staatswirthschaft, der Finanzen, der Zucht, der Verwaltung, lauter Dinge, die nützlich und nothwendig sind, aber nur die Oberfläche des Werkes sind, und gleichsam nur dem innern Haushalt angehören; sie überläßt ihnen, sag' ich, diese Art von Sorgen, weil ihnen zur Wahrnehmung, und wenn sie wollen, zur Verbesserung der Fehler, die sie in dieser Ordnung der Dinge begehn, die einfache natürliche Vernunft hinreicht; nur die Verbrecher ruft die Vorsehung unmittelbar vor ihren Richterstuhl; und sie behält sich vor, inmitten all' dieser äußern Beschäftigungen, den Menschen ohne sein Wissen dennoch zur Kenntniß ihrer weisen Absichten zu leiten, und ihm die Früchte derselben zuzuwenden, denn sie kann von der Seele des Menschen andre Werke und andre Ergebnisse

erwarten, als solche, die nur die Schale seines Wesens angehn. Und wahrlich, es würde ein unauflöslicher Widerspruch in dem Urheber der Dinge sein, wenn er den Menschen mit so umfassenden und erhabenen Fähigkeiten geschaffen hätte, damit dieser sie ausschließlich auf Gegenstände beschränkte, wo sie weder ihre Beruhigung noch ihre Nahrung finden können; die eigne Natur des Menschen aber ist es, die ihn, in seinen unfruchtbaren Beschäftigungen, auch gegen seinen Willen, über ihn selbst setzet.

In der That, wenn zufolge alles dessen, was dargelegt worden, alle Gesellschaftsvereine des Menschen, um ihrem Zwecke zu entsprechen, zu der Erhabenheit der göttlichen, geistigen und natürlichen Theokratie streben dürfen, welches auch sonst ihre Regierungsform sein möge, so ist es also gewiß, daß die Fähigkeiten des Menschen weit hinausragen über diese geringeren Zwecke, die wir den inneren Haushalt genannt haben, und die zuletzt bei allen Völkern nur darauf hinausgehen, den öffentlichen Abgaben eine andre Art und Weise, den Zeichen der Würde und den unterscheidenden Bekleidungen eine andre Gestalt, den Obrigkeiten und Verwaltungen einen andern Namen zu geben. Müßte nicht alle Vernunft sich empören, wenn sie bloß deßhalb Millionen Menschen hinopfern und die Welt in Zerrüttung stürzen sähe, damit dergleichen Unterschiede neu gestaltet würden, und man am Ende doch immer in demselben Kreise so geringer und unwesentlicher Ergebnisse bliebe?

Nein, das Räthsel der menschlichen Dinge muß ein wichtigeres und bedeutungsvolleres Wort haben. Dieses Wort, ich glaube es geschrieben zu sehen in der erhabenen

Natur des Menschen, und in dem unaufhörlichen Verlangen der Vorsehung ihn seinem wahren Berufe stets näher zu bringen. Indem sie den Menschen die Verwaltung der niederen Dinge überläßt, möchte sie zugleich ihren Sinn auf die Verwaltung der höheren Dinge führen, da sie weiß, daß ihnen alle Mittel dazu gegeben sind, und daß diese Mittel stets bereit wären, sich zu entwickeln, wenn diese unsinnigen und bösartigen Menschen sich nicht selber dagegen setzten, und uns so oft den Finger des Menschen neben dem Finger Gottes zeigten.

Ich wiederhole dir es daher hier feierlich; ich glaube in unsrer staunenswürdigen Revolution eine deutliche Absicht der Vorsehung zu erblicken, uns selbst, und nach und nach viele andre Völker, (obwohl ich nicht sagen kann, durch welches Mittel) den wahren Gebrauch unserer Fähigkeiten wiedererlangen zu lassen, und den Völkern diesen erhabenen Zweck zu enthüllen, welcher die ganze menschliche Gesellschaft angeht, und den Menschen in allen seinen Beziehungen begreift. Das philosophische Auge sieht daher auch mit geheimem Vergnügen, daß unsre Regierung wie von selbst die nationale Einrichtung auf die Seite der Sitten lenkt, ohne welche es keine natürliche Gesellschaft giebt; das Gesetz auf die Gleichheit und ewige Gerechtigkeit, ohne welche es keine bürgerliche Gesellschaft giebt; die Vernunft auf ein höchstes Wesen, als dessen wahrer Tempel das Herz des Menschen öffentlich anerkannt worden ist, weil ohne dieses höchste Wesen kein natürlicher, bürgerlicher oder politischer Verein fest bestehn könnte, indem es keine Weisheit, keine Gerechtigkeit und keine Macht gäbe.

Es würde daher kein Gemählde bloßer Einbildung sein, wenn wir uns schon jetzt das Glück vorstellten, welches wir uns von unserer Revolution versprechen dürfen, wenn einst die Hand der Vorsehung dieselbe vollständig zu ihrem Ziele geführt haben wird: ein Zeitpunkt, den das Auge des Menschen jedoch nicht ermessen kann, weil die Vorsehung gern auf verborgenen Wegen wandelt, und ihre Geheimnisse nur in Wolkenhülle zeigt, um den Schwachen zu schonen, der von ihrem Glanze geblendet werden könnte, um sie dem Gottlosen zu entziehen, der sie entweihen würde, und um den Gerechten selbst wachsam zu erhalten und vor Dumpfheit zu bewahren; denn vergessen wir nicht, daß die erste Eigenschaft des Menschen die ist, Verwalter der göttlichen Dinge zu sein, und er daher zu seinem Vortheil wie zu seinem Nachtheil die Fähigkeiten gebrauchen kann, die ihm anvertraut sind, und die Wunder, welche die Revolution uns verkündigt, sind nicht den untreuen Dienern verheißen.

Ich überlasse deiner Beredsamkeit, das Gemählde dieser Wunder zu entwerfen; du wirst die Farben dazu in deinem Herzen finden, und du wirst fühlen, daß das Auge der Vorsehung sich für unser Land nicht mehr verschließt, als es sich für Ninive verschloß, dessen Einwohner nicht besser waren, als wir: daß, wenn in diesem großen Schauspiel, welches begonnen hat, und in welchem alle Völker der Welt der Reihe nach eine Rolle haben werden, die Vorsehung uns in den ersten Auftritt gestellt, und für uns zuerst ihre Zeiten der Gerechtigkeit eröffnet hat, sie gleicherweise auch für uns zuerst ihre Zeiten der Gnade und des Lichts eröffnen wird.

Du wirst mit Freude erkennen, daß ihre Absicht

gewesen, ihre Tenne zu reinigen, bevor sie ihr gutes Korn daselbst niederlegte; daß, weit entfernt uns in die Vernichtung aller Religion zu verstoßen, sie deren eine aus dem Herzen des Menschen zu erwecken wissen wird, die reiner und weniger vermischt sein wird, als diejenige, welche die Oberherren nach ihrem bloß menschlichen Willen und Machtgebot begültigen und verschwinden lassen; die aber auch nicht mehr der Verderbniß durch den Handel des Priesters und durch den Hauch des Betruges ausgesetzt sein wird, wie diejenige war, die wir eben verschwinden gesehn samt ihren Dienern, welche sie entehrt hatten, diesen Dienern, welche es dahin gebracht, daß, während keine Regierung anders wandeln sollte als unter dem Schirme des Gebets, die unsrige genöthigt gewesen zu ihrer Sicherheit jede Art von Verbindung mit diesem Gebet abzubrechen, dasselbe ganz und gar von sich auszustoßen, gleich als wäre es verpestet worden, und so die einzige Regierung der Welt zu sein, welche dasselbe nicht mehr unter ihre Bestandtheile zählt, eine Erscheinung, die zu merkwürdig ist, um den Beobachtern, die in den Gesetzen des Gleichgewichts der Gerechtigkeit und der göttlichen Ausgleichungen unterrichtet sind, entgehn zu können.

Du kannst die Grundlagen für diese tröstende Hoffnung selbst in unseren Ausschweifungen wiederfinden, ja sogar wenn ich es sagen darf, bis in unseren Wuthausbrüchen, die von solchen Entwickelungskämpfen fast unzertrennlich sind, da diese, gleich heftigen Arzeneien, die heilsamen Säfte des Kranken nicht wieder beleben können, ohne die verderbten und schädlichen Säfte zum Ausbruche zu bringen; denn wenn alles lebendig ist in

den Vergeltungen der Menschen, in ihren Gerechtigkeiten, und selbst in ihren Leidenschaften und in den bejammernswerthen Uebeln, welche die Folgen davon sind, müssen wir nicht glauben, daß alles auch lebendig sein würde in ihren Tugenden, wenn sie sich mehr bestrebten, den Sinn dieses schönen Namens in sich zu rechtfertigen und zu verwirklichen?

Glauben wir also, nach ähnlicher Weise, daß die Vorsehung nicht verfehlen wird, uns dieselben Vergütungen und dieselbe Abwägung darzubieten: glauben wir, daß, wenn sie so streng und so lebendig in den Aeußerungen ihres Zornes ist, sie noch lebendiger in ihrer Sanftmuth und in ihrer Liebe ist, und daß sie viel geneigter sein wird, uns zu erhören, wenn wir ihre Nachsicht und belebende Güte für unsere Mitmenschen erflehen, als wenn wir ihre Rächerhand gegen sie zu beschwören suchen, und daß daher das Glück der Erde, so zu sagen, in der Hand des Menschen stehen wird, da er das Recht haben wird, es bis in dieser alleinigen Quelle alles dessen, was gut ist, zu schöpfen.

Denn vergessen wir nicht, welches das erste und das schönste der Rechte ist, die wir in unserer Eigenschaft als Menschen besitzen, nämlich daß wir alle, auch in der höheren Ordnung, das Priesteramt der Wohlthätigkeit gegen unsere Mitmenschen ausüben können; daß wir die Uebel und die Schmerzen der Erde der ewigen Weisheit vortragen dürfen, deren zu reines Auge sie ohne diese Vermittlung nicht wahrnähme; daß wir dadurch das Herz dieser höchsten Vorsehung rühren, und ihren wiederherstellenden Balsam auf unsere Mitbürger herniederziehen, der allein ihre Wunden heilen und der ihnen das Leben

wiedergeben kann. Aber vergessen wir auch nicht, daß, wenn wir einen Augenblick nachlassen, alle unsre Kräfte anzustrengen, um uns zur Erfüllung dieses göttlichen Berufes fähig zu erhalten, wir dadurch dem Tode zur Beute alle diejenigen überlassen können, die wir ihm zu entreißen im Stande gewesen wären, wenn wir die Gerechtigkeit angebaut hätten; und um diese heiligen Pflichten nicht zu versäumen, wollen wir stets eingedenk bleiben, daß der Mensch geschaffen war, um das Gebet der Erde zu sein.

Lebe wohl, mein Freund; Gruß und Brüderschaft.

Anmerkungen.

S. 418. „Huldigung und Religion." Für ersteres Wort steht im Französischen das bedeutendere hommage, mit bestimmter Hinweisung auf den Stamm homme, also in dem Sinne, daß die Huldigung des Menschen eine Darbringung seiner selbst ist, welches im Deutschen nicht mit ausgedrückt werden konnte, und daher durch diese Erinnerung nachgetragen sein mag.

S. 435. „Nur zwei Religionskriege." In einem späteren Werke wiederholt der Verfasser diese geistvolle Zusammenstellung auf folgende Weise: „Die französische Revolution hat von Seiten der Vorsehung wahrscheinlich den Zweck gehabt, den Dienst des Gebets wo nicht einzustellen doch zu reinigen,

wie der Dienst des Gebets bei seinem Ursprunge den Zweck gehabt, den Dienst des jüdischen Gesetzes einzustellen. In dieser Beziehung könnten die Franzosen als das Volk des neuen Gesetzes betrachtet werden, so wie die Hebräer das Volk des alten Gesetzes waren. Ueber diese Erwähnung brauchte man, ungeachtet unsrer Verbrechen und Unthaten, nicht gerade verwundert zu sein; die Juden, die in ihrer Zeit erwählt worden sind, waren nicht besser, als die Franzosen jetzt sind." S. Le ministère de l'homme-esprit, p. 168.

S. 452. „Jean-Jacques." Die Art, wie Saint-Martin über Rousseau urtheilt, giebt ein schönes Zeugniß jener freien Geisteshöhe, auf welcher beide treffliche Männer verweilen, und wo sich vieles übereinstimmend und verbunden findet, was auf niedrem Standpunkte nur getrennt und widerstreitend erscheint. Wie sehr Saint-Martin den bekannten Sonderling nach dessen innerstem Werthe zu würdigen verstand, giebt er in andern Stellen zu erkennen, deren Mittheilung hier nicht unangemessen erscheint. „Beim Lesen der Bekenntnisse von J. J. Rousseau — sagt Saint-Martin — bin ich über die vielen Aehnlichkeiten erstaunt, die ich zwischen ihm und mir habe finden müssen, sowohl in unsrem Benehmen gegen Frauen, als in unsrer Sinnesart, die zugleich der Vernunft und der Kindheit angehörte, und in der Leichtigkeit, mit der uns die Menschen für dumm hielten, so oft wir keine völlige Freiheit hatten uns zu entwickeln. Auch unser Zeitliches hat einige Aehnlichkeit gehabt, die Verschiedenheit unsrer Stellung in dieser Welt abgerechnet; aber fürwahr, wenn er sich an meiner Stelle mit seinen Mitteln und meinem Zeitlichen befunden hätte, so würde er ein andrer Mensch geworden sein, als ich!" Und ferner: „Rousseau war geboren mit einem großen Feuer im Geiste und im Herzen, Eigenschaften, welche nicht immer zusammen gehn, in ihm aber sich vereinigt hatten. Als Beweis dafür gilt, daß er die Neigung zum Guten, tiefe Gedanken, durchdringenden

Scharfblick und großen Sinn besaß, daß er den Menschen liebte, und besonders daß er lange Zeit alle Menschen für vollkommen, alle für vortrefflich gehalten. Als er später durch Alter und Erfahrung dahin gekommen war, seine Meinung von den Menschen mit ihrer wirklichen Art und Weise zu vergleichen, so empörte er sich dergestalt über den Abstand, gerieth über seinen Irrthum in solche Wuth, daß er davon eine Erschütterung erlitt, die ihn weit auf die entgegengesetzte Seite derjenigen Ansicht warf, zu welcher er einen großen Theil seines Lebens sich gehalten hatte; nachdem alle Menschen zuerst ihm als vortreffliche erschienen waren, sah er zuletzt alle für Ungeheuer an, welches ihn bis zur Verrücktheit brachte, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß er in solchem Zustande gestorben ist. Wenn dieser seltne und reichbegabte Mensch das Glück einer erleuchteten Leitung gefunden hätte, welche Früchte würde er nicht gebracht haben? Seine Werke sind von so tiefer Philosophie, daß man die Kraft seines Geistes nicht genug bewundern kann. Er ist allein und ohne Hülfe unendlich weit in einer Laufbahn vorgedrungen, wohin Voltaire niemals nur den Fuß gesetzt hat. Er ist auf Grundlagen der Wahrheit gekommen, er hat die ächten Saiten berührt, und daraus Töne hervorgerufen, die den am meisten Unterrichteten überraschen dürfen." S. Oeuvres posthumes de Saint-Martin, t. 1. und t. 2. p. 326.

Wir erinnern hier zugleich an den trefflichen Abriß, den unser Fichte von Rousseau's Geist und Lebensstellung gegeben hat.

S. 494. „Voltaire." In dem angeführten Werke, welches in den späteren Ausgaben dieses Schriftstellers gewöhnlich mit dem philosophischen Wörterbuche verschmolzen erscheint, heißt die hieher gehörige Stelle: „Was ist eine Idee? Ein Bild, welches sich in meinem Gehirne abbildet. Und wer ist der Mahler, der dieses Bild bewirkt? Ich bin es nicht; ich bin nicht geschickt genug im Zeichnen; derjenige, der mich gemacht hat, macht meine Ideen. Und woher weiß man, daß

man nicht selbst seine Ideen macht? Weil sie uns sehr oft wider Willen im Wachen, und immer ohne unsren Willen im Schlafe kommen, wenn wir träumen. Mallebranche hätte also Recht, wenn er sagt, daß wir alles in Gott sehen? Wenigstens bin ich überzeugt, daß, wenn wir auch nicht alle Dinge in dem großen Wesen sehen, wir sie doch durch dessen mächtige und gegenwärtige Wirksamkeit sehen" u. s. w.

Die Rückkehr der Bourbons.

Bruchstück zur Geschichte unserer Zeit.

Nach Sinn und Angabe des Grafen Gustav von Schlabrendorf entworfen.

Paris, 1814.

Einleitung. — Ueberblick der Staatsumwälzung Frankreichs. — Napoleon's Sturz. — Letzte Kriegsereignisse im Jahre 1814. — Was für die Bourbons entschied. — Thätigkeit rückgekehrter Auswanderer. — Geheimer Bund. — Der Senat. — Dessen Entwurf der Staatsverfassung. — Urtheile. Chateaubriand. Gregoire. — Einzug des Grafen Artois in Paris. Ursprung des Lilienordens. — Die verbündeten Sieger in Paris. — Landung Ludwigs des Achtzehnten in Frankreich. — Sein Einzug in Paris. —

Durch langwierige Vernachlässigung und vielfache Mißhandlung des Gemeinwesens hatte die Königliche Regierung in Frankreich sich schon oft in große Verlegenheiten gebracht, denen sie nicht immer durch glückliche Mittel entgangen war; ihre Noth wurde endlich gegen das Jahr 1788 so groß und dringend, daß man nur noch in den

außerordentlichsten Maßregeln Rettung sah, und sich an die Einsicht und an den guten Willen des Volkes wenden mußte. Die zahllosen Mißbräuche, an welchen der Staat litt, hatten bisher, so lange nur das Volk durch sie bedrückt war, kaum hin und wieder vorübergehende Unruhen aufgeregt, aber desto mehr die Gegenwirkung der Einsicht und des Urtheils erweckt; als aber die Folgen dieser Mißbräuche, durch ihre höchste Ausdehnung, zuletzt auch die Vornehmen und den Hof ergriffen, da trat die große Staatsumwälzung ein, die sich zuerst gegen diejenigen wandte, durch welche sie nothwendig geworden war.

Ganz Europa lag in zitternder Erwartung, welche Wendung die staunenswürdigen Ereignisse nehmen würden, die sich nun mit Schnelligkeit entwickelten, und mehr noch durch die in ihnen lebendig werdenden Grundsätze, als durch die Erscheinungen selbst, in Verwunderung setzten. Der kühne Aufschwung versprach der Welt anfangs die friedliche Entwickelung eines bessern Zustandes, aber bald trübte sich diese Hoffnung, und die neuen Kräfte wurden im Fortgange der Begebenheiten je mehr und mehr in heftige Kämpfe gerufen. Durch ihre Gegner wurde die Revolution stärker zugleich und schlimmer; durch die innern Feinde erst in die Schrecknisse der Bürgerwuth, durch die äußern Angriffe in der Kriegsherrschafft Bonaparte's gewaltsam aufgereizt. Die Macht Bonaparte's, stufenweise von der Feldherrnwürde zum Konsülat und zum Kaiserthum gestiegen, schien den flüchtigen Wechsel der Dinge zu dauerhafterem Bestande überzuführen, und die Revolution gewissermaßen zu beendigen. Sieg auf Sieg hatte seine Herrschaft bis zur höchsten Furchtbarkeit auch im Ausland erhoben, und

keine Macht schien auf dem Festlande mehr übrig, von welcher die seinige etwas könnte zu befürchten haben. Allein er selbst, die Mittel verkennend, die ihn gehoben, bereitete unvermerkt sein Sturz. Die große Freiheitsbewegung in den Gemüthern schien er wohl eine Zeitlang von ihrem Ziele abzulenken, sie um ihre gerechten und unversagbaren Früchte zu betrügen, und die von ihr geschaffene Kraft nur für seine Zwecke fortzugebrauchen; aber nicht nur in den Franzosen blieb eine Gegenwirkung thätig, die, wenn gleich lange verdeckt und leise, doch bisweilen auch in starken Schlägen, für die Sache der Freiheit fortwaltete: sondern auch nach Deutschland, Italien, Spanien und Polen trug Bonaparte mit seinen siegreichen Waffen überall zugleich die Regungen hin, die er in Frankreich nie ganz unterdrücken konnte; mit jedem Siege legte er den Keim zu Revolutionen (geistig im Sinne der französischen, und leiblich gegen dieselbe), und in ihnen den Keim zu seinem künftigen Untergange. Als endlich die Saat des Verderbens für ihn aufgegangen, in Rußland sein Kriegsheer verloren, bei Leipzig er geschlagen, sein Thron gestürzt, und ganz Europa im Namen der Freiheit unter Waffen war, da hatte er nur für ein fremdes Werk, nicht für das seinige, gearbeitet, für dieselbe Revolution, die während des gewähnten Stillstandes mit solchen Riesenschritten fortgeschritten war. Nicht die entgegengesetzten Grundsätze haben über die Revolution endlich den Sieg davon getragen, wie mancher Dünkel sich thöricht einreden möchte, sondern die Grundsätze der Revolution haben sich auswärts frische Kräfte gesucht, über die Herrschaft Napoleon's gesiegt, und durch ihr unwiderstehliches Emporschießen ihn weg-

gedrängt; wurde das, was Frankreich erfuhr, größtentheils durch die von außen gekommenen Kräfte gewirkt, so standen doch auch die innern bei diesem Anlaß mit neuer Stärke auf, und fanden mit jenen tausend Vereinigungspunkte vorbereitet.

Napoleon war von Troyes mit geringer Begleitung auf dem Wege nach Paris vorausgeeilt, und ließ seine Truppen angestrengt nachfolgen. Sein Verhängniß schien ihn herbeizuziehen, um ein näherer Zuschauer der Ereignisse zu sein, die seinen Untergang entschieden. Er kam bis vier Stunden von Paris, wo er die Nacht ruhig schlief, aber schon am frühen Morgen wieder eiligst aufbrach, um den mit Ungeduld erwarteten Nachrichten von Paris entgegenzugehen. Er fuhr im Schritt, ohne Bedeckung, nicht ohne ängstliche Ahndung. Endlich kam ein General auf der Straße von Paris dahergesprengt, der kaum den Wagen erreicht hatte, als Napoleon ausstieg, und mit ihm zu Fuße nach dem Orte, wo er geschlafen, langsam zurückging. Paris war verloren, die Uebergabe nicht zu verhindern gewesen, und mächtig brach überall der verhaltene Haß und Unmuth aus. Die Truppen waren noch weit zurück. Um ihnen etwas näher zu sein, begab sich Napoleon nach Fontainebleau, während zugleich Caulincourt mit Vollmachten zum Unterhandeln der verbündeten Herrscher nach Paris abging.

Inzwischen kamen die Truppen, welche Paris geräumt hatten, ungefähr 15,000 Mann stark, bei Fontainebleau an, bald auch nach und nach das Heer aus der Champagne, und einige andere Abtheilungen, zu welchen

der Befehl noch hatte gelangen können. Napoleon faßte wieder frischen Muth, und ohne weiter der Antwort zu achten, die Caulincourt von Paris zurückbrachte, und die der General Schuwaloff im Namen Alexanders dem General Flahault bestätigte, daß Napoleon der Regierung entsagen solle, sann dieser jetzt nur wieder auf Fortsetzung des Kriegs und auf die Wiedereinnahme von Paris.

Er redete am 3. April nach gehaltener Heerschau seine Garden an, und verkündigte ihnen zum Theil das Geschehene, und sein Vorhaben. Die Truppen befanden sich in der größten Gährung; die erregten Gemüther überließen sich der Gewalt ihrer Empfindungen, und die verschiedensten Meinungen, Absichten und Gesinnungen durchkreuzten sich. Vielen Generalen und Offizieren mißfiel der Marsch auf Paris. Man erwog die bedenkliche Lage im Allgemeinen, die geringe Hoffnung dauernden Erfolgs, die Auflösung und Schwäche des noch vorhandenen Heeres, das großentheils umstellt und nirgends einer festen Stütze mehr sicher war.

Die Absetzung Napoleon's durch den Senat wurde bekannt, und bald vereinigten sich die meisten Oberbefehlshaber, dieselbe als den einzigen Ausweg zu betrachten, der für das Heil Frankreichs noch übrig sei. Sie begaben sich in der Nacht des 4. April zum Kaiser, um ihm die Nothwendigkeit seiner Abdankung vorzutragen, allein sie wurden mit Wuth und Zorn zurückgewiesen, und Napoleon traf gleich in der Frühe die nöthigen Anordnungen, um den Marsch auf Paris auszuführen. Die Truppen, im Allgemeinen, zeigten sich ihm, wie nach so langer Kriegsgemeinschaft in so vielen Feldzügen nicht anders zu erwarten war, anhänglich und gehorsam, bereit

für ihn das Letzte zu wagen; ohne seine Zustimmung schien es unmöglich, diese Masse von Kräften seinem Einflusse zu entziehen. Er hatte eben Heerschau gehalten, aus den Gliedern der Truppen häufig den Losungsruf: „Nach Paris! nach Paris!“ vernommen, und kehrte mit einiger Befriedigung in das Schloß zurück, als ihm der Marschall Ney auf dem Fuße folgte, und ihm geradezu erklärte, es bleibe nichts übrig, als abzudanken. Während des lebhaften Wortwechsels, der darüber entstand, trat der Marschall Lefevre herein, und rief mit Heftigkeit aus: „Sie sind verloren! Sie haben auf keinen Ihrer treuen Diener hören wollen; der Ausspruch des Senats hat Sie abgesetzt.“ Diese Worte trafen den Kaiser so gewaltig, daß er einen Strom von Thränen vergoß. Die Marschälle Oudinot und Macdonald kamen dazu, und erklärten gleichfalls, daß keine Hoffnung mehr für ihn sei, ihm bleibe nichts übrig, als abzudanken, wozu er sich endlich, jedoch nur zu Gunsten seines Sohnes, entschloß. Noch galt er als Fürst und Herr, und seine abtrünnigen Großen beeiferten sich seine Aufträge zu vollführen.

Ney, Macdonald und Caulincourt begaben sich nach Paris, um bei der provisorischen Regierung und bei dem Kaiser von Rußland den Entschluß Napoleon's zu vermitteln.

Noch war sein Loos nicht entschieden, eine günstige Wendung konnte ihn, oder doch seinen Sohn, auf dem Thron von Frankreich erhalten; die verbündeten Mächte hatten wegen der Bourbons noch nichts erklärt, die wenigen Stimmen, die für diese laut geworden waren, mußten einzeln verhallen, wenn kein mächtiger Beistand

von außen zu erwarten war. Unter diesen Umständen kamen Ney, Macdonald und Caulincourt nach Paris vor den Kaiser Alexander, wo in der Nacht vom 4. auf den 5., zum Theil durch auswärtigen und zufälligen Einfluß, mit geringer Rücksicht auf den Willen des französischen Volks, die lange zweifelhaft schwankende Entscheidung vorzüglich durch Talleyrand zu Gunsten der Bourbons herbeigeführt, und also die bedingte Abdankung Napoleon's verworfen wurde.

Seine Sache war indeß mit jedem Augenblick schlimmer geworden, der Marschall Marmont hatte mit der provisorischen Regierung unterhandelt, und seine Truppen, ungefähr 12,000 Mann, waren mit Waffen, Geschütz und Gepäck in die Linie der Verbündeten, in der Nacht auf den 4. übergegangen. Andere Truppen lösten sich auf und zerstreuten sich nach allen Richtungen, so daß Napoleon kaum 25,000 Mann übrig behielt. Dennoch konnte er mit diesen ihm getreuen Truppen noch sehr gefährlich werden, eine Bewegung auf Paris würde Verwirrung und Schrecken verbreitet haben; der Rückzug hinter die Loire hätte den Krieg in's Ungewisse verlängern, die Vereinigung mit den Truppen im Süden und mit dem Vicekönig in Italien ihn auf einen neuen und günstigen Schauplatz führen können; die Untergenerale waren willig, und daß Napoleon seine noch übrige Kraft nicht verkannte, zeigt der Tagsbefehl, den er an die Truppen erließ.

Es war daher natürlich, daß man, indem man ihm die Hauptsache abschlug, doch darauf bedacht war, ihn nicht durch Verweigerung aller günstigen Bedingungen auf's äußerste zu bringen. Die Vorschläge, welche Ney

und Macdonald nach Fontainebleau zurückbrachten, sicherten ihm und seiner Familie die Oberherrlichkeit der Insel Elba, den Kaisertitel und sechs Millionen Franken Einkünfte, sobald er die französische Krone förmlich niederlegte. Nach mehreren Zögerungen faßte er seine Abdankung endlich in merkwürdigen Worte ab, die geschickt sagten, was einst nützen, und verschwiegen, was jetzt schaden konnte.

Noch einmal schien er in seiner Entschließung zu schwanken, und das Glück der Waffen auf's neue versuchen zu wollen; durch Nachrichten von seiner Gemahlin am 7. mit neuem Strahl der Hoffnung beseelt, hatte er seinen Truppen den Befehl zum Aufbruche nach Orleans gegeben, als neue Zweifel ihn zurückhielten, und ohne weiteres Ereigniß endlich am 11. April der bekannte Vertrag von Fontainebleau zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten zu Stande kam, worin dem Kaiser Napoleon die Oberherrlichkeit der Insel Elba, seiner Gemahlin und demnächst seinem Sohne die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, dem Vicekönig von Italien ein angemessenes Besitzthum außerhalb Frankreich, und überhaupt der ganzen Familie die vortheilhaftesten Bedingungen in Betreff ihres Vermögens und ihrer von Frankreich zu beziehenden Jahrgelder bestimmt wurden. Es ist bemerkenswerth, daß die Verpflichtung für Napoleon, sich von der Insel Elba nicht zu entfernen, in keinem Artikel dieses Vertrags vorkommt.

So schied Napoleon aus Frankreich, ohne daß sein großer Sturz ihm Theilnahme erregt hätte; die Gemü

ther hatten sich ihm längst abgewandt, seine Obergewalt war verhaßt. Es ist wahr, er hatte einst Frankreich durch sein Erscheinen, durch die Schlacht bei Marengo, vom Untergange gerettet, aber diese Wohlthat war durch ihn selber längst vergessen gemacht; er hatte Frankreich um die Freiheit betrogen, doch ihm großen Kriegsruhm dafür gegeben, und durch Vergrößerung und Bereicherung das Ansehn und die Eitelkeit des Volkes genährt. Jetzt hatte er auch diese Vortheile zu Grunde gerichtet, und Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht. Der lang unterdrückte Haß, den ihm die Freiheitsfreunde ununterbrochen gehegt, der in tausend kleinern Gegenwirkungen durch alle Schrecken einer argwöhnischen und grausamen Herrschaft hindurch sein Dasein gezeigt, brach laut und unverhohlen aus, sobald der Druck nur nachließ, und begleitete ihn in Verwünschungen bis zu seinem Einschiffungsort. Seine Großen, der üblen Behandlung ihres Herrn überdrüssig, waren froh, sich durch ihr erworbenes Vermögen und Ansehn in eine andere Ordnung der Dinge hinüberzuretten. Selbst die Truppen, mit scheuer Ehrfurcht dem Feldherrn ergeben und bis zuletzt auf seine Führung vertrauend, sahen mehr mit Bedauern als mit Unwillen den Wechsel seines Glücks, und entsagten leicht seiner Person, nicht aber den tausendfachen Erinnerungen und Gewohnheiten, die sich an seine Wirksamkeit geknüpft hatten, noch weniger den Gesinnungen und Meinungen, die, früheren Ursprungs, durch ihn größtentheils nur ungern waren geduldet worden. Die öffentliche Meinung in Frankreich ließ Bonaparte'n gänzlich fallen, und die wenigen, deren Verhältnisse und Gesinnungen nicht sowohl seiner Person als vielmehr

seiner Herrschaft unauflöslich verbunden blieben, waren ein Gegenstand allgemeinen Abscheues, und zogen sich in Verborgenheit zurück.

Die Franzosen waren nun von dem unterdrückenden Herrscher befreit, neue Hoffnungen für das Vaterland wurden rege, ein besseres Reich konnte beginnen; allein die Begebenheiten drängten zu schnell und mannigfaltig, um der edlern Gesinnung sogleich freie Bahn zu lassen. Die Herzen athmeten kaum aus der langen Beklemmung auf, als auch schon wieder unheilbringende Elemente die Luft erfüllten. Frankreich war längst aus der Reihenfolge seiner ehemaligen Könige herausgetreten, ein Vierteljahrhundert hatte allen Zusammenhang mit diesen aufgehoben, und ein ganzes Menschengeschlecht mit ungeheuren Begebenheiten sich in die Lücke gestellt; es war ein ganz neuer Zustand, in welchem selbst das Alte nur auf neuen Gründen befestigt werden konnte; das französische Volk mußte, um eine dauerhafte Ordnung des Staats zu gründen, in allem würdigen Glanze seiner theuer erworbenen Rechte, in selbstständigen Vertretern da stehen, und durch freie Entschließung auf den erledigten Thron einen neuen Fürsten berufen, der ohne andern Anspruch, als den Willen des Volks, eben dadurch in diesem die einzige Rechtsquelle der Macht anerkannt hätte.

Vielfache Gründe waren vorhanden, diesen Fürsten am liebsten in dem Hause Bourbon zu suchen, gegen welches im allgemeinen die Liebe wie der Haß in die Ferne zurückgetreten war, und das gleichwohl die Möglichkeit mancher wohlthätigen Vermittlung in sich zu tragen schien. Aber bei diesem Hause war es nöthiger, als bei jedem andern, daß seine Rückkehr auf den französi-

schen Thron nie aus dem rechten Gesichtspunkt verloren, und keineswegs als eine bloße Rückkehr, sondern als eine Gelangung betrachtet würde, wenn nicht unwiederbringlich alle Früchte der fünfundzwanzigjährigen Anstrengungen und Leiden auf's neue hingeopfert, und statt eines beruhigten Zustandes nur wieder die Fortsetzung der traurigen Zerrüttung für Frankreich gewonnen sein sollte. Die Entwickelung der Denkweisen, Ansichten und Empfindungen läßt sich nicht gewaltsam stillstellen, noch weniger zurücktreiben in vorige Formen, so wenig wie der Jüngling wieder zum Kinde werden kann, gesetzt auch dieser letztere Zustand wäre der bei weitem glücklichere; könnte jenes Statt finden, so würde ja wohl eher Bonaparte'n geglückt sein, was seinen Nachfolgern viel weniger gelingen konnte. Nicht bloß die Schrecken der Volksstürme oder die Anmaßung Bonaparte's, nein, der letzte König selbst, der unglückliche Ludwig der Sechzehnte, dessen rechtmäßiges Königthum von keiner Parthei bezweifelt wurde, hatte Grundsätze aufgestellt und geheiligt, nach welchen fernerhin weder er, noch irgend einer seiner Nachfolger andere Rechte auf den Thron haben konnte, als die aus der einzigen wahrhaften Machtquelle, dem Willen des Volkes, flossen. Die gutgesinnten Vaterlandsfreunde, deren Frankreich zu jeder Zeit eine große Menge zählte, die freilich nach solchen Jahren der Knechtschaft nicht in den ersten Würden glänzten und mächtigen Aemtern vorstanden, suchten mit bekümmerten Herzen unter den vorhandenen Machtwirkenden noch Anhalt und Stütze für die heiligen Ansprüche des Volks, dessen gerechtes Verlangen, wahrhafte Bedürfnisse und eigentliche Gesin-

nung so sehr Gefahr liefen, in Getümmel roher Kräfte überhört zu werden.

Bei den glücklichen Fortschritten der Verbündeten im Jahre 1814 waren alsbald auch die alten französischen Ausgewanderten wieder aufmerksam geworden, und begannen nach und nach, so wie die Möglichkeit einer Hoffnung für ihre alte Sache zu steigen schien, von verschiedenen Seiten sich zu regen. Ihr Einfluß an den Höfen mochte übrigens nicht gering sein, aber für ihre eigne Angelegenheit war er fast erloschen; von ihnen wußte die durch Kraft und Geist bedeutend gewordene Stimme der Völker nichts; von allem, was ihnen äußeres Gewicht geben konnte, wurden sie in diesem Kriege entfernt gehalten, und die Mächte, nicht abgeneigt, mit Napoleon zu unterhandeln, und der Möglichkeit ausgesetzt, es zu müssen, waren vorsichtig genug, sich auf nichts einzulassen, was im voraus ein Ziel oder Grundsätze bestimmt hätte, welche sie erst durch die Begebenheiten finden wollten.

Drei Prinzen des Bourbonischen Hauses, eigentlich nur von England und auch von diesem noch mit Zurückhaltung begünstigt, hatten sich aufgemacht, und folgten, um günstige Gelegenheiten abzuwarten, den Hauptquartieren der siegreichen Heere nach, ohne jedoch einstweilen etwas anderes zu erlangen, als daß man sie duldete. Die Verbindungen, die sie im innern Frankreich unterhielten, waren für selbstständige Unternehmungen zu schwach, wiewohl für glückliche Umstände brauchbar genug; so ließ man sie gelten, ohne doch von ihnen sich viel zu versprechen. Es kam alles auf die großen Waffenentscheidungen an. Diese erfolgten günstig.

Die verbündeten Heere drangen immer weiter in Frankreich vor. Der Herzog von Berry befand sich auf der Insel Jersey, und harrte daselbst des Augenblicks, wo er nach Bretagne übersetzen könnte. Der Graf von Artois verließ im Februar die Schweiz, wo er sich seit kurzem aufhielt, und nahm seine Richtung über Pontarlier nach Vesoul; seine Reise wurde allerdings von den Erscheinungen begleitet, aus denen man die Liebe des Volkes gewöhnlich annimmt zu erkennen. Er fand Anhänger, deren Zuruf ihm entgegenschallte, das Schweigen der Andersgesinnten wird bei solchen Gelegenheit nicht in Rechnung gebracht; aber, auf solche Aeußerlichkeit gestützt, durfte auch Bonaparte sich lange Zeit für den geliebtesten Herrscher ausgeben; hier indeß mochte gerade der ausgebreitete Haß, den er gegen seine Herrschaft erregt hatte, leicht als eine Theilnahme für die Bourbonische erscheinen, und es gab vielleicht nie eine günstigere Gelegenheit, aus fremder Schuld mit leichter Mühe ein ungeheures Verdienst davonzutragen; die Bourbons konnten dem von den Feinden und von Napoleon geängsteten Volke ein guter Ausweg aus dem entsetzlichen Kriege dünken.

Entschiedener, als der Graf von Artois, hatte der Herzog von Angouleme, beschützt von dem englischen Feldherrn, schon im Januar in Frankreich auftreten können, wo er in Saint-Jean-de-Luz einen Aufruf an die Franzosen gegen Bonaparte ergehen ließ, dem aber der Herzog von Wellington noch nicht beistimmen durfte. Die Royalisten im südwestlichen Frankreich, größtentheils Adliche, welche Napoleon's Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Heimath benutzt und sich ihm unterworfen hatten,

waren nicht unthätig. Sie sahen überall im Innern Bonaparte's Macht sinken, und suchten daher eifrig die Gemüther für die alte Ordnung zu bearbeiten, knüpften Verbindungen an, entwarfen Anschläge, sendeten Abgeordnete an Ludwig den Achtzehnten und an die Verbündeten; ja sie hielten sogar Waffen bereit, um den Gang der Ereignisse nöthigenfalls zu unterstützen. Sie gewannen den Maire von Bordeaux, den nachherigen Grafen Lynch. Alles dies war aber verhältnißmäßig nur immer noch sehr wenig, und flößte dem englischen Feldherrn kein Vertrauen ein; ja der Herzog von Angouleme selbst, an seiner Sache verzweifelnd, besonders da man von den Verhandlungen der verbündeten Mächte mit Napoleon Nachricht bekam, war schon im Begriff, sich wieder nach England einzuschiffen.

Unterdessen gingen die kriegerischen Ereignisse weiter, der Herzog von Wellington setzte über den Adour, und schlug den Marschall Soult am 27. Februar bei Orthes. Der Weg nach Bordeaux war nun offen, und der Marschall Beresford wurde mit 15,000 Mann dahin abgeschickt; ihn begleitete der Herzog von Angouleme. Bei ihrer Annäherung zogen die wenigen französischen Truppen von Bordeaux ab. Die Royalisten hatten aber noch so wenig Selbstvertrauen, daß sie auch jetzt noch nicht ihre Gesinnung ausbrechen ließen, und erst am Tage des Einzugs der englischen Truppen und des Herzogs von Angouleme, am 12. März, diesem entgegenzogen, da sie denn, den Maire Lynch an ihrer Spitze, den Herzog von Angouleme als Prinzen ihres rechtmäßigen Fürstenhauses begrüßten, die weiße Kokarde aufsteckten, und den König hochleben ließen.

Dieses Ereigniß von Bordeaux war im Ganzen von keiner großen Wirkung, so sehr sich auch die Royalisten angelegen sein ließen, es als einen Hauptschlag zu schildern und zu feiern. Sie hatten Fuß gefaßt, aber nichts weiter. Die neuen Siege der Verbündeten bei Arcis-sur-Aube, bei Fère-Champenoise und bei Paris, warfen freilich einen günstigen Schimmer auf jene Regungen, die sich an fremde Waffenkraft anlehnten. Aber ein bloßes Anlehnen blieb es auch zu Paris, wo die höchste Entscheidung über Frankreichs Geschick doch nur nach dem Willen der Fremden erfolgen konnte.

Hier soll der Hauptsitz eines angeblich durch ganz Frankreich verbreiteten Bundes zur Wiederherstellung des Königthums gewesen sein, eines Bundes unter der Leitung unsichtbarer Obern. Allein die Thätigkeit seiner Mitglieder, wenn sie groß war, wie man behauptete, verlor sich in das Innere, denn nach außen hat diese, wie so viele Gesellschaften ähnlicher Art, keinen entschiedenen Beweis ihrer Wirksamkeit gegeben. Einen Aufruf des Grafen von Artois vom 27. Februar aus Vesoul hatten die Royalisten vielfach verbreitet, mancherlei Sendungen und Mittheilungen veranstaltet, im übrigen aber, wie in Bordeaux, die Ereignisse abgewartet, und erst am 31. März, als Napoleon's Machtbetraute sich geflüchtet, seine Truppen abgezogen, und die Heere der Verbündeten im Einrücken begriffen waren, erhoben zu Paris eine Anzahl Mitglieder jenes Bundes auf dem Platze der Eintracht den noch schwachen Ruf: Es lebe der König! Die weiße Fahne, die weiße Kokarde wurden aufgesteckt, weiße Schnupftücher wehten in den Händen, und auch manche Freiheitsfreunde ließen ihr erstes Aufathmen aus

der Unterdrückung willig in jenen Ruf übergehen. Allein diese Bewegung war nichts weniger als allgemein. Die dreifarbige Kokarde behauptete ihr Recht, und ließ die weiße — nicht bloß ein Zeichen der Bourbons, sondern auch des Friedens — höchstens neben sich gelten, ohne ihr zu weichen. Die Freunde der Freiheit wollten die Rechte des Volks unter jeder Regierung bewahren, und das volksthümliche Zeichen mit einem höfischen nicht voreilig vertauschen.

Die allgemeine Stimmung war aus den verschiedenartigsten Elementen gemischt, sie konnte eine den Royalisten, nach verschiedenen Anzeigen, noch sehr gefährliche Wendung nehmen. Eilig suchten diese daher bei den verbündeten Mächten einen Ausspruch zu erlangen, der das ganze Ansehen derselben und die Kraft ihrer Heere auf der Seite der Bourbons zeigte. Sie redeten zu dem Kaiser von Rußland durch Abgeordnete; der Einfluß, den alte Verbindungen und Begriffe in den höhern Klassen Europas behaupteten, ward durch alle Mittel in Wirksamkeit gesetzt. Allein die verbündeten Herrscher konnten ihre Beschlüsse nicht auf die Meinungen weniger einzelnen Menschen, die nicht im Namen des Staates zu sprechen befugt waren, gründen wollen, sie bedurften öffentlicher Behörden, um die Würde der Staatsverhältnisse auch in den Formen gebührend zu behaupten.

Als Napoleon an die Spitze der französischen Regierung getreten war, ließ er viele Freiheitseinrichtungen anfangs noch fortdauern. Aber von Jahr zu Jahr veränderte sich die Gestalt der Dinge in immer größere Unterwürfigkeit unter seine Willkür, bis zuletzt die Verzweiflung seiner Niederlagen vollends die Formen zerschlug,

welche die wachsende Macht seiner Siege schon aller Bedeutung entledigt hatte. Von den frühern Körperschaften, in welchen das Volk seine Freiheit einigermaßen vertreten glauben konnte, bestand nur noch der Senat, eine Versammlung, welche Napoleon nach Willkür zusammengesetzt, verändert, und aller selbstständigen Macht beraubt hatte, und die zuletzt, anstatt des Vertrauens der Franzosen, nur ihre Verachtung besaß. Dennoch blieb der Senat die einzige Machtbehörde, durch welche ein Wechsel der Regierung in diesem Augenblick mit dem Scheine gesetzlichen Ansehens eingeleitet werden konnte. Nicht ohne Einwirkung der fremden Herrscher wurden demnach die in Paris anwesenden Senatoren durch den Fürsten von Talleyrand, als Vice-Großwahlherrn, zu einer außerordentlichen Versammlung berufen, in welcher sofort die Absetzung Napoleon's und die Einsetzung einer provisorischen Regierung beschlossen wurde, letztere aus dem Fürsten von Talleyrand, den Grafen von Beurnonville und Jaucourt, dem Herzoge von Dalberg und dem Abte Montesquiou bestehend. Diese Wahl geschah weniger in Rücksicht auf das Vertrauen, welches das Volk zu diesen Personen haben sollte, als in Rücksicht der Verbindungen, welche die fremden Mächte mit ihnen schon hatten.

Die öffentlichen Angelegenheiten lagen also in den Händen verschiedener Gewalten, aus deren Zusammenwirken das Schicksal Frankreichs sich entscheiden mußte. Die verbündeten Herrscher hatten die Gewalt der Waffen, die jedoch für die innern Angelegenheiten der Franzosen nur als friedliche Vermittlung auftreten wollte; das Ansehen der französischen Sache wurde durch den

Senat und die provisorische Regierung vertreten, die Persönlichkeit einiger bedeutender Männer stand zwischen den Franzosen und den Fremden mitten inne, und vertrat beide wechselseitig bei einander, ohne andern Beruf, als den die Gelegenheit ihnen gab. In keiner dieser drei Machtwirkungen konnte der gesetzmäßige Ausfluß der volkthümlichen Machtquelle zu finden sein, in keiner zeigte sich eine dem wahrhaften Sinne des Volks entsprechende Richtung. Ihre ächte Wohlfahrt, ihre eigenste Stimme, ihre gerechteste Forderung sahen die Franzosen in dieser Zeit ohne beglaubigte Sachwalter in den Händen zweideutiger oder schon schuldig gewordener Behörden, die ohne unabsehbare Verwirrung doch nicht umzustoßen, und vielleicht durch die fremden Waffen gegen jeden Angriff geschützt waren! Der Senat aber zögerte nicht, entsetzte Bonaparte'n des Thrones, und erklärte die Bande der demselben geleisteten Unterthaneneide für aufgelöst.

Der Senat ging nun in seinen durch die Umstände ihm aufgedrungenen und überlassenen Verrichtungen weiter, und gab in seiner Sitzung vom 6. April eine Konstitution, in welcher er bloß im Allgemeinen die Hauptzüge der künftigen Staatsform aufstellte, und auf den solchergestalt eingeschränkten französischen Thron Ludwig Stanislaus Xavier, den Bruder des letzten Königs, berief. Die provisorische Regierung hatten den Entwurf dazu vorgelegt, und benutzte die noch von den Ereignissen übertäubte Stimmung des Senats, um die Annahme des Entwurfs in rücksichtsloser Eile zu beschleunigen.

Erklärender Vortrag, Erwägung, Verhandlung fand dabei nicht Statt; die Eile schien durch den äußeren Zustand gerechtfertigt, man hörte keine Gründe mehr an. Der Senator Grégoire, ehmaliger Bischof von Blois, in den früheren gesetzgebenden Versammlnngen als redlicher Vaterlandsfreund bekannt, bestand vergebens darauf, daß der Entwurf erst gedruckt, und an die Mitglieder vertheilt würde, um geprüft und berathen zu werden, ehe man seine Annahme beschlösse. Der Augenblick schien allzudringend, jede Zögerung gefährlich, und so ging auf Betreiben der provisorischen Regierung die von ihr vorgeschlagene Konstitution bei der Mehrheit der Glieder durch, und wurden von allen unterzeichnet.

Die Bekanntmachung dieses Werks regte die Geister mächtig an. Zunächst war dem Spotte die Geschwindigkeit bloßgestellt, mit welcher in Frankreich solche Entwürfe zu Tage gefördert würden, und die nur mit der Kürze ihrer Dauer in Verhältniß stünde. Man zählte die frühern Konstitutionen auf, und alle hatten zu kläglich geendet, als daß man für die neue ein besseres Schicksal sollte hoffen können. Durch vieljährige Erfahrungen in solchen Gegenständen gereift und geübt, wandte sich das Urtheil sodann zu dem eigentlichen Gehalt, und faßte scharf die mannigfachen Seiten einer solchen Arbeit auf; enthüllte die Mängel, zeigte die Lücken derselben, und schloß von dem losen Gewebe des Ganzen sogleich auf dessen Unhaltbarkeit. Am heftigsten wurde die Unzufriedenheit durch den Umstand aufgeregt, daß die Senatoren, die nicht einmal befugt gewesen zur Bildung einer Konstitution, sich sogar angemaßt hatten, ihre Macht und Reichthümer zu sichern und in ihren Familien zu

verewigen. Die Sache wurde nach zwei entgegengesetzten Richtungen getadelt, mit mehr Leidenschaften von dem einen, mit mehr Mäßigung von dem andern Theil.

Wüthend griffen die Royalisten den Rest von Freiheitsgrundsätzen an, der sich in der gegebenen Konstitution noch offenbarte; sie wollten keinerlei Abfinden und Vermittelung zwischen Altem und Neuem gestatten; rein und unbedingt sollte das Alte wieder in Frankreich einkehren. Statt dem Himmel zu danken, ihre Sache unter volksthümlichen Einschränkungen wieder einigen Bestand gewinnen zu sehen, trotzten sie mit blindem Stolz auf die längst abgeschiedenen Vorurtheile. Konstitution, Wahl, Berufung auf den Thron, und andere dergleichen Worte, galten ihnen für den Ausdruck verbrecherischer Vorstellungen. Der Thron, die Herrschaft über das französische Volk, war nach ihnen ein unveräußerliches Eigenthum der Bourbons, ihr Anspruch ewig derselbe, und die ganze Revolution nur ein aufrührerisches Interregnum. Von unserm letzten Könige, sagten sie, ist Ludwig der Achtzehnte nicht der Bruder, sondern der Oheim; denn unser letzter König war Ludwig der Siebzehnte, der, obgleich als Kind im Gefängniß gestorben, nichtsdestoweniger rechtmäßiger König von Frankreich, Erbe seines Eigenthums war, das durch die Ermordung seines Vaters auf ihn überging.

Zahlreiche Schriftsteller beeiferten sich, diese Rechte der Bourbons zu beweisen, und trugen ihre Sätze mit mehr oder weniger Geschicklichkeit vor. Im Allgemeinen war das Talent nicht auf dieser Seite. Den meisten Ruf hatte Chateaubriand, dessen schwungvolles Schönsprechen doch bald im langweiligen Einerlei ermüdete,

und den hellern Köpfen zum Gespötte wurde. Der Inhalt seiner Deklamationen belief sich der Hauptsache nach auf Folgendes: „Die mit dem Namen der Bourbons verknüpfte Wirksamkeit ist den Franzosen so bekannt, daß sie darüber nicht erst belehrt zu werden brauchen; der König weckt bei ihnen sogleich die Vorstellungen der rechtmäßigen Macht, der Ordnung, des Friedens, der gesetzlichen und monarchischen Freiheit. Die Erinnerungen des alten Frankreichs, die uralten Gebräuche, die Familiensitten, die Gewohnheiten unserer Kindheit, die Wiege, das Grab, alles knüpft sich an dieses heilige Wort König; es erschreckt niemanden, im Gegentheil, es beruhigt. Der König, die Obrigkeit, der Vater: ein Franzose vermengt diese Begriffe. Er weiß nicht, was ein Kaiser ist; er kennt weder das Wesen, die Form noch die Begründung der mit diesem fremden Titel verbundenen Macht. Aber er weiß, was ein Herrscher ist, der von Ludwig dem Heiligen und Heinrich dem Vierten abstammt; ein Oberhaupt nämlich, dessen väterliche Macht durch Staatsgesetze geleitet, durch die Sitten gemäßigt, durch die Zeit wie ein edler Wein milde und vortrefflich geworden ist. Hehlen wir es uns nicht länger, in unsern Gesetzen, Meinungen und Besitzungen wird nicht eher Ruhe, Glück und Beständigkeit sein, als bis das Haus Bourbon wieder auf den Thron gelangt sein wird. Die Rechtschaffenheit und die Ehre saßen auf dem französischen Throne, wie auf den übrigen Thronen die Gewaltsamkeit und die Staatslist; das Alterthum, dankbarer, als wir, hätte nicht verfehlt, ein Königsgeschlecht, das mit einem Helden anfängt, und nach drei und dreißig Königen, unter denen nur Ein Tyrann war,

mit einem Märtyrer aufhört, durch den Namen des Göttlichen zu bezeichnen. Unser Boden trägt von Natur die Lilien; getränkt von dem Blute so vieler Schlachtopfer, die am Fuße der Richtstätte Ludwigs und Antoinettes zur Sühne dargebracht worden, werden sie nur desto schöner wieder erblühen. Wir wollen das Königthum; aber es wäre der Gipfel der Schande und des Unsinns, ein Königthum ohne den rechtmäßigen Herrscher zu wollen, ja dasselbe ohne diesen nur möglich zu glauben; das Volk, wenn es will, möge die Verfassung dieses Königthums ändern, aber niemand hat das Recht, den Herrscher zu wechseln. Selbst von dem grausamsten, gewaltsamsten König, der alle Gesetze verletzt, alle Freiheit unterdrückt, muß die Krone stets zu seinen Kindern oder rechmäßigen Erben übergehen. Der Bruder unsers Königs, Ludwig der Achtzehnte, der zuerst über uns herrschen soll, ist dieser rechtmäßige Erbe. Unter allen Herrschern Europas könnten wir keinen wählen, der unserm Bedürfniß mehr entspräche. Er besitzt diese festen Vorstellungen, diese Mäßigung, diesen gesunden Menschenverstand, die einem Fürsten so nothwendig sind, aber er ist zugleich ein Freund der Wissenschaften, unterrichtet und wohlredend, umfassenden, hellen Geistes, entschlossenen und philosophischen Karakters."

In anderer Weise ließ sich Grégoire vernehmen, der in einer vielgelesenen Schrift folgende Beherzigung vortrug:

„Die Konstitution, die man eben entworfen hat, ist von dem Volke noch nicht genehmigt, und also noch kein

Heiligthum, das müßte unangetastet bleiben. Als Bürger übe ich das Recht, das ich durch die Senatorwürde nicht verlieren kann, und trage meine Bemerkungen über diesen Gegenstand vor. Voreilige Stimmen haben schon jede Konstitution für überflüssig erklärt, und alles auf die Rückkehr eines rechtmäßigen Herrn hingewiesen; eines Herrn! unwürdiger Ausdruck für Knechte! eines rechtmäßigen Herrn! als wenn im Staate noch Anderes rechtmäßig sein könnte, als was aus dem Volkswillen hervorgeht; als wenn die Völker Heerden wären, die bloß zur Lust ihrer Hüter da sind! Zu lange schon haben Dummheit und Laster die Herrschaft über die Völker geführt; die guten Fürsten sind die seltneren; die Staatsverfassung muß die Nachtheile der häufigern schlechten ausgleichen; unter jeder Regierungsform soll das Gesetz herrschen, und die Freiheit der Bürger dasselbe bilden und sichern. Ich zwar, als Republikaner von Geist und Herzen, darf mir erlauben, die Monarchie nicht für die bestmögliche Regierungsform zu halten, und die Bundesverfassung der Schweiz und der Vereinigten Staaten in Nordamerika für andere Länder gleichfalls anwendbar zu finden; aber ein guter Bürger soll eingedenk sein, daß Solon den Athenern nicht die an sich besten, sondern die für die Umstände angemessensten Gesetze gab. Um die übereilte Annahme einer Verfassungsurkunde zu verhüten, und den gefürchteten Nachtheilen eines Aufschubs zu begegnen, hatte ich in vorläufigen Berathungen den Vorschlag gemacht, zu erklären, daß Frankreich aus seinem alten Fürstenhause ein Oberhaupt erwählen würde, dem die Konstitution, sobald sie erwogen und ausgearbeitet wäre, vorgelegt werden sollte. Aber

dieser Vorschlag wurde nicht berücksichtigt, man sah die Schrecken des Bürgerkrieges drohen, die Macht der fremden Heere den Entschluß drängen, und folgte den Antrieben des Augenblicks; die Mitglieder des Senats eilten dem vorgelegten Entwurf beizupflichten, ihn zu unterzeichnen; ich unterzeichnete mit, weil der Beschluß der Versammlung auch der meinige werden mußte, und mir Gehorsam, wenn auch nicht Billigung, auferlegte. Aber wie durfte in Moniteur gesagt werden, der Entwurf sei einstimmig angenommen worden, da dem ganzen Senate bekannt war, daß wenigstens Ein Mitglied in Betreff mehrerer Artikel sich entschieden dagegen erklärt hatte?"

„Der Ausdruck Souverainetät, lange mißverstanden und unrichtig angewandt, kann nur von dem Volke gelten; denn ein Volk kann niemanden angehören, als sich selber. Die Rechtsquelle aller Macht liegt in ihm, ist ein wesentlicher, unveräußerlicher Theil von ihm; woher könnte sie das Eigenthum eines einzelnen Menschen, oder einer Familie sein? Sie kann durch Auftrag übergehen auf die Beamten des Staats, aber Auftrag schließt Verantwortlichkeit ein, und alle Beamte des Volks, Könige, Fürsten, Senatoren, Richter u. s. w. sind daher verantwortlich und absetzbar. Wenn, aus Rücksichten für das Gemeinwohl, der Herrscher für unverletzlich erklärt werden muß, so lastet die Verantwortlichkeit dafür ganz auf seinen Ministern, die Ausnahme selbst bestätigt die Regel, und das Volk, eben so unverletzlich, findet irgendwo seine Bürgschaft. Warum nimmt die neue Konstitution diesen Grundsatz nicht auf, diesen ersten Grundsatz aller Freiheit? Warum verschmäht sie hierin das

erfahrungsreiche Beispiel Englands, Spaniens, und unserer früheren Konstitutionen?"

„Die Herstellung des Königthums mußte darauf hinführen, über die Regentschaften, die Minderjährigkeit, die Erziehung des Thronerben, über die Eidesleistung desselben, zu bestimmen; warum ist alles dieses gar nicht erwähnt? Warum nicht ausgesprochen, daß der Herrscher kein Stück des Landesgebiets veräußern, dessen Eintheilung nicht abändern, sich nicht aus dem Königreich entfernen, und sich ohne Einwilligung des Volks nicht verheirathen darf? Warum ist zweifehaft gelassen, ob er unbedingt über die Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande verfügen, sie vermehren und gebrauchen, Krieg und Frieden machen kann, oder ob dazu die Bestätigung des Senats und der gesetzgebenden Gewalt nöthig ist?"

„Es ist nicht hinlänglich, daß die Steuern und Auflagen solcher Bestätigung bedürfen, und also die Mittel, ohne welche jene Dinge nicht auszuführen sind, dem Volke und seinen Vertretern vorbehalten bleiben; der Grundsatz muß dastehen, nicht ein zufälliges Hinderniß, daß die Macht nicht mißbraucht werde; zufällig ist dieses Hinderniß, weil auswärtige Hülfsgelder schon gleich darüber hinwegführen. Eben so müßte der Unterhalt des Königlichen Hauses bestimmt sein, und gleich beim Anfange einer Regierung für die ganze Dauer derselben, um alle Ränke zu deren jährlicher Vergrößerung für immer abzuschneiden."

„Der wahre Adel kann nur im persönlichen Verdienst bestehen, der Mensch ist der Sohn seiner Thaten. Das Vorurtheil wird trotz aller Gegenwehr eitlen Uebermuths sich verlieren, und einst nur noch in den

Jahrbüchern der menschlichen Verirrungen zu finden sein. Was soll der erbliche Adel, die erbliche Senatorwürde? Sollten nicht, statt dem Könige allein die Ernennung zu letzterer anheimzustellen, alle Zweige der gesetzgebenden Macht dazu mitwirken? Dann wäre der Erwählte wirklich ein Vertreter des Volks; so ist er es nur seiner selbst, und seiner Familie, wie schon ein Anderer vor mir gesagt hat. Hundertmal, wenn von Erneuerung der gesetzgebenden Versammlung die Rede war, habe ich die ängstliche Vorsorge gesehen, daß nicht dieselben Leute in den Stellen blieben, und jetzt errichtet man zweihundert erbliche Senatorstellen! Was die Zusammensetzung des ganzen Körpers, der augenscheinlich einer Erneuerung bedürfte, was die Vermögensausstattung der Mitglieder betrifft, so überlasse ich Andern, ihre Einwendungen dawider aufzustellen."

„Die gesetzgebende Versammlung, deren Benennung nicht ganz richtig mehr ist, sollte nicht so weit von der ausübenden Macht abhängen, daß sie von dieser aufgelöst werden kann, und das Volk dieselben Mitglieder nicht wieder wählen darf. Auch sollte festgesetzt sein, daß kein Volksvertreter, die Senatoren mit inbegriffen, während ihrer Berufszeit für irgend jemand eine Anstellung bei der Regierung erbitten oder sonst nachsuchen dürfe."

„Das Gesetz bedarf zu seiner Gültigkeit der Bestätigung des Königs; aber kann diese bedingt oder unbedingt verweigert werden, und ist diese Verweigerung bei wiederholter Anregung desselben Gegenstandes immer auf's neue gültig? Die Konstitution schweigt über die Art der Kundmachung der Gesetze. Nach den Worten von Gottes Gnaden muß hinzugesetzt werden: und durch die

Konstitution; dies letztere wegzulassen, wäre eine Beleidigung gegen das Volk."

„Wie so setzte man nicht sogleich fest, daß niemand verhaftet, eingekerkert und vor Gericht gezogen werden könne, als in Kraft des Gesetzes; daß binnen vier und zwanzig Stunden vom Augenblicke der Verhaftung ein Verhör Statt finden müsse, und nur die gesetzmäßige Behörde zu richten befugt sei? Die Habeas-Korpus-Akte der Engländer lag nahe genug. Die Unverletzlichkeit der Briefe, die des Hauses eines jeden Bürgers, gehörten ebenfalls hieher."

„Die Preßfreiheit ist durch die Konstitution ausgesprochen; das ist gut, und entspricht dem allgemeinen Verlangen. Aber, Senatoren, heute verkündigt ihr die Preßfreiheit, und morgen führt ihr die Censur ein? Ich weiß, durch welche Scheingründe man diese Maßregel beschönigt, aber kein einziger besteht die Prüfung; den Mißbrauch mag man bestrafen, aber nie darf man ihn durch Aufhebung des Gebrauchs verhindern."

„Der letzte Artikel der Konstitution sagt, sie solle dem Volke zur Annahme vorgelegt werden; aber nichtsdestoweniger soll der zum Thron berufene Fürst zum Könige der Franzosen ausgerufen werden, sobald nur er die Konstitution unterzeichnet und beschworen hat? Ist das Volk dabei nur um der Form willen genannt und aus Höflichkeit? Und wenn nun seine Stimme euer Werk verwürfe, wie sie denn unläugbar das Recht dazu hat, in welcher Verlegenheit würdet ihr sein? Ich will nicht Zweifel erheben über das, was geschehen wird, von den Grundsätzen aber darf man nicht ablassen."

„Der Senat hat in seinem Entwurfe noch vieles

andere versäumt, was die Gunst der öffentlichen Meinung erwerben könnte; er besitzt dieselbe jetzt keineswegs; die Ursachen sind in der Vergangenheit, wo die Mehrheit, aber nicht die Gesammtheit desselben, die verderblichen Unternehmungen der Obergewalt durch nachgiebige Beschlüsse gefördert hat; aber dies trifft nicht den Senat allein, dies trifft leider ganz Frankreich; der bürgerliche Muth schien verloren, während der kriegerische auf dem Gipfel stand. Ich bin weit entfernt, dem Senat alles zuzurechnen, was ihm die allgemeine Meinung zum Theil mit größtem Unrecht vorwirft; er hat in diesen letzten Tagen entscheidende Verdienste um Frankreich erworben, er kann noch größere erwerben, wenn er die öffentliche Stimme hören will, In Frankreich haben die unwandelbaren Begriffe der Rechte des Volks, trotz allen Gegenstrebungen, Wurzel gefaßt; der Gang der staatsbildenden Kunst ist in beiden Welten beschleunigt fortgeschritten, und der menschliche Geist in seiner Freiheit aufgetreten. Dies darf man nicht verkennen, wenn man das Heil der Völker berathen will, dies glaubt' ich mich befugt, mit gleicher Freimüthigkeit auszusprechen, mit der ich früher unter schwierigen Verhältnissen gegen die Schöpfung eines neuen Adels, gegen das Kaiserthum, gegen die Anmaßungen in Betreff der römischen Staaten, gegen die Willkür aller Art gesprochen habe." —

Zu diesen Bemerkungen des starren Mannes, welchen ein Bergasse und Andere dieser Art mit schwachem Talente vergebens zum Besten der Royalisten bestreiten wollten, kamen heftigere Ausbrüche von andern Schriftstellern, die ihre Angriffe unmittelbar auf die Gegner richteten.

„Was heißt denn die Rechtmäßigkeit des Herrschers? Welchen Begriff soll man mit diesem gleich anfangs so schlau hingeworfenen Worte verbinden? Heißt es, der König sei an und für sich, als Erbe Ludwigs des Siebzehnten, König von Frankreich, und sei es immer, ohne Unterbrechung, durch alle unsere Zustände hindurch, gewesen? Wenn der Wunsch eines ganzen Volkes ihn beruft, warum sein Recht, statt auf diese sichere Grundlagen, lieber auf einen zweifelhaften, bestrittenen Anspruch gründen? Dies heißt ohne Noth die Vernunft und das Herz der Franzosen beleidigen, und allen Denkweisen Gewalt anthun, um das königliche Ansehen doch nur schlecht zu begründen! Zu welchen Voraussetzungen sieht man sich genöthigt, um Ludwig aus bloß persönlichem alten Rechte, ohne die Beistimmung des Volkes, ohne die Kraft der Konstitutionen, als rechtmäßigen König anzusehen! Man muß annehmen, daß der Sohn Ludwigs des Sechzehnten im Kerker regiert habe und als König gestorben sei; daß seit dieser Zeit in Frankreich nichts Gesetzliches geschehen sei, daß das Volk nie einen andern Willen ausgesprochen habe, als den im Jahre 1791 unter Beipflichtung des Königs offenbarten Willen; daß es im Jahre VIII die Regierung der Konsuln und darauf die des Kaisers verworfen habe, obwohl Millionen von Unterschriften das Gegentheil beweisen, obwohl das Volk unausgesetzt seine Abgeordneten zu der gesetzgebenden Versammlung abgeschickt hat, obwohl alle Mächte Europens mit Bonaparte Verträge abgeschlossen, der Kaiser von Oesterreich ihn zum Eidam genommen, und viele andere Fürsten in seine Verwandtschaft getreten sind; man muß folglich sagen, daß alles unter den bisherigen

Regierungen Geschehene null und nichtig ist; daß die Gesetze bloß willkürliche Gewalt waren; daß also jede gerichtliche Entscheidung ungültig, jedes Todesurtheil ein Mord, jede Scheidung ein doppelter Ehebruch war; daß es in Frankreich seit fünfzehn Jahren nur Beischläferinnen statt Eheweiber gab, und nur Bastarde erzeugt wurden; man muß annehmen, daß so viele edle und tapfre Vaterlandsvertheidiger nur elende Aufrührer und Räuber, so viele rechtschaffene Obrigkeiten und Beamte nur freiwillige Diener der Ungerechtigkeit waren, und das Volk sich in zügelloser Wildheit ohne Staat befand; ja es kömmt an den Tag, daß die Mächte Europens die Feigheit hatten, mit einem Partheihaupte zu unterhandeln, und der Nachfolger der Cäsaren seine erhabene Tochter einem verheiratheten Abentheurer zur Gemahlin gegeben! Dahin gelangt man durch die Behauptung, daß Ludwig Stanislaus Xavier mit vollem Rechte Erbe des letzten Dauphins sei."

Dergleichen Erörterungen leuchteten der Mehrheit der Franzosen ein; die Sache selbst, wie sie in der Reihe des Geschehenen dastand, sprach zu deutlich, als daß die Redensarten einer kleinen Anzahl rückkehrender Ausgewanderten die Kraft der Wirklichkeit schwächen konnten, so sehr sie auch im Allgemeinen die Vorstellungen des großen Haufens der Vornehmen verwirrten. Die Redensarten der Emigrirten fanden am meisten Eingang bei den Fremden, wo sie es am wenigsten gesollt hätten. Die Engländer müßten ihre ganze bestehende Ordnung umwerfen, ihren König absetzen, und sein ganzes Haus verbannen, wenn der Staat als Eigenthum einer Familie nur in erblicher Nachfolge rechtmäßig beherrscht würde.

Unsern deutschen Vorstellungen ist der Begriff einer auf solche Grundlage zurückgeführten Rechtmäßigkeit vollends fremd. In der deutschen Nation ist das Wahlrecht ursprünglich, in unsrer ganzen Geschichte zeigt sich beständig das Recht der Fürsten an Verfassung und Verträge geknüpft; die oberste Gewalt war zusammengesetzt aus Kaiser und Reich; und wie jeder deutsche Reichsgraf zum Kaiser erwählt werden konnte, so konnte auch der Kaiser von den Fürsten abgesetzt werden; eben so war die rechtmäßige Gewalt jedes dieser letztern immer nur auf gesetzliche Bedingungen gegründet. Doch ist in den letzten Zeiten die eigentliche Kunde der allgemeinen vaterländischen Angelegenheiten bei den Deutschen sehr zurückgetreten, und nur dadurch wird es erklärlich, daß die Einflüsterungen einer französischen Tagesmeinung, das von Talleyrand zuerst wieder in Umlauf gebrachte Feldgeschrei der auf göttliches Recht gestützten sogenannten Legitimität, auch auf deutscher Seite so starken Wiederhall finden konnte.

Während solche Streitfragen die Weitersehenden beschäftigten, wandten sich viele bisher unentschiedene Gemüther doch günstiger zu den Bourbons, die allerdings das fürerst nächste Ergreifbare schienen, um aus den Uebeln der bürgerlichen Zerrüttung und besonders auch aus dem Drucke fremder Kriegsheere herauszukommen. Die weiße Kokarde, als Schutz- und Versöhnungszeichen geltend, zeigte sich immer häufiger neben der dreifarbigen, die endlich von ihr sogar verdrängt wurde, indem die Nationalgarde und die öffentlichen Beamten den Befehl erhielten, die weiße Kokarde aufzustecken, obwohl die Uniform der erstern noch aus den Farben Roth, Blau

und Weiß fortbestand. Oeffentliche Erklärungen und Zustimmungen zu den Beschlüssen des Senats und der provisorischen Regierung liefen von mehreren Orten ein, und jedes Beispiel rief neue hervor. Die Städte Dijon, Autun, Rheims, Evreux, Langres, Dünkirchen, Dieppe, sodann Nantes, Orleans, Poitiers, später Lyon, Marseille und Nismes erklärten sich für den König. In manchen Landschaften brach der Haß gegen Napoleon heftig aus, in andern wurde er durch das Mißtrauen gegen die Bourbons aufgewogen, hin und wieder auch entstanden Unruhen. Die Festungen, von zahlreichen Truppen unter entschlossenen Anführern besetzt, ließen große Schwierigkeiten befürchten, folgten aber leichter, als man erwartet hatte, dem allgemeinen Beispiel. Mainz, Metz, Lille, Straßburg pflanzten die weiße Fahne auf. General Carnot, der in Antwerpen befehligte, wollte auch diesmal, wie schon mehrmals, von dem, was die Gesammtheit gelten ließ, nicht abweichen, und fügte sich der neuen Veränderung. Die Marschälle Berthier, Jourdan, Augereau, Suchet und Soult, letzterer nicht ohne noch die Waffen unglücklich gegen Wellington versucht zu haben, der General Grenier als Befehlshaber des noch ansehnlichen Heeres in Italien, kündigten den Truppen, an deren Spitze sie standen, das Vorgegangene an, und forderten sie zu Treue und Gehorsam gegen die neue Regierung auf. Der Marschall Davoust in Hamburg mußte sich nach einigem Zögern am Ende dasselbe zu thun bewogen sehen. Ganze Abtheilungen von Truppen gingen auseinander und in ihre Heimath.

Am 12. April hielt der Graf von Artois, Bruder des Königs und Statthalter des Königreichs, seinen Einzug in Paris. Schon Tags vorher hatte sich einiger Zudrang aus der Hauptstadt bei ihm eingefunden. Er sprach mit Zuversicht zu den Umstehenden, und indem er auf seine weiße Kokarde am Hute zeigte, sagte er, der Kaiser von Oesterreich habe sie ihm zugeschickt, nicht ohne Absicht sein persönliches Erscheinen mit dem äußeren Machtansehen eines solchen Einverständnisses verknüpfend. Der Prinz war ohne Gefolge und Bedeckung, bis eine Abtheilung der Pariser Nationalgarde ihn einzuholen kam. Nach den ersten Worten, die er zu dieser gesprochen, ließ er weißes Band herbeibringen, schnitt es in Stücke, band eins derselben davon in sein Knopfloch, und forderte die Grenadiere auf, seinem Beispiel zu folgen, wie auch geschah; dies war der Ursprung des Lilienordens, den alle Menschen nach Gutdünken anlegten, und der, trotz der nachherigen Bemühung, ihn zu beschränken und zu heben, der ausgebreitetste aller Orden und daher ganz ohne Werth blieb. Noch außerhalb der Barrieren kamen dem Prinzen einige Marschälle entgegen, worunter Ney und Kellermann. An den Barrieren selbst empfingen ihn die Mitglieder der provisorischen Regierung, unter welchen der Fürst von Talleyrand das Wort führte, und die städtischen Behörden. Nachdem er die Kirche besucht hatte, bezog er die Tuilerien, auf deren Dache von nun an die weiße Fahne wehte. Der Zulauf war, wie bei solchen Gelegenheiten immer, sehr groß, die Freudenbezeigung laut genug, aber keineswegs allgemein.

Die provisorische Regierung, ohne sittliche Haltung, und den Ansinnungen des Tages augenblicklich nachgebend,

übergab durch einen Beschluß vom 14. April dem Grafen von Artois, als dem Statthalter des Königreichs, die Regierung bis zur Ankunft Ludwigs des Achtzehnten, und erklärte sich ihrer bisherigen Amtsverrichtungen erledigt. Dieser Beschluß wurde dem Prinzen durch den gesammten Senat überreicht, wobei der Fürst von Talleyrand wieder die Anrede hielt. Der Prinz erwiederte in seiner Antwort dem Senat, daß er von dem Konstitutionsentwurf Kenntniß genommen, von dem Könige aber noch keine Vollmacht zu deren Annahme erhalten habe, doch kenne er die Gesinnungen und Grundsätze des Königs hinlänglich, um versichern zu können, daß der König mit allen Hauptpunkten einverstanden sei.

Eine der ersten Maßregeln des Prinzen bestand darin, daß er in alle Provinzen des Königreichs besondere Abgeordnete mit den ausgedehntesten Vollmachten sandte, welche über die Handlungen der Behörden wachen, den Geist der Einwohner erforschen und möglichst bearbeiten sollten. Es wurden hierzu beinahe nur Altadliche gewählt, von deren Händen ein solches Vertrauen aber sicherer bewahrt, als geschickt angewendet war. Bevor sie abreisten, richtete der Prinz einige Worte an sie, deren Inhalt versöhnend für die Vergangenheit klang, aber die Mißtrauischen keineswegs befriedigte.

Inzwischen war auch der Kaiser von Oesterreich am 15. April in Paris eingetroffen, und die verbündeten Mächte berathschlagten nunmehr ernstlicher über die Art und Weise, wie ein dauerhafter Friede zu schließen sei. Am 23. April wurde von ihnen mit dem Grafen von Artois eine vorläufige Uebereinkunft abgeschlossen, zufolge deren alle Feindseligkeiten eingestellt, und die Gränzen

Frankreichs auf den Umfang, den das Königreich vor der Revolution gehabt, beschränkt wnrden. Für die ausführlichen Verhandlungen erwartete man die Ankunft Ludwigs des Achtzehnten.

Die Franzosen sahen mit gespannter Neugier auf das Benehmen des Grafen von Artois und der Royalisten, die mit ihm waren. Die Bourbons waren der Nation wirklich fremd geworden, man wußte nichts mehr von ihnen und mußte sie erst kennen lernen. Viele Leute fragten ganz unbefangen, wer die Herzogin von Angouleme sei, und suchten sich über die Art, wie die Glieder der Königlichen Familie zusammenhingen, zu unterrichten. Dieses Unbekanntsein und diese Fremdheit hatte für die Bourbons persönlich wenigstens den Vortheil, daß man, wenn nicht für sie, doch auch nicht gegen sie eingenommen war, und daß sie abgeschnitten von allem, was sie ehemals verhaßt gemacht hatte, ihr Betragen gleichsam von vorne anfangen und einrichten konnten. Daß man nicht große Geistesfähigkeiten von ihnen erwartete, gereichte ihnen nicht gerade zum Nachtheil, die Hauptsache war, welche politische Ansichten sie mitbrachten. Diese wußten sich nicht lange unentschieden zu erhalten; der Graf von Artois, der Neuheit seiner Aufgabe noch ungewohnt, und des Bodens, worauf er stand, unsicher, versuchte zwar anfangs in einem dem Volke günstigen Tone zu sprechen, und tröstliche Hoffnungen zu wecken, allein die Klügern wollten bald gemerkt haben, daß dies mehr aus dem Gefühl der Nothwendigkeit, sich in die Zeit zu schicken und nur erst Festigkeit zu gewinnen, herrühre, als aus Ueberzeugung. Die Begünstigung der Altadlichen, ihr anmaßendes Betragen, und ihre heftigeren

Aeußerungen deuteten schon entschieden die Richtung an, in welche die wiedereingesetzten Bourbons unvermeidlich einlenken würden, und ließen die traurigen Folgen, die daraus entstehen müßten, im voraus befürchten. Die heimliche Uneinigkeit in der Königlichen Familie selbst war auch schon in sofern ruchtbar geworden, daß man erwartete, der König würde die Handlungen seines Bruders wenig gutheißen, und wenn auch nur aus Widerspruch manches in entgegengesetzter Art anordnen. Das ungeheure Lob, welches man dem Könige vorangehen ließ, und wodurch man den geistreichsten, kräftigsten und kundigsten Herrscher, ja einen Weltweisen und Gelehrten verkündigte, wirkte jedoch im Ganzen nicht günstig für ihn, besonders da seine eifrigsten Anhänger nach Maßgabe seines Näherkommens dieses Lob nach und nach doch wieder etwas herabzustimmen nöthig fanden.

In England war die öffentliche Stimmung höchst aufgeregt, und der ganze Rausch der unerwarteten Glückserfolge hatte sich auf den bisher ganz unbeachteten König von Frankreich geworfen, der am 20. April mit großem Gepränge seinen öffentlichen Einzug in London hielt. Das Volk war außer sich und schwelgte im Taumel der Freude, niemand durfte in London ohne die weiße Kokarde erscheinen. Am 23. schiffte Ludwig sich zu Dover auf der Jacht Royal-Sovereign ein. Die englische Regierung hatte alles mit außerordentlicher Pracht und höchstem Glanze dazu vorbereitet, der Herzog von Clarence, als Admiral, begleitete die Fahrt auf der Fregatte Jason. Ein ungeheures Freudengeschrei erfüllte die

Lüfte im Augenblick der Abfahrt, das Geschütz der Schiffe und das vom Lande wechselte seine Grüße. Was das fremde Land an Freudenbezeigungen gastfreundlich darbot, konnte im voraus ein trauriger Ersatz für das dünken, was das eigne hierin würde fehlen lassen.

Am 25. April landete der König in Calais, mit ihm stieg die Herzogin von Angouleme an's Land. Eine Menge Volkes war am Ufer versammelt, und bewillkommte den König noch freudig genug, doch war der Abstand von den englischen Begrüßungen schon merkbar. Auf der Reise zur Hauptstadt, die er am folgenden Tage antrat, über Boulogne, Montreuil, Abbeville, Amiens und Compiegne, war der Empfang ebenfalls noch ziemlich gut, doch schon lauer; Neugierde und ungewisse Spannung über die Art, wie sich die neuen Ankömmlinge benehmen würden, waren die vorherrschende Stimmung des überall zusammengeströmten Volkes.

Die Worte Lally-Tolendal's: „Endlich ist der Bruder Ludwigs des Sechzehnten, der Enkel Heinrichs des Vierten und des Heiligen Ludwigs, der Erbe ihrer Rechte und ihrer Herzen, auf den Boden seiner Vorfahren zurück! Ludwig der Achtzehnte nähert sich seiner Hauptstadt mitten durch die Bevölkerungen der Städte und Dörfer, deren Wogen ihn umgeben; die auf jedem seiner Schritte ihm die Huldigungen ihrer Ehrfurcht und Liebe darbringen wollen; die in jedem seiner Blicke einen Strahl von Trost und Hoffnung finden; die ihm schon die Sicherheit ihrer Güter, ihres Kunstfleißes, ihrer Personen, ihrer Kinder, ihrer Gedanken, ihres Schlafes verdanken", diese Worte schildern im hohen Schwunge,

wie es hätte sein können, wie es aber nur wenig gewesen ist.

Im Schloß von Compiegne kam der König am 29. April an. Die Marschälle von Frankreich und mehrere Generale hatten ihn eingeholt. Als er in sein Zimmer gelangt war, redete er zuerst die Marschälle und Generale an: „Meine Herren", sagte er, „ich bin glücklich, mich in Ihrer Mitte zu finden", er wiederholte mit Nachdruck: „glücklich und stolz." Man schien gerührt. „So groß", sagte einer der dem Tage huldigenden Schriftsteller, „war schon die Stärke des rechtmäßigen Herrschers, und dieser mit dem Namen König verknüpfte Zauber! Allein kommt er aus der Verbannung zurück, von allem entblößt, ohne Gefolge, ohne Leibwache, ohne Reichthümer, nichts hatte er zu geben, kaum etwas zu versprechen; er steigt aus dem Wagen, gestützt auf die Tochter des Heiligen Ludwig; er zeigt sich den Feldherren, die ihn nie gesehen, den Grenadieren, die kaum seinen Namen wissen; aber es ist der König: alles fällt zu seinen Füßen, das Heer, die Großen, das Volk." In diesen Worten, verglichen mit dem, was nachher geschehen ist, liegt schon ein großer Aufschluß.

Von Compiegne zog Ludwig der Achtzehnte weiter nach dem Schlosse von Saint-Ouen, in der Nähe von Paris, wo er die Abgeordneten der obersten Staatsbehörden, die Marschälle und Generale, die Minister und Staatsräthe vorließ. Der Groß-Zeremonienmeister von Frankreich, Marquis von Dreux-Brézé, führte den Senat ein, an dessen Spitze der Fürst von Talleyrand dem Könige eine Anrede hielt, worin er zwar noch nicht alle Ausdrücke, die auf eine freisinnige Erwartung hindeuten

konnten, wegließ, aber im Ganzen doch unbedingt schon eine traurige Probe der Sprache gab, wie man dem Hofe gefällig in Zukunft würde sprechen müssen. Der König erwiederte nur, daß er den Ausdruck dieser Gesinnungen günstig aufnehme. — —

Das Königreich der Niederlande.

Brüssel, 1817.

Sanabilibus aegrotamus malis.
Seneca.

Das Königreich der Niederlande, als neue Geburt der umgeschwungenen Verhältnisse Europas, bietet der politischen Ansicht noch nicht den festen Boden, der, bei ältern Reichen, für das Staatsurtheil aus der Erfahrung dasteht. Die Geltung, welche die einzelnen Bestandtheile des neuen Staates ehemals hatten, ist in diesem nicht wiederzuerkennen. Alles ist hier neu, die äußere Zusammensetzung des Gebiets, wie der innere Geist des Wirkens. Der Staat, weniger aus eignen Gründen hier entsprungen, als gleichsam hiehergestellt durch Bedingnisse, die außer ihm liegen, muß sich erst in sich selber finden, und den Standpunkt, der ihm angewiesen ist, aus seinem Innern befestigen.

Die frühere Geschichte der Länder, aus denen das Königreich besteht, liefert wenig Ersprießliches für die Beurtheilung der Gegenwart; ob diese Gegenden schon früher einmal zusammengehört, ihre Bewohner nur ein

und dasselbe Volk ausgemacht haben, das ist jetzt gleichgültig, da die Erinnerung dieser Einheit längst aus dem Leben geschwunden ist. Wichtiger ist der Zeitraum der Geschichte, worin noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts der verschiedene Karakter der einzelnen Theile der Niederlande sich gezeigt und ausgebildet hat; hieher gehören der Aufstand der Belgier gegen den Kaiser Joseph, die Partheien in Holland, die Unruhen in Lüttich, der Einfluß der französischen Revolution, das gemeinsame Schicksal unter Napoleon's Herrschaft. Die Hauptzüge dieser Ereignisse hat aber schon Benjamin Constant in seiner Denkschrift über die Niederlande angeführt.

Aus allen diesen Wendungen und Gestaltungen geht ein fortlaufender Zwiespalt hervor, der Belgien und Holland in allen Stücken auffallend von einander scheidet. Selbst unter der Vereinigung mit dem französischen Reiche war dieser Zwiespalt nur einer größern Allgemeinheit untergeordnet, ohne darum aufzuhören. Jetzt, da beide Länder als die Hälften eines und desselben Reiches fast ohne weitere Beimischung neben einander stehen, zeigt er sich in seiner ganzen Kraft und Tiefe. Die frühere Abneigung ist durch die stete Berührung zu wirklichem Haß geworden, der mit erbitterter Heftigkeit in allen Gelegenheiten hervorbricht. Nicht bloß Haß befeindet die beiden Völker, auch Geringschätzung und Verachtung, die mehr noch, als jener, aufreizen und erbittern. Und wären die Gemüther auch noch zu versöhnen, so ist doch der Stand der Dinge nicht sogleich zu verändern, und sichtbar genug stehen auch alle Interessen der beiden Völker in vielfachem Widerspruche. Die Verschiedenheit der Richtungen, welche Holland und Belgien genommen,

setzt beide in ein so unglückliches Verhältniß, daß der Vortheil des einen nothwendig der Schaden des andern dünken muß.

Der Handel und die Schifffahrt der Holländer, der Landbau und die Fabriken der Belgier, die eines weitern Spielraums bedürfen, als der Gränzumfang des Staats gewähren kann, müssen in dieser Enge sich nothwendig befehden. Holland, als Markt der Engländer, knüpft mit diesen das Verhältniß, durch welches allein ihm Belgien verbunden sein könnte, und dieses muß fortwährend die Verbindung mit Frankreich zurückwünschen, die ihm für seine Erzeugnisse einen so ausgedehnten Markt eröffnet hatte. Dieselben Waaren, welche in Holland den Handelsverkehr beleben, tödten die Fabrikthätigkeit in Belgien; jenes verlangt Freiheit des Handels, dieses begehrt dessen Beschränkung; keine Anordnung, die nicht, wenn sie hier fördert, dort hemmt; kein Gesetz, das nicht, wenn es hier Tadel erzeugt, dort Beifall findet! In allen Stimmungen, Bedürfnissen und Forderungen das entschiedene Gegentheil, zerarbeiten sich beide Völker in einer Vereinigung, in welcher, ohne einen anderweitigen Ersatz, die Interessen des einen wie des andern nur verletzt erscheinen.

Auf solchen Zwiespalt ist der ganze Staat mit allen seinen Trieben und Kräften gestellt, in diesen stürzen unausweichlich alle seine Verhältnisse mit hinein. Dieser Gegensatz zwischen Holland und Belgien hat sich in allen Lebensbeziehungen herrschend festgesetzt. Verschiedenheit der Sprache kann in einem großen Staate ohne Nachtheil bestehen, besonders wenn die herrschende Bildung der einen Sprache, z. B. in Oesterreich der deutschen,

eine unwillkürliche Unterordnung der andern begründet; in einem Staate von geringerem Umfange muß diese Verschiedenheit zu beständigen Reibungen Anlaß geben. Die Sprachtrennung ist in den Niederlanden so groß, daß nicht einmal die Stellvertreter der Nation ein bestimmtes Organ für ihre Verhandlungen besitzen, sondern die unwürdige, jede Ausbildung der Beredsamkeit und des Zusammenwirkens hemmende, Einrichtung gestatten müssen, daß in der Versammlung der Reichsstände bald holländisch, bald französisch geredet wird. Das Mißverstehen und die Verwirrung, die in einzelnen Fällen hieraus entspringen, sind bei weitem noch nicht so schlimm, als die stete Vergegenwärtigung des trennenden Gegensatzes auf allen Punkten, wo wesentlich Einheit walten soll.

Die Verhandlungen der Gerichtshöfe müssen ebenfalls beide Sprachen zulassen, die örtliche Verwaltung sich für eine oder die andere entscheiden, und wenn belgische Regimenter sich gegen das holländische Befehlswort empören, so bergen die holländischen Seeleute ihrerseits den Verdruß nicht, ihren auf allen Meeren berühmten Namen gegen den niederländischen zu vertauschen.

Die Verschiedenheit des Glaubens, die durch die allgemeine Denkweise der Zeit im Leben so sehr zurückgetreten, ist in den Niederlanden durch fanatische Bewegungen auf das heftigste wieder hervorgerufen worden. Die Theilnahme des Volks an der versuchten Gegenstrebung der katholischen Geistlichkeit gegen allgemeine Staatsordnungen hat zwar bei den Meisten keineswegs einen innern Glaubenseifer zum Grunde, sondern ist bloß eine Aeußerungsart des gemeinsamen Oppositionsgeistes, daher auch die französischen Zeitungsschreiber, die jeder

religiösen Richtung fern sind, dem Widerstreben der Geistlichen als einem politischen heftig das Wort reden; aber gerade deßhalb gehört auch dieser Streit, der den belgischen Katholiken durch neue Klüfte von dem holländischen Protestanten scheidet, zu den unseligsten Erregungen einer schon stark genug vorhandenen Zwietracht, die auf diese Weise selbst in die Gewissen eindringt.

Nach allem diesen darf das Mißbehagen und die Unzufriedenheit, die in solcher Allgemeinheit und Stärke schwerlich wiedergefunden werden, nicht in Erstaunen setzen. In seinen Interessen, in seiner Gewohnheit und Art zu sein, von allen Seiten durch eine Verbindung, die kein Theil gewollt hat, gestört, findet das Volk nirgends Ziel oder Ersatz seines unbehaglichen Zustandes. Im Herzen keiner bestimmten Ordnung der Dinge zugethan, fühlt es sich der gegenwärtigen nicht einmal durch Hoffnung genähert. Den mächtigen Antrieben der Zeit ohne sichere vaterländische Richtung hingegeben, hat es aus den mannigfachen Veränderungen nur den roheren Freiheitssinn, den Geist widerstrebenden Trotzes und gährender Ungebundenheit davongetragen. Der gemeine Mann, besonders in Belgien, läßt durch sein Benehmen bald merken, wie wenig er nach Staat und Regierung fragt, deren Gesetze er nur eben befolgt, weil er sie zu befolgen gezwungen ist. Das ganze Netz der obrigkeitlichen Beziehungen liegt nur sehr lose über der bewegungsvollen, aufgereizten, in sich entzweiten und gährenden Masse.

Das Wohlwollen und die Thätigkeit des Königs wird von allen Kundigen mit aufrichtiger Zuversicht erkannt. In arbeitsamer Zurückgezogenheit ist das landesväterliche Walten aber der Menge nicht so ausgestellt, als es der

Prunk der Herrschererscheinung wäre. Die Königliche Familie, nach ihrem Bestand und Wesen, kann überhaupt nur nach und nach, durch dauernde stille Einflüsse, nicht durch rasche auffallende Wirkungen, dem Volke ein Band des Vereins werden. Der Prinz von Oranien selbst, an der Spitze des jüngsten Waffenruhms, den der neue Staat bei Bellealliance erworben, muß in dem militairischen Verhältnisse noch manches vermissen, das durch die Zeit allein hervorgebracht werden kann.

Daß die in dem Grundgesetz gegebene Verfassung, von der sich sonst allerdings viel Gutes erwarten läßt, schon jetzt die Grundlage nationalen Zusammenhanges, das Bindungsmittel der entgegengesetzten Richtungen sein könnte, dazu müßte sie dem holländischen Republikaner nicht kühnere Erwartungen, dem belgischen Aristokraten nicht die Hoffnung auf Vorrechte getäuscht haben. Auch sie also ist gegenwärtig, statt über die Spaltung des Staates erhaben das Gemeinsame darzustellen, in dieser großen Spaltung befangen, und sogar ein neuer Kampfplatz derselben.

Aber sogar der Mittelpunkt, den eine Hauptstadt für das Land und die Regierung gäbe, fehlt dem Königreiche der Niederlande. Der Hof und die Staatsbehörden wandern unbestimmt von dem Haag nach Brüssel, und wieder zurück; für die Versammlung der Reichsstände ist der Wechsel zwischen beiden Orten regelmäßig festgesetzt. Diese Aushülfe befriedigt weder die eine noch die andere Seite; die Schwierigkeiten und Kosten nöthigen zu einer festen Entscheidung. Neuer, heftiger Kampf um den Vorzug, den der bleibende Sitz des Hofes und die Erwählung der Hauptstadt für Holland oder Belgien

gewähren wird! Alle Leidenschaft der Partheien ist rege, um die Entscheidung nach den vorgefaßten Wünschen zu lenken. Die Lage des Hofes ist in dieser Rücksicht sehr unangenehm, denn auf beiden Seiten sind Gründe von großem Gewicht. Einestheils ist Holland der geschichtliche Kern, aus welchem der Staat und der Fürst entsprossen sind; dagegen ist die hinzugekommene Masse Belgiens bedeutend größer, und die geographische Mitte des Ganzen liegt in ihr. Anderntheils bleibt, vom Haag aus beherrscht, das überwiegende Belgien unversichert den Schwankungen seiner eignen Schwere überlassen, die es, bei größeren Ereignissen, aus den lockern Banden wohl gar entschlüpfen machte; dagegen folgen der Regierung nach Brüssel die zuverlässigern und vertrautern Neigungen der Holländer nur in sehr verringertem Maße nach. Reiz und Fülle der neuen Verhältnisse sprechen für Brüssel, Gewohnheit und Zuversicht der alten für den Haag.

Die Frage wegen der Hauptstadt leitet auf die höhere zurück, welche Richtung überhaupt die Regierung in dieser außerordentlichen Lage zu ergreifen habe? Der Zustand des ungewissen Schwankens muß endigen, wenn nicht seine Folgen eben so gefährlich werden sollen, als sein Dasein traurig ist. Wäre eine freundliche Vereinbarung des Getrennten, eine wahrhafte Verschmelzung des Entgegengesetzten möglich, so würde diese durch kein Opfer zu theuer zu erkaufen sein.

Diese Hoffnung findet aber nirgends eine Stütze. Feindliche Gesinnungen könnten sich in gemeinsamen Interessen, widersprechende Interessen in geistiger Uebereinstimmung ausgleichen; aber hier, wo alles einander

entgegenstrebt, fehlt selbst der Punkt, von welchem die Vereinigung anheben müßte. Die Macht der Zeit kann die jetzigen Verwickelungen nach und nach wegschaffen, und einfachere Verhältnisse an die Stelle setzen, allein diese Gestaltung wird wenigstens unser Geschlechtalter nicht wähnen zu erleben. Die Verfassung, auf welche auch hier gerechnet werden will, wird hierin wenig fördern; sie enthält und nährt, wie oben bemerkt worden, die Spaltung schon durch die verschiedene Sprache ihrer Reichsstände; Benjamin Constant, der nur diese einzige Hoffnung für die Zukunft des Staates anführt, verhehlt nicht, wie unsicher sie ihm dünkt. Er giebt das Königreich der Niederlande den allgemeinen Schicksalen preis, die seine äußern Verbindungen treffen können. Ehe solcher Ausspruch gültig wird, sei wenigstens der Versuch gemacht, ob nicht dennoch aus seinem Innern diesem Reiche ein eigner, unabhängiger Bestand zu erringen sei?

Wir sagen aber: wenn die Verschmelzung Hollands und Belgiens als unmöglich erscheint, so bleibt nichts anders übrig, als das Gleichgewicht, in welchem man beide zu halten gewünscht, aufzuheben, und einem von beiden das Uebergewicht zu ertheilen. Ob aber Holland der Schwerkraft von Belgien, oder dieses der Schwerkraft von jenem zu folgen habe, kann in solchem Falle nicht zweifelhaft sein. Alle Gründe der Geschichte und der Natur ordnen Belgien unter Holland, nicht dieses unter Belgien.

Wie groß auch immer an Masse und wie stark an Leben, ist Belgien doch kein selbstständiges Land, nicht eigenthümlich in Sprache, Bildung und Art, sondern einer ihm ursprünglich fremden Nationalität unterthan.

Schon sehr früh, und fast ohne Widerstand, in den französischen Kreis übergegangen, hat es noch vor der politischen Vereinigung jede eigne Bildung für die französische aufgegeben. Von Frankreich wieder losgerissen, bleibt sein Zug doch beständig dorthin gerichtet, und, an Belgien angeschlossen, würde auch Holland diesem Zuge folgen müssen. Statt eines eignen Prinzips hätte der ganze Staat nur ein fremdes, über der Gränze liegendes, bei den Nachbarn. Ganz anders verhält es sich in dieser Rücksicht mit Holland. Schon von Alters her bildete dieses einen freien und bisweilen sehr mächtigen Staat, während Belgien nur ein Nebenbesitz Spaniens, Oesterreichs und Frankreichs blieb. Holland ist im Besitze eines hohen Nationalruhms, an die glänzendsten Thaten und Niederlassungen in allen Welttheilen geknüpft; der Kriegsruhm der Belgier ist namenlos in fremden Armeen aufgegangen. Der Holländer redet seine eigne, ursprüngliche, durch alle Volksklassen gleiche, zu mannigfachem Gebrauch gebildete Sprache, während der Belgier eine zwar ausgearbeitete und verfeinerte, aber von ihm nicht mitgebildete, nach fremden Mustern übernommene Sprache spricht, und durch eben diese auch hinwieder von dem untern Volke getrennt ist. An politischer Fähigkeit und Kraft behauptet Holland ohnehin den unbestrittenen Vorzug vor Belgien; sein ehemaliger Antheil an den großen Welthändeln hat ihm den umfassenden Gesichtskreis, seine Fülle durchgebildeter Anstalten die praktische Geschicklichkeit zurückgelassen, welche für die höhere Staatsführung so vorzugsweise befähigen; das Uebergewicht Hollands in dieser Rücksicht hat sich auch bereits durch die That gezeigt, denn wenn die Mehrzahl

der hohen Staatsämter in den Niederlanden durch Holländer besetzt sind, so ist dies mehr die nothwendige Folge des in der Sache liegenden Verhältnisses, als absichtliche Veranstaltung, und schwerlich hätte Belgien den Fähigkeiten und dem Geiste eines Valck, und Anderer, so rasch das Gleiche an die Seite zu setzen. Auch das Fürstenhaus, welches den Thron besitzt, findet in Belgien, wenn vielleicht nicht weniger Treue, doch gewiß weniger Anhänglichkeit, als in Holland; es knüpft hier seit Jahrhunderten in fast ununterbrochener Folge die Bande, die ihm dort erst seit wenigen Jahrsfristen bestehn. Dieser Betrachtung gesellt sich eine andre von höchster Wichtigkeit. Das Schicksal bestimmt den Staaten nicht bloß friedliche Entwickelungen, es sendet die Stürme des Krieges unter sie, und diesen widerstehen zu können, nimmt es einen bedeutenden Theil der Regierungssorge in Anspruch. Wo ohnehin schon in der Gründung des Staates diese Rücksicht vorwaltete, da darf um so weniger aus den Augen gesetzt werden, was die Vertheidigung und Haltbarkeit des Landes angeht. Hier offenbart sich nun zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen ein großer Unterschied, der ganz zum Vortheil von jenen ist.

Belgien nämlich geht dem ersten feindlichen Anfalle, wenn die Nachbarhülfe säumt, verloren, Holland vermag dem stärksten Angriff aus eignen Mitteln zu widerstehen. Das Königreich der Niederlande kann, ohne Belgien, militairisch, politisch und national in Holland fortbestehn, während es in Belgien ohne Holland weder Vertheidigung, noch Selbstständigkeit, noch Volksthum hätte. Die Staatsklugheit befiehlt, aus allen diesen Gründen, in

dem Zwiespalte der beiden Länder die streitige Suprematie ganz an Holland zu knüpfen, und den ganzen Staat in diesem Geiste zu behandeln.

Wer diese Maßregel zu hart findet, der bedenkt nicht, daß entweder diese oder die entgegengesetzte ausgeführt werden muß, daß es in dieser Lage kein Drittes giebt, und daß die Begründung oder Auflösung des Staates davon abhängt. Wer an der Möglichkeit zweifelt, daß Belgien in Geist, Sprache und Art so verwandelt werden könne, daß es nicht mehr französisch, sondern ein mit Holland übereinstimmender Theil des niederländischen Staates sei, den mögen die jetzt ächtdeutschen Nachkommen der slavischen Vorfahren in Mecklenburg, Pommern, Sachsen, von dem Gegentheil überzeugen. Im Grunde widerfährt den Belgiern damit keine Unbilligkeit, sie bringen nichts Eigenes zum Vergleich, und werden durch diesen nur auf das zurückgeführt, was auch ihnen einst eigen war. Auch ist die Härte, die gegen sie ausgeübt werden soll, größtentheils viel geringer, als die, welche im entgegengesetzten Falle die Holländer träfe. Das Landvolk in Belgien spricht eine dem Holländischen nahverwandte Mundart, und das Französische nur nebenbei zum Verkehr mit Stadtbewohnern und Fremden. Handel und Schifffahrt lassen neue Theilnehmer leichter zu, als Landbau und Fabriken, und der Kreis der Thätigkeit, der sich dem Belgier in der holländischen Richtung öffnet, ist bei weitem größer, als der belgische für den Holländer werden könnte.

Nur auf diese Art erreicht der Staat seine wahre innere Stärke, von der sein Einfluß und seine Bedeutung abhängig sind. Nimmt er seine wahre Richtung,

und wendet sich ganz auf die Seite der Deutschen, deren Völkerbunde die gesammten Niederlande wesentlich angehörten, so werden aus dieser Verbindung die unermessenen Vortheile nicht fehlen, die namentlich für Belgien ein neues Leben versprechen, demjenigen ähnlich, dessen es in einer schon vergessenen Periode des Reichthums und Glanzes theilhaft war.

Ob das Königreich vorzugsweise belgisch oder holländisch, französisch oder deutsch sein, zerfallen oder bestehn soll, ist alles ein und dieselbe Frage, für die es nur ein und dieselbe Antwort giebt. Wie die Regierung ihre Wahl treffen, ob rasch oder langsam, ob still oder laut, gleich im Allgemeinen oder nach und nach im Einzelnen handeln soll, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Nur die eine Bemerkung finde hier zum Schlusse Platz, daß, je sichrer der deutsche Grundsatz festgehalten, je bewußter in Ausführung gebracht würde, desto angemessener die Regierung ihren Sitz vorläufig in Brüssel aufschlagen dürfte.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Walter Schelling
Buchbinderei

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften

Bd.: 6. Band

Mannheim 1843

Opp. 653 t-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605116-5